Don Jose Antonio

der Steppen-Häuptling

oder

Die Schrecken des Bürgerkrieges.

Historische Erzählung

aus den Zeiten der amerikanischen Befreiungskriege

von

Carl Schmeling.

Sechster Theil.

Der Präsident.

Verlag von Nelte, Bölße & Comp.

Cöln, Kreuzgasse Nr. 9. Berlin, Sparwaldsbrücke Nr. 13. Breslau, Heiligegeiststraße Nr. 16.

62.

Verschiedene Zustände.

Als sich Nordamerika erhob, um gegen die nicht absichtliche und boshafte, sondern mehr zufällige und närrische Tyrannei Englands zu erheben, staunte die Welt, als welche damals immer nur noch das winzige Fleckchen, welches Europa genannt wird, allein zu betrachten war.

Um die südamerikanischen Unabhängigkeitskriege kümmerte sich kaum Jemand, wie viel weniger konnten sie also Bewunderung, oder gar enthusiastische Bewunderung erregen.

Aber dies hatte seinen doppelten Grund.

Einmal war zur Zeit jenes ersten Kampfes Europa nach langen und vielen Wirren fast ruhig.

Dann bereitete sich jene Zeit vor, welche einen so wichtigen Umschwung der Dinge herbeiführen sollte und die Fieber derselben durchbebten bereits die Nerven des Staatenkörpers und Völkercomplexes, welche Europa bildet.

Man ergriff das Außerordentliche mit ungewöhnlicher Erregung, man schwärmte für Ideale und glaubte in kindlicher Albernheit, sie heraufbeschwören zu können.

Dagegen war der Rausch vorüber, als Südamerika begann, sich kräftiger unter einem weit schändlicheren, boshafteren und schmählicheren Drucke zu schütteln.

Europa hatte ausgeträumt und war nach einem schweren Traum matt, schlaff und schwach erwacht.

Es fühlte so zu sagen noch den Alp, welcher auf ihm gelastet und mit den Schrecken, welcher dies Gefühl hervorbrachte, mischte sich das simpel freudige Gefühl des Glückes, eine unangenehme Last abgeschüttelt zu haben.

Wenn aber je die Behauptung wahr gewesen, daß Staaten noch viel egoistischer sind als der einzelne Mensch, so darf man auch dreist sagen, daß Europa, als Gesammt-Staaten-Verein, streng die höchste Potenz des Egoismus allen andern Welttheilen gegenüber entwickelt hat.

Mit einem Worte, Europa dachte nur an sich, dachte nur im Jahre 1814, als endlich der lange, düstre, schwere Traum, welcher zu Anfange Ströme Blutes um den Träumer sprudeln ließ und fast mit unbeschreiblicher Lächerlichkeit in Strömen Blutes endete, daran, wie das glückliche Erwachen zu feiern sei.

Grade aber, als diese Feier einen recht angenehmen Charakter angenommen hatte, entstieg das Kirchengespenst, welches so lange die Völker und besonders die Regierungen geängstigt hatte, abermals dem Abgrunde, in welchen man es geworfen hatte.

Auf's Neue schritt Minerva mit dem Helm geschmückt durch die Länder und schlug Mars klirrend seinen Speer von Othris gegen den Schild.

Europa hatte auch 1815 mit sich zu viel zu thun, um an andere Sachen denken zu können.

Doch endlich war es möglich, daß der französische Bevollmächtigte der Restauration in Wien mit Ruhe seine kostbaren Käse, welche zu überbringen ein Kourier fünf Pferde zu Tode ritt, präsentiren konnte.

Endlich konnten die Diplomaten über den bekannten Wein eines berühmten Staatsmannes sagen:

„Er ist vortrefflich — mit ihm wird Alles gut gehen!"

Dies aber paßte nun keineswegs auf Spanien.

Denn um dieselbe Zeit, als die Angelegenheiten in dem übrigen Europa sich wieder in dem alten, regelmäßigen Gleise fortzuschieben begannen, fing dort der Staatswagen an von der einen Seite des Weges auf die andere hinüber zu schlenkern.

Mit einem Worte: Spanien in den letzten Jahren des Kriege fast glücklich zu nennen, ward elend nach dem Frieden.

Zu dem Elend an sich aber, zu den Wehen, welche das Land wie ein hitziges Fieber phantasiren ließen, und die eine heftige Krisis andeuteten, die wir leider erlebt haben, kam auch noch das Unglück der Kolonien.

Und merkwürdig, sie sollten grade dazu dienen, dem einst allmächtigen Lande den letzten Stoß zu geben.

Denn hätte Spanien seine Besitzungen in Amerika um diese Zeit noch mit Ruhe ausbeuten können, so wäre nie die Finanznoth eingetreten.

Die Finanznoth aber hat Spanien ruinirt, hat es dahin gebracht, wo es jetzt schon seit Jahren steht, an einem Abgrund, dessen Kanten fortwährend unter seinen Füßen, wenn dieselben einen festen Halt suchen, wegbröckeln.

Und grade, als Spanien durch sich selbst in sich am schwächsten war, mußte der Aufstand eine doppelte Kraft entwickeln.

Grade als dies geschah, mußte die Regierung so thöricht sein, einen tüchtigen, fähigen Gouverneur und Heerführer abzurufen, um die in seinem Nachfolger personificirte Unfähigkeit an dessen Stelle zu setzen.

Mehr noch, um diese Zeit ward dem Lande, welches, oder besser gesagt, den Ländern, welche um ihre Unabhängigkeit kämpften, die einzige bedeutendere Hülfe von Außen.

Dieselbe war winzig und gering, sie bestand nur aus sechshundert Abenteurern, welche unter dem Namen der englischen Legion gegen die Spanier zu fechten erschienen.

Aber was sie nicht an materieller Stärke und physischer Kraft entwickeln konnte, ersetzte diese Truppe durch moralischen Werth, welchen ihr die Umstände verliehen.

Ihr Erscheinen hob mächtig den Muth des Landes und Volkes.

Es hob mächtig den Muth der Länder und Völker, welche noch unter dem spanischen Drucke schmachteten.

Venezuela, Granada und Ekuador hatten den Reigen begonnen.

Bald folgten Buenos-Ayres.

Chila blieb nicht unthätig.

Desgleichen stand unter Artigas die Banda Oriental auf.

Der bekannte Francia befreite Paraguy.

Auch in Peru begann der Unabhängigkeitskrieg.

Fürchterlich wüthete schon seit längerer Zeit der Bürgerkrieg in Mexico, wo sich der Spanier Graf Calliga und der Mexikaner Moralos gegenüber standen.

So standen also fast alle Besitzungen der Spanier in Südamerika gegen das Mutterland unter Waffen.

War aber der Fehler der Spanier Zersplitterung ihrer Macht, so fehlte den Aufständischen die Einigkeit.

Die frühere Verwaltung des Landes hatte wenigstens das Verdienst, es zerrissen und zersplittert zu haben.

Jede Provinz kämpfte für sich, jede dachte nur an sich und deshalb gelang es den Spaniern oftmals, ihnen die bereits errungene Freiheit wieder zu entreißen.

Mexiko und Venezuela waren die Staaten, um welche es sich hauptsächlich handelte.

Denn hier war der Aufstand am besten organisirt und am Großartigsten.

Denselben zu unterdrücken, wendeten die Spanier auch die größte Macht nach diesen Punkten.

In andern, wie in Peru, dagegen hatte sich eine Partei für Spanien gebildet.

Noch andere wurden von den darin herrschenden Gouverneuren behauptet.

Unter solchen Umständen mußte der Kampf lange unentschieden bleiben und sich in die Länge ziehen.

In Mexiko ging es 1815 glücklich den Spaniern, um so schlechter in Venezuela.

Morillo war geschlagen und eilte mit den Resten seiner Armee dem Meere zu, um sich einzuschiffen und einen andern Punkt des Landes anzugreifen.

Er that dies wirklich und obwohl diese Methode neu war, taugte sie dennoch nicht viel.

Monteverde verließ in den unglücklichsten Momenten das Land nicht einen Augenblick.

Wie Morillo von Paez ward Morales am 20. September bei Inucal von Piar geschlagen.

Später schlug ihn der Schotte Mac Gregor gänzlich.

Unterdessen hatte Brion Marguerita erobert.

Morillos Versuch, die Insel wieder zu nehmen, mißglückte.

Einstweilen nahm die Junta jetzt ihren Sitz auf derselben, bis Bolivar, dem es ebenfalls gelungen, ein Heer auf die Beine zu bringen, dieselbe wieder nach Carraccas führte.

Venezuela war fast so gut wie frei.

Da verdarb die Uneinigkeit der Independenten fast Alles wieder.

Hierzu kam noch eine abermalige Schurkerei des Verräthers Piar.

Doch von dieser Sache später.

63.

Der Schwur.

Wir haben dem sechsten und letzten Theile dieser Erzählung eine Art von Vorrede vorausgeschickt.

Dies war vielleicht nöthig, vielleicht auch nicht.

Wir bitten deshalb diejenigen der Leser um Verzeihung, für welche es unnöthig, sowie diejenigen, für welche dieselbe nöthig und doch nur in unzureichender Kürze gegeben.

Kehren wir jedoch jetzt wieder zu den Personen zurück, welche wir am Ende des vorigen Theiles verließen.

Madariago war dem Bette ursprünglich in der Absicht näher getreten, um dem ohnmächtig gewordenen Paez beizuspringen.

Als er aber Maria erblickte, blieb auch er wie angewurzelt stehen.

Der Arzt war erbleicht.

Indessen ergriff er schnell die Decke und schlug sie wieder über die Kranke, indem er ausrief:

„Verzeihung, Donna; ich konnte es nicht wissen!“

„So helft ihm doch nur; ich bitte Euch!“ entgegnete Maria heftig.

„Es soll geschehen!“ antwortete der Arzt.

„Diese schreckliche Krankheit!“ murmelte Madariago.

Die beiden Männer hoben hiernach Paez vom Boden auf und der Arzt wollte flüchtige Salze in Anwendung bringen, um ihn wieder ins Leben zurückzurufen.

Doch der Spanier verhinderte dies.

„Laßt es!“ sagte er, „und gebt mir statt dessen ein Wenig Wasser.“

Mit diesem besprengte er den Indier, welcher darnach sich bewegte. Bald öffnete er auch seine Augen wieder und blickte umher, doch sein Blick war starr und unsicher, immer noch schien sein Bewußtsein nicht völlig zurückgekehrt zu sein.

„Erholt Euch Paez!“ sagte Madariago.

Der irrende Blick des Kranken sah auf den Sprecher und flog dann zu Donna Maria.

„Mein Gott!“ seufzte Paez, während er sich an die Stirn faßte.

„General!“ begann der Arzt, „ich konnte nicht denken—!“

„Mein Gott!“ unterbrach ihn der Indier, „träume ich oder ist es Wirklichkeit?“

„Es ist Wirklichkeit, José, mein Geliebter!“ sagte Donna Maria, „aber ich glaube, das Schicksal wird nach diesem Opfer befriedigt sein!“

„Also dies Alles ist kein quälender Alp, den ich abschütteln kann, so wie ich erwache?“

„Nein, mein José!“

„Oh — Gott; die beiden Arme!“

„Ja, sie sind dahin, Geliebter — aber ich gab ja diese Arme gerne; ich habe furchtbar gelitten: aber ich litt ja gern, weil ich für das Vaterland, Dein Vaterland litt!“

„Die beiden Arme; die beiden Arme!“ wiederholte Paez.

Einen Moment schwiegen jetzt die vier im Zimmer anwesenden Personen.

Dies geschah aber deshalb, weil Anzeichen vorhanden waren, die einen neuen Anfall des Generals zu verkünden schienen.

Madariago trat ihm deshalb näher.

Doch dies Mal beherrschte Paez seine Schwäche.

„Ich danke Euch, Don Joseph!" sagte er, „es ist vorüber, laßt mich dies Opfer der Grausamkeit eines Unmenschen nochmals sehen!"

„Aber Don José—!" wagte der Arzt zu sagen.

„Fürchtet nichts!" rief Paez, „ich werde jetzt stark sein!"

Der Arzt schlug wiederum die Decke zurück und Maria, oder vielmehr ihr verstümmelter Körper lag jetzt vor seinen Augen.

Als Paez jetzt auf denselben hinstarrte, schien er zur Bildsäule verwandelt zu sein.

Keine Muskel seines Körpers bewegte sich und selbst der kaum erst wieder regelmäßige Athem schien zu stocken.

Wer aber nicht gefühllos war oder wer überhaupt nur Theil an dem Geschicke des armen Opfers nahm, hätte überhaupt bei ihrem Anblicke nicht gleichgültig bleiben können.

Beide Arme waren Maria dicht an den Schultern abgenommen.

Paez betrachtete diesen einst so blühenden und schönen, jetzt verstümmelten Körper lange; dann sagte er zu den beiden andern Männern:

„Laßt uns allein!"

Die Männer gehorchten schweigend, aber Maria sah dieselben nicht ohne Besorgniß gehen, weil sie immer noch für den Geliebten fürchtete.

Paez schien ihre Gedanken zu errathen.

„Fürchte nichts!" sagte er mit sanfter Stimme, „der Eindruck des Schrecks ist vorüber!"

Der Ton, in welchem diese Worte gesprochen wurden, deutete an, daß derselbe einem andern Gefühle, dem des Schmerzes, Platz gemacht hatte.

Als Madariago und der Arzt das Zimmer verlassen, warf sich Paez vor dem Bette auf seine Knie.

Er umschlang abermals die Geliebte, als er aber sprechen wollte, erstickte ein lautes Schluchzen seine Stimme und heiße, brennende Thränen netzten das Antlitz Maria's.

Diese versuchte ebenfalls zu sprechen, aber es giebt eine Sympathie, die Sympathie verwandter Seelen, und auch Maria mußte weinen, so sehr sie sich auch bemühte, ihr Gefühl zu unterdrücken.

Es währte geraume Zeit, bis die beiden glücklichen und zugleich unglücklich Liebenden wieder Herr ihrer schmerzlichen Regungen wurden.

Und doch war diese nicht allein der Schmerz.

Denn mit ihm mischte sich die Wonne des Wiedersehens und des gegenseitigen Wiederbesitzes.

Aber diese Wonne war herbe.

Endlich richtete Paez seinen Kopf auf und flüsterte:

„Maria!“

„José!“ entgegnete die Donna.

„Maria!“ fuhr jener fort, „es ist wahr, ich habe bereits viel gelitten; aber dies — Du — Dein Schicksal, Geliebte, ist geeignet, mich zu Boden zu drücken; ich gestehe es, ich fühle den letzten Rest meiner geistigen Kräfte schwinden!“

„Nicht so, mein Geliebter; ich handelte einst unrecht—!“

„O, sprich jetzt davon nicht!“

„Laß mich José! ich handelte einst thöricht, wenn Du willst—!“

„Maria ich bitte Dich—!“

„Aber meine Thorheit hatte schreckliche Folgen!“

„Du tödtest mich!“

„Für diese Folgen aber mußte ich büßen, mußte ich einstehen und diese Strafe erdulden; das Schicksal ist gerecht!“

„Es ist schrecklich!“

„Oh ja, dies ist wahr, José; aber betrachte es aus dem Lichte wie ich. Nun erst darf ich sagen: Geliebter, ich bin Deiner Liebe werth!“

„Und ich, und ich, meinetwegen hast Du gelitten, was soll ich sagen?“

„Ach José! — Du hast meinetwegen gelitten, mehr, wie ich je leiden konnte; Du leidest noch!“

Oh, es ist wahr — wie kannst Du ein Schicksal gerecht nennen, welches unsere Leiden vermehrt?“

„Schmähe nicht, war ich nicht auch ungehorsam gegen meine Mutter?“

„Ah, die Mutter?“

„War ich nicht mit Rachegedanken gegen sie erfüllt und habe ich nicht die Hand gegen sie erhoben?“

„Maria, diese Mutter, die Mörderin Deines Vaters!“

„Sie blieb meine Mutter; ich konnte mich ihrer Grausamkeit und

ihrem Hasse entziehen, aber ich durfte nicht das Rächeramt für ihre Thaten übernehmen — dort oben ist ihr Rächer!"

Paez blickte erst mit weit geöffneten Augen auf die Geliebte, dann ließ er den Kopf sinken und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Verstand er bereits, was Maria sagen wollte?

Es kann sein.

Jene fuhr indessen nach einer Pause fort:

„Darum mein José, soll auch das Erste unseres Zusammentreffens sein, daß ich eine Bitte an Dich richte!"

„Sprich, Maria!" sagte Paez.

„Und Du wirst dieselbe erfüllen?"

„Ich weiß es nicht, indessen sprich!"

„Nochmals also, mein Geliebter, es ist meine Mutter und derjenige, der die Stelle meines Vaters vertritt!"

„Weiter!"

„Beide sind schwere Verbrecher, schwerer vielleicht wie man glaubt; mich namentlich haben sie namenlos elend und unglücklich gemacht!"

„Ja ja, sie, sie und nur sie allein!"

„Aber wir — wollen ihnen vergeben!"

„Maria!"

„Wir, Geliebter, wollen unsere Rachegedanken aufgeben!"

„Maria ich —!"

„Bei meiner, bei unserer Liebe beschwöre ich Dich, Geliebter, mir zu folgen!"

„Die Rache aufgeben, Marie?"

„Geschähe es nicht, so würde ich keine Ruhe haben; zu den unsäglichen Qualen und Schmerzen, die ich ertrage, würde sich ein Kummer gesellen, der mich ins Grab brächte!"

„Aber Maria, ich — bin kein Sohn Deiner Mutter, noch desjenigen, welcher, wie Du sagst, die Stelle Deines Vaters vertritt. Die Rache aufgeben, hieße —!"

„— zeigen, daß Du ein Christ bist!"

„Hieße meine Eltern und ihre Leiden vergessen, wenn ich auch nicht an mich denken wollte!"

„Oh nein mein José, denke an sie, denke an Dich und vergeß nur, was sie, Du und ich gelitten!“

„Und dann?“

„Außerdem aber concentrire Deine Gedanken und Deine Handlungen nicht auf einen einzelnen Punkt, zu dem geringen Zwecke der persönlichen Rache!“

„Nun—!“

„Hier sei großmüthig!“

„Ich begreife nicht, was Du sagen willst!“

„Du sollst es bald einsehen; neben Dir und den Deinen haben auch viele Andere gelitten!“

„Oh gewiß!“

„Hat das ganze Land dulden müssen!“

„Leider ja!“

„Denke also neben dem, was Dir und den Deinen geschehen, auch daran, was dem Lande widerfahren!“

„Ah, es kam mir nie aus dem Sinne!“

„Deine Rache sei, das Land von seinen Leiden zu befreien!“

„Ah, ich verstehe!“

„Wer dabei dem Schwerte verfällt — es ist nichts zu ändern, doch versuche diesen fürchterlichen Krieg, dieses gegenseitige Morden zu vermeiden!“

Paez hatte bereits seit einiger Zeit den Kopf erhoben; er war nachdenklich geworden!“

„Du hast Recht!“ murmelte er; „es ist, als ob sich jetzt in diesem Lande wilde Thiere zerfleischten!“

„Oh!“ sagte Maria, „Du hättest hier sein sollen, um die Gräuelscenen zu sehen!“

„Ich habe davon gehört!“

„Glaube mir, José, ich litt fürchterlich durch die mir zugefügte Schande und Schmach, meine Schmerzen waren gräßlich!“

„Du Aermste!“

„Aber, was ich empfunden, als ich der Henkersscenen, die Morillo veranstaltete, beiwohnte, das ist nicht zu beschreiben!“

Paez sprang vom Boden auf.

„Du hast Recht, sage ich nochmals!“ rief er, „und ich will —

„Du willst mir folgen, José!“

„Ich will Dir eine Antwort geben, die Dich befriedigen soll!“

Der Indianer schritt schnell zur Thür.

„Kommt herein, Don Joseph!“ rief er hinaus, „auch Ihr Doctor!“

Die Gerufenen traten schnell in das Zimmer.

Paez wandte sich an den Spanier und sagte:

„Laßt die Armee auf einen engen Platz zusammenrücken!“

„Ihr aber!“ sagte er zu dem Arzte, „schafft einen Wagen und führt diese dorthin, wo Ihr mich sehen werdet!“

Die Männer entfernten sich.

„Was sinnst Du mein José?“ fragte Maria.

„Du wirst es erfahren, Geliebte!“

Paez umarmte und küßte Maria nochmals; dann richtete er sich stolz und kühn empor.

Das Auge des Indianers flammte und auf seinen Zügen lag jener Seelenadel, welcher fast immer dem Antlitze des Indianers bei besonders lebhaften Regungen eigen ist.

Dann aber verließ er schnell das Zimmer.

Die Armee der Independenten war noch im Anzuge begriffen.

Paez, der sich wieder auf sein Roß geworfen hatte, war bald an Ort und Stelle, um die von ihm getroffenen Anordnungen selbst zu leiten.

Er ließ auf einem großen Platze neben der Stadt von den Truppen ein Viereck bilden.

In der Mitte desselben berief er die Generale und Stabsoffiziere zusammen, denen er eine kurze Mittheilung machte.

Diese ritten darauf zurück und eine feierliche Stille trat ein.

Das Viereck der Truppen umgab eine unabsehbare Menschenmenge.

Bald darauf bewegte sich langsam von der Stadt ein Wagen heran.

Als derselbe die Zuschauer erreichte und durch sie hinfuhr, erhob sich erst ein unheimliches Flüstern, welches bald in duupfes Murren überging.

Der Wagen ward in die Mitte des Vierecks geführt.

Als er hier hielt und Paez gegrüßt hatte, wendete er sich an die Truppen.

„Freunde und Kameraden, Soldaten der tapfern Armee, die ich zu befehligen beauftragt worden, Kämpfer der Freiheit, im Namen des Vaterlandes meinen Dank für das, was Ihr gethan, und dies ist nichts Geringes.

Durch Euch ist der Wütherich, welcher gekommen, dasselbe ganz zu vernichten und zu verheeren, in seinem Vorhaben gehemmt, er ist vertrieben und mit seinen Schergen auf der Flucht mit den Schiffen, die sie gebracht haben.

Schon vorher, ehe dieser Mensch, der von Menschen nur diese Gestalt haben kann, hierher kam, war der zwischen uns und unsern Unterdrückern geführte Kampf fürchterlich.

Durch ihn aber ist er bis zu einem Stadium der Grausamkeit geführt worden, für welches es keine Bezeichnung giebt und wir sind zugleich an dem Orte, wo er am schrecklichsten gewüthet.

Kameraden, wir haben es nicht mit Soldaten zu thun, sondern mit Räubern und Banditen, die sich zugleich im Amte des Henkers üben, dem sie unfehlbar einst verfallen werden.

Noch stehen die Gerüste und die Galgen, noch sind die Gruben frisch, an denen wehrlose Greise und unschuldige Weiber geopfert wurden, und Ihr werdet sie sehen.

Wenn Ihr sie aber erblickt, so wird ein grimmiger Haß Eure Brust zusammenkrallen, und Rache wird das einzige Gefühl sein, was Euer Herz noch zu bergen vermag.

„Auch mir ist es so ergangen.

„Aber nur ein Augenblick darf es sein, in welchem solche Gefühle vorherrschen, nicht die Rache darf, sondern die Befreiung des Vaterlandes muß unser Ziel sein.

„Unmenschen kämpfen gegen uns, doch wir dürfen deswegen keine Unmenschen sein.

„Das Morden der Spanier darf uns nicht als Beispiel dienen, darf uns nicht zu Repressalien veranlassen.

„Zwar sind dazu von andern Heerführern unserer Sache Befehle gegeben, und es sind Grausamkeiten vollzogen, deren sich die Spanier nicht zu schämen brauchen.

„Doch ich erkläre daran nicht Theil genommen zu haben, ich erkläre, daß Ihr daran nicht betheiligt gewesen.

„Unsere edle Sache fordert, den Krieg menschlich zu führen, um das fürchterliche Unglück des Landes nicht noch zu vermehren.

„Ist einer durch ihn fürchterlich getroffen, so bin ich es; Ihr kennt fast Alle mein früheres Geschick.

„Aber es wird dasselbe noch übertroffen durch die neue Schmach und Verachtung, welche mir in der Person meiner Geliebten, dem theuersten Gute, welches ich auf Erden besitze, widerfahren.

„Seht her —!"

Paez gab Marie einen Wink, und diese erhob sich, von dem Arzte unterstützt, im Wagen, so daß ihr verstümmelter Körper von allen Seiten gesehen werden konnte.

Ein dumpfes, drohendes Murren durchlief die Reihen der Soldaten.

„Seht hier!" übertönte die Stimme des Generals dasselbe. „Seht das Opfer einer Barbarei, wie sie meine Vorfahren, die Jahrhunderte lang Wilde und Cannibalen genannt wurden, sie nicht zu verüben im Stande waren.

„Seht an diesem Opfer die Folgen einer Mißhandlung, mit der Schmach und Schande verbunden ist.

„Aber ferne sei es von uns, von ihr, der Gemißhandelten und von mir, dem jeder der Streiche, welche sie durch Henkershand empfing, das Herz zerriß, an persönliche Rache zu denken.

„Vergeben sei denen, die es gethan, nie aber werde ihre Schuld an Unschuldige gerächt!"

Ein neues Gemurre durchlief die Reihe; es war ein Aeußerung der Verwunderung.

„Dagegen," fuhr Paez fort, „befestige uns der Gedanke an die hier vorgefallenen Gräuelscenen, der Anblick dieses so grausam verstümmelten Körpers in dem, was wir zu thun haben; er sei ein Sporn uns anzutreiben, diesem Elende ein Ende zu machen, und wer es treu mit dem Vaterlande meint, der schwöre mit mir, nicht eher zu ruhen, bis dasselbe gänzlich befreit ist; wollt Ihr dies?"

Als Paez geendet und seine hohe, mächtige Gestalt noch mehr im Sattel aufrichtete, folgte erst ein tiefes Schweigen.

Nach ihm durchlief ein dumpfes Gemurmel die Reihen; aber es ließen sich aus demselben die Worte vernehmen:

„Wir wollen!"

Paez begann wieder:

„So schwört mit mir, für die Freiheit des Vaterlandes Gut, Blut und Leben jetzt und stets zu wagen, und nicht zu ruhen, so lange noch ein Feind dieselbe bedroht!"

„Wir schwören!" erschallte es donnernd durch die Luft, und ein heller Klang der aneinanderschlagenden Waffen begleitete diesen Schwur.

„Ich danke Dir, José!„ rief Marie, „du konntest nicht besser antworten."

Madariago dagegen ergriff die Hand des Indianers und sagte:

„General, ich sage nichts weiter, aber von jetzt ab wird meine Freundschaft für Euch in Verehrung übergehen!"

Als die Worte des Indianers jetzt durch die um und neben den Truppen versammelte Menge liefen, schienen sie erst lähmend auf dieselbe zu wirken.

Dann aber zeigte sich das feurige Temperament der Südländer in seinem grellsten Lichte.

Zur Rache geneigt, ist ihr Charakter dennoch nicht unfähig, edle Eindrücke zu empfangen.

Ein Beifallssturm brach los und ein donnerndes Lebehoch verkündete dem edlen Indianer, wie seine Rede aufgenommen.

Paez dankte.

Dann aber ertheilte er mit einer Ruhe und eisernen Festigkeit als sei vorher nichts mit ihm vorgegangen, die nöthigen Befehle.

Am andern Tage aber brach die siegreiche Armee wieder auf.

Paez ging mit einem Theile derselben nach Norden, Morillo dorthin zu verfolgen.

Ein anderer Theil des Heeres aber marschirte auf Carraccas zu, und derjenige, welcher diese Armee commandirte, war — Piar, der Verräther, welcher den Eid mitgeschworen hatte.

64.

Der Verräther.

Paez also hatte seine Armeen getheilt.

Dies hatte folgenden Zweck:

Morillo war zwar geschlagen, und es war nicht zu erwarten, daß er nach der erlittenen Niederlage sich wieder irgendwo festsetzen werde.

Ihn bis nach seinen Schiffen zu jagen und womöglich auf dem Wege dahin gänzlich zu vernichten, war die Hälfte der Armee der Independenten ausreichend.

Geschah aber Letzteres nicht, so konnte er leicht an einem andern Punkte landen, um die von ihm detachirten Abtheilungen aufzunehmen oder zu unterstützen, und dies konnte gefährlich werden.

Deshalb sandte Paez den General Piar ab, um die jenen gegenüberstehenden Heerführer zu unterstützen.

Nächst dieser Theilung der Armeen unterließ der Indianer auch nicht, dem Congresse zu Angostura von dem Vorgefallenen Meldung zu machen.

Zugleich aber bat er, jetzt die Dictatur einem Andern zu übertragen, da er sich zwar im Felde tüchtig, zu der Leitung der Regierung eines Staates aber unfähig fühle.

Als den hierzu geeignetsten Mann empfahl er Bolivar.

Er hatte diesen Schritt übrigens seinem Freunde Madariago gänzlich verheimlicht.

Als dieser denselben erfuhr, rief er:

„Oh, Paez, Paez! das heißt die Bescheidenheit zu weit treiben; was ich von Bolivar bisher gehört, so ist er nicht der Mann für einen solchen Posten!“

„Und weshalb nicht?“ fragte Paez.

„Er ist ein ehrgeiziger Tyrann!“

„Mag sein; er wird es aber nie lange bleiben!“

„Wer weiß!“

Der Spanier schüttelte den Kopf, konnte aber nichts an der Sache ändern.

Die Dictatur ward bald darauf Bolivar übertragen.

Paez setzte indessen die Verfolgung Morillos fort, ohne diesen jedoch zu erreichen.

Der Spanier that wirklich, was Paez vorhergesehen.

Er ging zu Schiffe und versuchte zuerst, die Insel Marguerita zu nehmen.

Ein Blick auf die Karte zeigt die Wichtigkeit derselben sofort.

Aber der tapfere Arismendi, welcher hier kommandirte, machte alle Anstrengungen Morillos nutzlos.

Während dieser Zeit schlugen auch Mac Gregor und Piar den Spanier Morales.

Venezuela war bis auf wenige feste Plätze fast ganz frei.

Paez zog vom Westen wieder der Gegend von Carraccas zu.

Dagegen trafen bei Morillo 7000 Mann frischer Truppen aus Spanien ein.

Und merkwürdig, es schien fast, daß Bolivar jedesmal, sobald alle Augen auf ihn sahen, unglücklich sein sollte.

Morillo landete unverhofft, griff den mit anderen Heerführern in Uneinigkeit lebenden Bolivar an und schlug ihn total.

Die Folge davon war, daß jetzt Carraccas wieder in die Gewalt der Spanier kam, und diese nun besetzt hielten Carraccas, Cumana, Barcelona und andere Städte.

Der Sieg aber hatte die Spanier aufgeblasen.

Morillo zweifelte überhaupt nicht daran, daß er trotz allen Unfällen Südamerika wieder erobern werde.

Wie wir wissen, befand sich der Gouverneur von Barcelona, Don Rovierez, bei ihm.

Morillo hatte einen großen Kriegsrath zusammenberufen und diesem wohnte auch der Marquis bei.

Gleich beim Beginn desselben sagte der General zu diesem:

„Ach, Exellenza, es freut mich, Euch bereits wieder in Euer Gouvernement einsetzen zu können!“

„Wie, mich?“ fragte der Marquis erbleichend.

„Barcelona ist in unserer Gewalt!“

„Aber unsicher, Excellenza!“

„Keineswegs, es steht eine Armee darin!“

„Ah! und wer befehligt dort?“

„Centifuego.“

„Wie — immer noch?“

„Nun ja, er hat es wieder genommen.“

„Ah, dieser Mann wird alt!“

„Das ist richtig.“

„Man darf ihm nicht zuviel mehr zutrauen.“

„Meint Ihr, Excellenza?“

„Ich habe ihn während langer Jahre beobachtet.“

„Das ist wahr!“

„Dabei eigensinnig!“

„Nun, wir werden sehen — um so mehr dürfte Eure Gegenwart nöthig sein!“

Der Marquis konnte jetzt nicht länger mehr Einwendungen machen und hatte durch seine Aeußerungen noch dazu beigetragen, den Entschluß des Generals zu befestigen.

Aber er zitterte, wenn er an Barcelona dachte, wo er die schrecklichsten Erfahrungen gemacht hatte.

Eine natürliche Folge davon war, daß er in dem Kriegsrathe stumm blieb, während alle übrigen Anwesenden ihre Meinung abgaben.

Die wichtige Angelegenheit aber, welche in demselben verhandelt wurde, bestand darin, eine allgemeine Amnestie zu verkündigen, und derjenige, welcher diesen Vorschlag gemacht, der General Lopez, begründete seine Ansicht besonders dadurch: daß diese Amnestie jedenfalls bei den Furchtsamen und Lauen Anklang finden werde; daß sie für Beendigung des Krieges sprechen würden; daß also vermuthlich Uneinigkeiten entständen, und endlich: daß man ja doch, wenn nicht sofortige Unterwerfung stattfände, immer noch freien Willen habe, daß aber jedenfalls die eintretenden Wirren dem Fortschritte der Waffen Spaniens nur dienlich sein könne.

Für Morillo war dieser Vorschlag ganz geeignet.

„Das läßt sich hören!“ meinte er, „Versprechen und Halten ist überdem zweierlei!“

Der Vorschlag ward angenommen.

Als die Sitzung beendet, hatte Rovierez nichts Eiligeres zu thun als sich zur Marquise zu begeben.

Fast athemlos langte er dort an und erschreckte die gute Dame durch sein bleiches Aussehen gewaltig.

Denn Donna Isabella hatte sich ebenfalls insofern verändert, daß sie seit der Affaire von Angostura sehr nervenschwach geworden.

Demungeachtet war sie, wenn nicht der Herr ihres Herrn, doch immer noch der Rathgeber desselben, der dem von ihr ertheilten Rathe fast blind folgte.

„Mein Gott!“ sagte die erstaunte Dame, als sie den Marquis erblickte, „was fehlt Euch, Excellenza?“

„Wir sind verloren!“ reif der geängstigte Mann.

„Wie — verloren? Ihr erschreckt mich fast!“

„Ach, ich bin fast todt vom Schreck!“

„Aber so sprecht doch!“

„Einen Augenblick mich zu erholen!“

„Nun, wie heißt denn das Ungeheuer, welches Sie so außer sich gebracht?“

„Ah, Sie wagen noch zu scherzen?“

„Keineswegs; aber da Eure Erscheinung Ungeheuerliches verkündet, so weiß ich keinen andern Ausdruck zu finden!“

„Es ist auch wirklich so!“

„Nun denn, so bitte ich!“

„Denkt Euch, der General verlangt —!“

„Welcher General; ein wenig Ordnung in Euren Reden, Excellenza!“

„Ich bitte um Verzeihung, Don Morillo!“

„Ah der — er verlangt also?“

„Daß ich jetzt in dieser Zeit mitten durch die Rebellen hindurch — nein es ist hart bei aller Ergebenheit gegen ihn als bevollmächtigten Dictator —!“

„Aber so laßt mich doch nur wissen!“

„Ich sage Euch jedoch, Excellenza, es ist wieder eine seiner verkehrten unüberlegten Bestimmungen!“

„Excellenza scheinen jedes Restchens von Verstand baar zu sein!“

„Wie? — ist nicht alles verkehrt und unglücklich gegangen seit er in das Land gekommen?"

„Das will ich nicht bestreiten; besonders da sich diese Eigenschaften seiner Umgebung mitzutheilen scheinen!"

„Oh Monteverde, Monteverde!"

„Der hört Euch nicht mehr, Sennor!"

„Leider nein!"

„Aber er war der Mann, geschaffen, die Ordnung der Dinge wieder herzustellen!"

„Früher habt Ihr das Gegentheil behauptet!"

„Ich irrte mich!"

„Gut, das ist schön, aber nun wieder auf Don Morillo zu kommen!"

„Ach ja, richtig; er verlangt und dies soll sofort geschehen —!'

„Sein Verlangen aber!"

„Ich soll mich auf meinen Posten begeben!"

„Ei — das ist viel!"

„Nicht wahr; ich hatte Recht!"

„Freilich wohl: doch bei Lichte betrachtet —"

„Wie — was!"

„Ist nicht Barcelona in unser Gewalt?"

„Oh gewiß; aber der Weg dorthin?"

„Nun, was dies anbetrifft, die Rebellen sind geschlagen und man wird Euch eine Bedeckung mitgeben, die Marodeure abzuhalten!"

„Exellenza aber —!"

„Wirklich, ich finde diesen Befehl so vortrefflich als natürlich!"

„Ich erstaune!"

„Zudem bin ich des ewigen Umherziehens müde!"

„Aber Exellenza, der Krieg ist noch nicht zu Ende!"

„Er ist es, die Rebellen sind geschlagen!"

„Das ist Verblendung!"

„Und wenn nicht ganz, so wird man sie noch ferner vernichten!"

„Doch bedenkt, Exellenza, wir in Barcelona!"

„Wir gehören dorthin!"

„Ich weiß nicht was ich sagen soll!"

Dies war wirklich mit dem Gouverneur der Fall, der wie eine Salzsäule stand und seine Gemahlin anstarrte.

Donna Isabella ihrerseits lächelte und schien zu erwarten, was die Angst dem Marquis weiter auspressen werde.

Als er sich ein wenig von seiner neuen Ueberraschung erholt, begann derselbe ihr das Resultat des Krieges mitzutheilen.

„Don, seht Ihr!" rief die Dame, „der Krieg ist zu Ende, Ihr werdet nur noch zu strafen haben!"

Wie gewöhnlich machte das Benehmen der Frau und ihre Worte einen Eindruck auf den Marquis.

Er beruhigte sich halb und halb, und wenn er schon auch nicht so siegesgewiß wie Morillo und die Marquise war, erschienen ihm die Angelegenheiten und seine Lage doch minder gefährlich.

Seine Besorgnisse wurden durch einen Seufzer geschlossen und er begann sich zur Abreise zu rüsten.

Dann aber fuhren beide zu Morillo, um sich zu verabschieden, wobei nicht vergessen ward, um eine Eskorte zu bitten.

Diese ward natürlich bewilligt und am Abende verließ das würdige Paar mit seiner Bedienung, von fünfhundert Dragonern begleitet, Carraccas.

Die Nacht hindurch ging auch alles gut.

Nachdem er aber gezögert, bis Bolivar geschlagen, war Piar, der mit Mac Gregor in Unfrieden lebte, wie Bolivar mit ihnen beiden, näher auf Carraccas gezogen.

Seine Reiter durchstreiften die Gegend zwischen Carraccas und Barcelona.

Gegen Morgen stieß die spanische Eskorte auf jene und es begann eines jener Reitergefechte, welche im Südamerikanischen so viele stattfanden, und wozu sich die Steppen besonders eignen.

Daß heißt, es nahm jene Art von Spiel seinen Anfang, welches die Kinder Zeck nennen, nur war dies Jagen blutiger als dasjenige, welches die Kinder erfreut.

Piars Reiter nämlich griffen die Spanier an und schlugen sie in die Flucht.

Als die Letzteren eine Strecke Reißaus genommen, setzten sie sich wieder zur Wehre und nun flohen die Südamerikaner.

Dies Hin- und Wiederjagen wechselte vielleicht ein dutzend Male und kostete beiden Theilen eine nicht unbeträchtliche Anzahl Opfer, bis endlich Piar selbst mit einem Ulanen-Regiment auf dem Kampfplatze dem Dinge ein Ende machte und die Spanier nunmehr unaufhaltsam nach Carraccas zurückeilten.

Während der Dauer jener wechselnden Kämpfe aber hatten die Equipagen des Gouverneurs gehalten.

Denn aus dem Wirrwarr zu entkommen, wäre doch nicht möglich gewesen.

Als die Amerikaner Sieger geblieben, umringten sie die Wagen in der lobenswerthen Absicht, sie zu plündern.

Auch Piar traf bei ihnen ein.

Mit dem ersten Blicke erkannte er den Marquis, welcher bereits auf wenig höfliche Weise aus dem Wagen complimentirt worden.

„Ah, sieh da!" rief der Mulatte, „welche angenehme Ueberraschung!"

Als der bisher vor Angst dem Sterben nahe Marquis, denn er war trotz der langen Kriege, welche um ihn tobten, nicht zum Helden geworden, den General erkannte, gewann er schnell seine Fassung wieder.

Ja, er schöpfte, da er seinen Mann kannte, vielleicht einige Hoffnung.

„Bei Gott!" entgegnete er schnell, „es ist eine Ueberraschung und was das Angenehme betrifft, so sage ich nicht nein, seit ich weiß, unter wessen Protection ich mich begebe!"

„Ah, Protection!" lachte Piar, „den Henker auch!"

„Ich wußte eben keinen mildern Ausdruck, General!"

„Nun, wie Ihr wollt; ich preise mich glücklich, unsere Bekanntschaft zu erneuern und fortzusetzen!"

„Die Herren kennen sich, wie ich höre," sagte die Marquisa, welche dem Gespräche aufmerksam gefolgt war.

„Allerdings — meine Gemahlin Donna Isabella Valeria, — der General Piar!"

Der Mulatte beugte sich bei dieser Vorstellung des Marquis bis auf den Hals seines Pferdes.

Die Marquise verbeugte sich mit einer Anmuth, wie sie es bisher noch nicht in der glänzendsten Gesellschaft gethan.

Freilich galt es hier auch eine Eroberung zu machen, von der sehr viel, vielleicht Alles abhing.

Man wechselte noch einige Höflichkeiten und Piar lud dann seinen hohen und wichtigen Gefangenen ein, wieder in den Wagen zu steigen.

Mit ziemlich verdrießlichen Gesichtern hatten die Reiter diesem Akte, der ihnen die Aussicht auf Beute vorläufig benahm, zugeschaut.

Aber sie sagten nichts weiter, da seit einiger Zeit die Disciplin im Heere der Independenten sehr streng war.

Piar brummte in seinen kurzen, krausen, mit den Spitzen nach oben gedrehten Bart:

„Das wäre eine Beute für Paez — dieser vermaledeite Indier!"

Dann jedoch setzte sich die Gesellschaft wieder in Marsch, um ebenfalls südwärts zu ziehen, jedoch nicht nach Nueva Barcelona.

Piar dirigirte vielmehr seinen Marsch nach Aragua, welches er auch am Abende des nächsten Tages erreichte.

Hatte dieser Mann vielleicht schon jetzt besondere Absichten?

Wer kann es wissen.

Daß er Bolivar im Stiche ließ, war mindestens unehrenhaft und unpatriotisch; insofern seine Handlungsweise dabei aber die schlimmsten Folgen hatte, auch schon verrätherisch.

Bolivar, der nach ihm Puerto Cabello so gut gehalten, hatte diesem Menschen ein Zutrauen geschenkt.

Ueberhaupt aber war allen Mulatten, seit die Creolen und Indianer das Uebergewicht erhalten, nicht zu trauen.

In Aragua lud der General seine Gefangenen zur Tafel ein.

Dies war, obwohl bei dem Hasse der kämpfenden Parteien selten, doch nichts Auffallendes.

Der Gouverneur gehörte ja nicht zu denen, die die Waffen führten.

Man sprach bei Tische, nachdem der General nach und nach andere anwesende Gäste ebenfalls einlud, zuerst nur noch von gleichgiltigen Sachen.

Dann jedoch brach Piar plötzlich von dem Gespräche, welches gerade geführt wurde, ab und sagte:

„Erklärt mir doch, Don Rovierez, wie ist es mit der verheißenen Amnestie, das Ding soll doch wohl nur eine Falle sein?"

Der Spanier fuhr fast einen Fuß hoch vom Stuhle auf.

Er hatte längst diese Frage erwartet und wenn sie nicht an ihn gerichtet worden, würde er unzweifelhaft dies Thema aufs Tapet gebracht haben.

Seine Freude war so groß, daß er nicht sogleich antworten konnte.

Der Mulatte dagegen betrachtete ihn lauernd und fügte gedehnt hinzu:

„Oder ist das Ganze etwa nur ein falsches Gerücht?"

„Nein, Sennor—!" begann die Marquise.

„Nein, General!" unterbrach jene den Marquis, welcher seine Fassung wieder erlangt, „es hat damit vollkommen seine Richtigkeit und ist auch Ernst!"

Der Mulatte lächelte spöttisch.

„Ei, Euer Wort in Ehren, indessen — wir kennen ja unsere Gegner!"

„Man ist in Spanien des Krieges müde!"

„Oh, das glaube ich wohl; aber den Henker, in dieser Falle ward Miranda gefangen!"

„Ah damals—!"

„Ich dächte jene Zeit und heute sind sich verteufelt gleich!"

„Wie meint Ihr das?"

„Nun, wenn die Waffengewalt nicht ausreicht, wendet man List an; allenfalls ein wenig Verrath, was schadet dies gegen Rebellen!"

„Ah, Ihr nennt die Amerikaner Rebellen!"

„Nur bis sie einen andern Namen haben, muß man sie schon so nennen!"

„Ich werde dies nie wagen!"

„Meinen Dank für diese Nachricht!"

Der Marquis wechselte einen schnellen Blick mit seiner Gemahlin.

In den Worten des Mulatten schien ein Entgegenkommen zu liegen; sollte man es benutzen?

Die Marquise schien „ja" zu sagen.

„Uebrigens!" sagte der Marquis lauernd, „war unsere frühere Zusammenkunft von bedeutenden Folgen!"

„Ich erinnere mich ihrer noch sehr wohl!" entgegnete Piar.

„Wenn ich es daher wagen dürfte?"

„Oh, wagt immerhin; die Anerbietung eines Gefangenen darf man schon hören!"

„Das ist richtig!"

„Also wieder auf die verheißene Amnestie zu kommen!"

„Ja General — ich sehe ein, daß ich Euch doch nichts glauben machen könnte, was nicht wahr wäre!"

„Schwerlich; man schreibt uns Mulatten stets Schlauheit zu!"

Das Gesicht des Generals nahm bei diesen Worten einen ganz eigenthümlichen Ausdruck an.

„Daher gestehe ich, daß diese Amnestie—?"

„Nun, ich bitte!"

„Allerdings, vielleicht nur ausnahmsweise gewährt werden dürfte."

„Sehr gut!"

„Indessen dürfte sie jedenfalls der Lohn sein für gewisse Dienste, die man leisten könnte!"

„Diese Dienste heißen?"

„Zum Exempel, der commandirende General dieser Armee überlieferte solche der Gewalt des General Morillo!"

„Recht schön!"

„Man würde dies gewiß anerkennen!"

„Ganz, wie bei Miranda!"

„Ah, Miranda — ich bemerkte schon, die Zeit sei eine andere!'

„Gut — ich weiß, daß auch Morillo ein anderer, als Monteverde ist, doch aber nicht zu seinem Vortheile!"

„Nun, so würde man Garantien geben!"

„Das läßt sich hören, doch worin sollten diese bestehen?"

„Laßt uns überlegen!"

„Halt, Don Rovierez, Ihr seid zu vorsichtig, ich will weiter gehen, hört mich an!"

„Ich bitte!"

„Aber versteht mich recht!"

„Ich werde mich bemühen!“

„Bolivar ist geschlagen!“

„Ich weiß es!“

„Er wird sobald nicht wieder im Felde erscheinen können!“

„Das läßt sich denken!“

„Paez, der Wilde, ist zu entfernt!“

Bei diesem Namen erbebten die beiden Gatten leicht; der Marquis antwortete:

„Also weiter!“

„Mac Gregor und ich sind zu schwach, um uns zu halten!“

„Ah, wahrhaftig?“

„Immer Geduld, ich füge dies hinzu, um logisch vorzugehen!“

„Sehr gut!“

„Die Sache der Rebellen, ich nenne sie abermals so, steht also mißlich!“

„Dem Anschein nach, ja!“

„Gut, also dem Anschein nach; trotzdem wird eine Amnestie geboten!“

„Sie ist geboten!“

„Es wäre unter solchen Umständen unverantwortlich, diese Amnestie nicht anzunehmen, es hieße die Noth des Landes geflissentlich und ohne Ursache verlängern!“

„Wirklich, ich glaube es selbst!“

„Wohl gemerkt, das heißt, wenn es mit der Amnestie Ernst ist!“

„Oh gewiß, sie ist proclamirt!“

„Gut, also man kann unmöglich vorher annehmen, daß sie gebrochen werde!“

„Nein!“

„Nun gesetzt, ich traute dieser Verkündigung!“

„Ihr werdet es nicht bereuen!“

„Ich überlieferte mich und die Armee!“

„Das wäre eine lobenswerthe That!“

„Ich überließe es dem General, mit der Armee zu machen, was ihm gut schiene!“

„Gewiß, gewiß!“

„Forderte aber für mich die Amnestie und eine Kleinigkeit, die wie ein Lohn für die lobenswerthe That aussähe!“

„Sie würde bewilligt werden, Ihr wißt es!"

„Sollte dies geschehen, so wäre ich ferner bereit, die Armee des Mac Gregor nach einem Punkte zu dirigiren, wo er, falls er andern Sinnes sein sollte, leicht aufgehoben werden könnte!"

„Ah — wirklich!"

„Ganz bestimmt!"

„Das wäre herrlich!"

„Hiernach wären alle Streitkräfte der Rebellen bis auf die des entfernten Wilden vernichtet!"

„Gewiß!"

„Das Land würde schnell in den Besitz der Spanier kommen!"

„Gewiß, Gewiß!"

„Um aber jeden neuen organisirten Aufstand zu vermeiden, übernehme ich dann noch nach Angostura zu gehen, um dort Friedensvorschläge zu machen, die den Congreß bei der Lage der Sache gewiß zerreißen würden!"

„Auch nicht übel!"

„Ich glaube somit viel thun zu können!"

„Ohne Zweifel!"

„Ich meine, zugleich einen guten Lohn zu verdienen!"

„Und wie viel—?"

„Hunderttausend Piaster!"

„Ah — General—!"

„Nicht mehr, nicht weniger!"

„Das ist viel!"

„Ihr wißt, ich handle nicht!"

„Nun schön, und Euer Vorschlag, wie wäre er einzuleiten?"

„Ganz einfach — Ihr seid zunächst frei!"

„Ah, wie großmüthig!"

„Nicht im Mindesten, jedoch—?"

„Nun, doch—?"

„Donna Rovierez bleibt mir als Unterpfand!"

„Ah, General — so wenig Vertrauen!"

Der Mulatte lächelte wieder spöttisch.

„Meint Ihr," sagte er, „daß es zu wenig sei?"

„Wir brauchten früher kein Unterpfand!"

„Nun denn, so mag auch die Marquise gehen!"

„Ich danke!"

„Ihr macht also Morillo meine Vorschläge!"

„Er wird sie annehmen?"

„Ich hoffe es!"

„Wann kann ich abgehen?"

„Morgen früh!"

„Aber für meine sichere Ankunft—?"

„Werde ich sorgen!"

Man war also bis hier einig.

Das Ende dieses scheußlichen Verraths aber, der mit einer so gewaltigen Niederträchtigkeit gesponnen und mit so unerklärter Frechheit ausgeführt wurde und der in seinen Folgen so fürchterlich war, läßt sich in wenig Worten zusammenfassen.

Von Piar selbst eskortirt, ging der Marquis am nächsten Morgen nach Carraccas zurück.

Morillo ging ohne Weiteres auf die Vorschläge des Mulatten ein.

Dieser rief Mac Gregor herbei, welcher unterwegs von Lopez geschlagen wurde.

Piar führte seine Armee regimenterweise nach der Gegend von Carraccas, wo sie ohne Mühe und Anstrengung entwaffnet wurden.

Am Tage nach diesem Ereigniß begannen die Hinrichtungen.

Einige siebenzig Offiziere wurden an einem Tage erschossen.

64.

Eine Empörung.

Selten kommt ein Unglück allein.

Das zeigte recht die gegenwärtige Lage des Staates Venezuela.

Zu den Verlusten im Felde trat der Verrath.

Zu dem Verrathe sollte sich auch die Unzufriedenheit gesellen.

Von allen Heeren, welche Venezuela vor kurzer Zeit noch auf den Beinen hatte und die so bedeutende Erfolge errungen, bestand nur noch das des General Paez.

Auf jenes und diesen beruhte also jetzt allein die Hoffnung des Landes.

Paez stand, als die im letzten Abschnitte erzählten Ereignisse vor sich gingen, in der Gegend von Varinas und ihm entgegen ging Mac Gregor mit den Resten seiner Armee.

Beide trafen sich in der Gegend von Colabozo.

Man kann sich die Ueberraschung des Indianers denken, als er das Geschehene erfuhr.

Zugleich kam ihm die Meldung, daß der früher geschlagene Morales Angostura bedrohe.

Hier blieb keine Wahl.

Paez mußte im Norden Alles lassen, wie es war und nach Angostura eilen, um die Regierung zu schützen.

Als die Schaaren Mac Gregors sich vollständig gesammelt hatten, hielt er eine Musterung über dieselben ab.

Es braucht wohl nicht erwähnt zu werden, daß der Zustand jener kein glänzender war.

Am besten schien die sogenannte englische Legion, welche noch aus sechshundert Mann bestand, beschaffen zu sein.

Paez konnte nicht umhin, sich lobend über sie auszusprechen.

„Mis amigos Ingleses!“ redete er sie an, „Ihr habt Euch tapfer gehalten, Ihr seid brav, der Staat ist Euch zum Danke verpflichtet!“

Doch, statt dieses Lob des Obergenerals freudig aufzunehmen, ward dasselbe durch ein dumpfes Murren erwidert.

Paez hörte dies mit Staunen und blickte auf Mac Gregor.

Da indessen das Murren wieder verstummte, schwieg auch er.

Doch Paez war verstimmt.

Er konnte sich nicht verhehlen, was dies Murren zu bedeuten habe und als Folge davon redete er die andern Truppen gar nicht an.

Mit der Unzufriedenheit einer Menge ist es aber eine ganz eigenthümliche Sache.

Hat sie keine Ursache, so sucht sie sich solche; ist aber Grund

dazu vorhanden, so bedarf es nur eines leisen Anstoßes, um sie ausbrechen zu lassen.

Das Independentenheer hatte indessen mehr als eine Ursache sich zu beklagen.

Denn, was zunächst die geschlagenen Truppen Mac Gregors betraf, so ist es eben keine Promenade zu nennen, von einem erbitterten Feinde verfolgt, die öden und verödeten Llanos zu durcheilen.

Nicht viel anders stand es mit der von Paez geführten Abtheilung.

Auch ihr Marsch war nichts weniger als ein Spaziergang.

Von Santa Fé nach Carthagena und von hier nach Varinas sind beträchtliche Strecken.

Diese aber hatten sie im Fluge bei schlechter Bekleidung und mangelhafter Nahrung zurückgelegt.

Das alles waren Umstände für sie, den Krieg zu verwünschen.

Schon lange that dies die größere Mehrzahl der Südamerikaner welche ihr Vaterland in einen Aschen- und Trümmerhaufen verwandelt sahen.

Was sollte endlich hieraus werden, wo war das Ende dieses Elends?

Hierzu kam nun die Verbreitung der Amnestie, kam die Mittheilung der mißlichen Lage des Landes.

Was aber erstere betrifft, so sieht der größere Haufe immer nur kurz.

Oftmals betrogen, vertraut er dennoch wieder und zwar immer dort, wo die Täuschung fast gewiß ist.

Man ging zwar auseinander, ohne Lärm zu machen.

Doch bald erhoben sich Stimmen, welche fragten:

„Warum wird die Amnestie nicht angenommen?“

„Warum soll das Land noch länger leiden?“

„Warum, weil Einzelne zu fürchten haben, Alle leiden lassen?“

Und merkwürdig, gerade diejenigen, welche gekommen waren, die Freiheit des Landes erkämpfen zu helfen, die, wenn sie für jene kein Interesse hatten, für dieses keins haben konnten, schrieen am lautesten, als wenn sie gerade diejenigen wären, welche am meisten benachtheiligt würden.

Hierzu gehörte besonders die englische Legion.

Wie schon gesagt, bestand aber diese nicht aus Engländern allein, sondern war ein Haufen abenteuerlicher Glücksritter und was

von Söhnen Albions wirklich unter ihnen war, gehörte meistens zu demjenigen Theile derselben, womit Britannia die Welt segnet, weil sie denselben nicht gebrauchen kann.

Für diese Alle, die nur Beute machen und sich bereichern wollten, wäre diese Täuschung in Bezug hierauf schon allein ein genügender Grund zur Meuterei gewesen.

Für die Creolen und Mulatten lag noch ein anderer Grund zur Unzufriedenheit darin, daß Paez jene belobt hatte und sie nicht.

Man fühlte sich gegen die Ausländer zurückgesetzt.

Dazu kam noch ein anderer, nicht minder bedeutungsvoller Umstand.

Während Paez und die übrigen Generale zum Kriegsrathe versammelt waren, wurden verschiedene Patrouillen entsendet.

Denn Mac Gregor war bisher hart verfolgt worden, und alle Anzeichen sprachen dafür, daß der Feind in der Nähe sei.

Dieser Feind aber, die Spanier, hatte und hatten einen Alliirten, dem sie fast seit Jahren schon Ebenbürtigkeit zugestanden.

Wohl gemerkt! diese Ebenbürtigkeit fand nur in Betreff der Grausamkeit statt, während die Spanier ihre Alliirten in anderer Hinsicht stets auf die Stufe des Viehes stellten.

Jene Alliirten aber waren die freigelassenen oder freigewordenen Neger, in allen amerikanischen Kriegen die wildesten, undisciplinirtesten und zu Zeiten feigsten Soldaten.

Es ist bekannt, daß die Spanier stets und zu allen Zeiten wie an allen Orten im Genusse der geistigen Getränke mäßig waren.

Solches war indessen mit den Negern nicht der Fall.

Ja, sollten sie brauchbar sein, so konnten sie hierzu nur durch Völlerei und Unmäßigkeit gebracht werden.

Die Spanier mußten daher für gebrannte Wasser sorgen, wenn sie Etwas von ihren Alliirten verlangen wollten, und sie thaten dies mit einer Sorgfalt, die Bewunderung erregt, insofern nicht allein der Transport dieser Getränke, sondern auch ihre Herbeischaffung mit großen Schwierigkeiten verknüpft war.

Demungeachtet zogen den Anthiopiern stets einige Wagen voll Fässer feurigen Inhalts nach.

Ob sich nun ein solcher Zug verirrt hatte, oder andere Um-

stände ihn von der rechten Route abgeführt hatten, mag dahin gestellt bleiben.

Kurz, er fiel den umherstreifenden Engländern in die Hände, und diese dirigirten ihn, nachdem sie die Begleitung niedergehauen, jubelnd nach dem Lager.

Das war jedenfalls eine böse Sache unter den gegenwärtigen Verhältnissen.

Trotz dem Abmahnen der Offiziere wurden die Fuhrwerke und Lastthiere, auf welchen jene Getränke transportirt worden, umringt.

Im Nu waren sie entladen und den Fässern die Böden ausgeschlagen.

Lange schon mochte den mehrsten der sogenannten Engländer der Labetrank, an welchen sie gewöhnt, der aber hier nicht zu haben war, nicht geboten sein.

Mit vollen Zügen schlürften sie einen Theil derselben, während den größern zu ihrem Bedauern die Erde einsog, weil er bei dem Drängen, welches ihre Gier verursachte, verschüttet wurde.

Die Folgen hiervon waren natürlich.

Unzufrieden vorher, in dieser Unzufriedenheit, welche bisher erst einen unklaren Ausdruck gehabt, noch trunken, mußte sich jene jetzt ganz bestimmt in ihrem Auftreten zeigen.

Man raisonnirte und scandalirte.

Einige Zänkereien, welche bald in Schlägereien ausarteten, vermehrten das giftige Blut.

Die Reden und das Geschrei steckten die stets leidenschaftlichen Kreolen an.

Zu ihnen gesellten sich andere Unzufriedene, und der Tumult ward vollständig.

Aber er sollte auch wirksam werden.

Denn nachdem sich die Offiziere, das drohende Gewitter erkennend, von dem sie vielleicht hofften, daß es sich wieder legen werde, entfernt hatten, bekam die Revolte eine gewisse Richtung.

Ein Individuum, dem vielleicht selbst sein Vaterland eigentlich nicht recht bekannt war, stieg auf eine der leeren Tonnen und rief:

„Hört, Kameraden!“

Alles schrie ihm nach:

„Hört, hört!“

Jener fuhr fort:

„Hört, sage ich, und was ich sage, ist, daß ich dieses Hundelebens satt bin!“

„Wir auch, wir auch!“ schrie man.

„Also sind wir es Alle; zum Teufel aber, warum führen wir es denn noch länger?“

„Er hat Recht!“ brüllte die Mehrzahl.

„Das ist gewiß, daß ich Recht habe; denn man hat uns hierher gelockt und uns goldene Berge versprochen!“

„Ja, ja, das hat man!“

„Aber wo sind sie? Ha, statt des Goldes Sand und statt der Berge — ja wenn wir wenigstens noch die Berge hätten ohne Gold! Statt der Berge sind nur endlose Wüsten vorhanden!“

Ein höllisches Gelächter folgte diesem platten Scherze.

Dazwischen schrie man:

„Bravo, bravo, weiter!“

Der Engländer folgte dieser Aufforderung.

„Nebenbei,“ fuhr er fort, „so nebenbei sollten wir auch Soldaten sein; aber den Henker auch, alle Welt schilt uns Rebellen und Räuber und die Spanier behandeln uns als solche!“

„Hölle und Teufel, das ist wahr!“

„Aber an wem liegt die Schuld? An uns selbst. Wir haben uns betrügen lassen, und man betrügt uns noch; leiden wir's nicht länger!“

„Nein, nein, nein; wir wollen nicht länger uns betrügen lassen!“

„Nun gut, so hört meinen Vorschlag!“

„Den Vorschlag, den Vorschlag!“

„Die uns gebotene Amnestie kommt sobald nicht wieder; was haben wir auch verbrochen? fordern wir also die Generale auf, sie anzunehmen!“

„Ja, fordern wir sie auf!“

„Und wenn man sie nicht annehmen will, so zwingen wir die Generale!“

„Ja, das wollen wir!“

„Liefern sie aus, das wird uns völlige Verzeihung sichern!“

„Hurrah, das wollen wir!“

„Also vorwärts!“

„Vorwärts, vorwärts!“ brüllten Tausende von Kehlen dem Wortführer nach.

Dieser verließ seine improvisirte Tribüne, und der Haufe wälzte sich einer Lavine ähnlich, verstärkt durch von allen Seiten Herbeieilende, die theils halb, theils gar nicht wußten, um was es sich handelte, dem Hauptquartiere zu.

Hier war unterdessen bereits die Nachricht von der begonnenen Meuterei angelangt.

Es war dies ein neuer Schlag, welchen Keiner mehr empfand als Paez.

So wichtig auch die gepflogenen Verhandlungen waren, er brach sie sofort ab und sagte:

„Meine Herren, Sennores! es nutzt nichts, Beschlüsse zu fassen, da sie unter solchen Umständen unausführbar sind; begebe sich Jeder auf seinen Posten, um diese Unruhen zu unterdrücken!“

Er selbst stieg zu Pferde und eilte zu den Llaneros.

Diese standen fast sämmtlich auf einem Haufen, ernst, stumm und staunend die Vorgänge in dem andern Theile des Lagers betrachtend.

„Kameraden!“ redete er sie an, „die Fremden, welche vorgeblich zu unserer Rettung herbeigeeilt sind, wollen uns jetzt den Todesstoß versetzen, den Unglück und Verrath vorbereitet haben.

Aber auf Euch kann ich mich verlassen; wir werden diese Niederträchtigkeit besiegen, wie wir den Verrath erdrücken und das Unglück bezwingen werden! Ihr seid Eurem Schwure treu?“

„Wir sind es!“ grollten jene.

„Dann zu Pferde! und hier gebe ich Euch einen Führer, auf den Ihr nur zu sehen braucht, um an die Noth, das Elend und die Lage unseres Vaterlandes zu denken!“

Dieser Führer aber war Marie.

Mittelst einer mechanischen Vorrichtung war dieselbe im Stande, ein Pferd zu regieren.

Seit sie wieder gesund geworden, wich sie deshalb nicht von der Seite des Indianers.

Die Llaneros riefen Beifall zu und eilten nach ihren Pferden.

„Ich danke Dir, José!" sagte Marie zu dem Geliebten.

„Gut, gut, Marie!" rief der General, „erfülle Deine Aufgabe und unterstütze mich im Nothfalle, ich werde diesen Söldlingen Vernunft beibringen!"

Paez warf hiernach sein Pferd herum und eilte dem sich wirr und wild heranwälzenden Haufen entgegen.

Vergeblich hatten sich die andern Offiziere und Generale bemüht, die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen.

Man schrie, heulte und brüllte auf ihre Mahnungen nur noch mehr, und jene getrauten sich nicht, ihren Worten Nachdruck zu geben.

Die Ankunft des Obergenerals machte einen Moment das wirre Geschrei verstummen.

Vielleicht schreckte der finstere, nichts Gutes verkündende Blick des Indianers die Aufrührer.

Doch wenn dies auch der Fall war, so erholte sich doch ein Theil sehr bald von seinem Schreck.

Besonders waren dies die trunkenen Engländer, welche ihr Zustand zuviel des Verstandes beraubte, als daß sie einer bessern Einsicht hätten Raum geben können.

Sie schrien von Neuem:

„Wir wollen die Amnestie!"

„Die Amnestie soll angenommen werden!"

„Der Krieg muß ein Ende nehmen!"

Paez hörte einige Zeit das Gebrüll und Geheul mit Ruhe an.

Kaltblütig blickte er dabei auf das ihn umtobende Treiben.

Dann gab er ein Zeichen mit der Hand, daß er zu sprechen wünsche.

Die Meuterer verstummten.

Als Alles ruhig geworden, ließ Paez sein Auge im Kreise umhergleiten.

Er sah sehr gut, daß, wie bei allen solchen Gelegenheiten, die wenigen Kühnern die Leithammel waren.

Diese hatten sich auch dicht um ihn gedrängt, und ihre glühenden Blicke verkündeten den leidenschaftlichen Zustand, in welchem sie sich befanden.

Die Züge der größern Menge zeigten dagegen die scheue Unsicher-

heit halb unbewußter und unentschlossener Menschen, welche sich nur widerstrebend zu Handlungen hinreißen lassen, die sie freilich trotz des Sträubens begehen, sobald dem Beispiel, welches ihnen gegeben wird, Einhalt gethan werden kann.

Mit einem Worte, sie gehörten der Masse an, die es stets mit Demjenigen hält, der Sieger zu werden oder zu sein scheint.

Die Ersteren waren daher die Gefährlichsten.

Als Paez sich von diesen Verhältnissen unterrichtet hatte, begriff er auch sofort, was hierbei zu thun sei.

Er hob an:

„Nicht Alle könnt Ihr sprechen, wenn ich etwas verstehen soll; wählt Einen oder Einige, die Euer Anliegen vortragen werden!“

Der Sprecher, welchen wir bereits reden gehört, trat vor, und zwei oder drei Andere gesellten sich ihm bei.

„Was willst Du?“ fragte Paez, als jener vortrat.

„Ich bin der Sprecher des Heeres!“ antwortete er.

Paez blickte den Menschen durchdringend an und erwiderte:

„Du? nun gut, Du oder ein Anderer, es ist gleich; aber Du hast in diesem Momente ein miserables Amt!“

„Ein ehrenhaftes ist es!“ rief der Mann, „denn ich vertrete die Rechte einer betrogenen, gemißhandelten Menge, die sich entschlossen hat, nicht länger der Spielball Einzelner zu sein!“

„Ei sieh — Du sprichst gut!“

„Ja, das thue ich und weiß es auch. Ich vertrete ferner das Land, welches durch die unsinnige Handlungsweise Weniger, die es mit dem Worte Freiheit necken, durch die Gräuel des Krieges verwüstet wird!“

„Immer besser — nun und was willst Du weiter?“

„Ich will, und was ich will, wollen alle diese, daß die von Morillo verkündete Amnestie angenommen werde, um dadurch den Frieden herbeizuführen!“

„So — ein herrlicher Gedanke!“

„Ja, ganz gewiß! und wir fordern von Euch, daß Ihr sofort die dazu nöthigen Einleitungen trifft; wo nicht —!“

Der Mann stutzte einen Moment.

„Nun — wo nicht?“ wiederholte Paez.

„Wo nicht, so werden wir Euch dazu zwingen, Euch gefangen nehmen und den Spaniern überliefern!"

„Also, das wollt Ihr?"

„Ja, es ist unser fester Entschluß, von dem wir nicht um ein Haar breit abgehen werden!"

Paez hatte den Sprecher während dieser Reden fast mit den Blicken durchbohrt.

Sein Antlitz hatte nach und nach jene fürchterliche Wildheit angenommen, die auf innere Erregung und Zorn deutet.

So wie jener die letzten Worte gesprochen, sprang er vom Pferde, riß den Säbel aus der Scheide und hieb den Rädelsführer nieder.

Ihm folgte ein Anderer, ein Dritter, und ehe die Aufrührer noch wußten, wie ihnen geschah, schwammen vier von ihnen im Blute.

Die andern stoben mit einem fürchterlichen Geschrei auseinander.

Zugleich aber erdröhnte der Boden, und die Llaneros sprengten mit eingelegten Lanzen herbei.

Denn Marie glaubte, als Paez aus dem Sattel sprang, daß er vom Pferde gerissen worden.

Die Meuterer ergriffen nach allen Seiten hin die Flucht.

Bald darauf gelang es den Offizieren, sie wieder in ihren Compagnien zu versammeln.

Die Meuterei war also unterdrückt.

Jedoch zugleich war auch der moralische Werth und Muth der Armee gesunken.

Aber dies blieben nicht allein die Folgen eines Aufruhrs, der nicht in der Berechnung des General Morillo gelegen, den aber seine verrätherische Proklamation herbeigeführt hatte.

Vielleicht durch einen Ueberläufer von den Vorgängen im Lager der Independenten benachrichtigt, vielleicht zufällig, griffen schon nach Verlauf von vier Stunden die Spanier an.

Hätten sie bis zum Abend gewartet, wäre die Ueberrumpelung vielleicht vollständig gelungen.

Jetzt jedoch trafen sie das feindliche Heer bereits wieder in Ordnung.

Einer der hartnäckigsten Kämpfe, welche nur in diesen Kriegen stattfanden, entspann sich.

Mit zweifelhaftem und wechselndem Erfolge focht man bis spät in die Nacht hinein.

Paez war an diesem Tage nicht General.

Er hatte eine Lanze ergriffen und kämpfte mit in den Reihen seiner Reiter.

Nach der Versicherung eines Augenzeugen fielen an diesem Tage neun und dreißig Spanier von seiner Hand.

Die letzteren zogen sich endlich zurück und wurden von Paez und seiner Reiterei verfolgt.

Doch noch war der Kampf nicht ganz zu Ende.

Die Reiter stießen auf einen Trupp Infanterie, welcher sich verschanzt hatte.

Aber wie verschanzt?

Die Art wie es geschehen, giebt einen Beweis von der Wuth des vorhergegangen Gefechts.

Jene Spanischen Infanteristen, zweihundet an der Zahl, hatten von den Cadavern der getödteten Pferde Wälle gemacht.

Hinter diese versteckt, eröffneten sie ein so mörderisches Feuer auf die Verfolyer, daß dieselben unter furchtbarem Verluste zurückstoben.

Paez führte die Reiter von neuem vor.

Aber es hatte nur denselben Erfolg.

Zwölfhundert Lanziers versuchten sechszehn Mal diesen Angriff und wurden mit bedeutendem Verluste eben so oft zurückgeschlagen.

Da stellte Paez die Angriffe ein.

Als die Aufforderung, sich zu ergeben, nichts nutzte, sagte er zu seiner Umgebung:

„Die Tapferkeit muß man achten und ehren, wo man sie findet; man sage diesen wackern Männern, sie könnten unbelästigt abziehen, und ich spräche ihnen meine volle Achtung aus! Aber ich möchte den Namen Desjenigen kennen, welcher, der Tapferste der Tapfern, dieses kleine Häuflein kommandirt!"

Der Offizier, welcher diese Nachricht zu den Spaniern trug, brachte den Bescheid, daß es der Oberstlieutenant Duran sei*).

*) Dieser Vorfall ist historisch.

„Glücklicherweise," rief der Indianer, „haben die Spanier nur einen Duran!"

Paez setzte mit der ganzen Reiterei am nächsten Morgen seinen Marsch nach Angostura fort.

Mac Gregor folgte mit der Infanterie später nach.

66.

Ein Beispiel.

Wie schnell und unerwartet der Wechsel des Krieges ist, geht ganz besonders aus den Ereignissen in Venezuela hervor.

Morillo, geschlagen, gezwungen, sich auf seine Schiffe zu flüchten, seine Untergenerale aus ihren Stellungen vertrieben, war plötzlich wieder Sieger, war in kurzer Zeit fast wieder im Besitz des ganzen Landes.

Venezuela, vertheidigt von fünf siegreichen Armeen, frei und bereit, diese Freiheit zu behaupten und sich eine Verfassung zu geben, war wieder nichts weiter, als eine nun von ihren Zwingern occupirte Provinz.

Und alles Dies hatte der Verrath Piar's hauptsächlich hervorgebracht.

Man muß gestehen, dieser Mensch, der übrigens sonst schon Beweise seiner Tüchtigkeit gegeben, hatte gut gerechnet, er war, mit einem Worte, auch in der Niederträchtigkeit groß.

Venezuela schien verloren zu sein.

Denn Piar hatte wirklich die Frechheit, sich nach Abschluß seiner scheußlichen Convention nach Angostura zu begeben.

Hier machte er seine Vorschläge, und diese hatten zur Folge, was er vorausgesehen und vorausgesagt.

Der Congreß verlor den Kopf und ward durch Uneinigkeit zerrissen.

Es nutzte nichts, daß Bolivar auf Umwegen in Angostura anlangte und die Independenten zu ermuthigen suchte.

Morales, der in der Nähe stand, gab den Worten des Verräthers und seinen Vorschlägen Nachdruck.

Die Nothwendigkeit der Capitulation schien sich immer dringender herauszustellen.

Zehn lange Tage dauerten schon die Verhandlungen, und Diejenigen, welche gegen Annahme der Amnestie waren, hatten einen harten Stand.

Angefeindet von den Gegnern, bedroht von den aus bereits bekannten Gründen feindseligen Bewohnern der Stadt, hatten sie die Aussicht, bei einer möglichen Revolte als Landesverräther ermordet zu werden.

Da aber zeigte sich plötzlich, daß Piar trotz aller feinen Combinationen sich dennoch verrechnet hatte.

Paez war mit zweitausend Reitern in Eilmärschen herbeigeeilt.

Er überrumpelte und schlug Morales total und war vor der Stadt, bevor in dieser noch die Nachricht des Sieges bekannt geworden.

Der Congreß war wiederum gerade zu einer seiner wichtigen, nichts fruchtenden Sitzungen versammelt, als ein fürchterlicher Lärm den Mitgliedern derselben verkündete, daß etwas Außergewöhnliches vorgehe.

Der auf der Tribüne befindliche Redner brach seinen Vortrag ab und rief:

„Ihr hört es, was wir lange gefürchtet haben, geschieht, das Volk will nicht länger ein Spielball unserer unsinnigen Handlungsweise und ein Opfer dieses grausamen Krieges sein. Besiegt von den Spaniern, zerrissen im Innern! wo soll da noch die Möglichkeit sein, uns länger zu halten, wer wäre da der Mann, von dem wir Hülfe und Rettung zu erwarten haben könnten —?"

„Das bin ich!" ertönte plötzlich eine mächtige Stimme.

Aller Augen wendeten sich zu der zugleich aufgerissenen Thür des Saales.

Unter derselben aber stand die riesige Gestalt des Indianers, der einen Moment mit flammenden Augen die Versammlung übersah.

„Paez, es ist Paez!" murmelten mehrere Stimmen.

Paez schritt vor.

„Das bin ich, feige Verräther!“ wiederholte er, „und ich erkläre den Congreß für aufgelöst!“

Ein gewaltiger Tumult erhob sich.

Aber die Stimme des Indiers übertönte den Lärm.

„Ruhe!“ gebot er, „oder soll ich, außer hier die Auflösung einer Versammlung feiger Schwachköpfe vorzunehmen, auch noch durch meine Reiter Böswillige spießen lassen? Verräther aber seid Ihr, weil Ihr mit Verräthern unterhandelt!

„Diesen da,“ sagte er auf Piar deutend zu seinen Begleitern, „nehmt gefangen!“

Dem vorhergehenden Lärm folgte eine Todtenstille.

Jetzt aber mochte es Piar an der Zeit erscheinen, sein Gewicht geltend zu machen.

Zwar wußte er immer noch nicht, worauf Paez fußte oder fußen konnte.

Aber er war selbst gerade nicht feige, und dies um so weniger, als er leicht begriff, daß, wenn diesem Indianer wirklich ein Glückswechsel zur Seite stand, es um ihn geschehen sei.

Er trat deshalb vor und rief:

„Was soll diese Komödie bedeuten?“

Einen Moment schien Paez ganz erstaunt.

Er war es auch wirklich, weil ihm ein solcher Grad von Frechheit, wie der Mulatte ihn entwickelte, unbegreiflich schien.

Dann jedoch warf er dem Letzteren nur einen Blick des Abscheus zu und wendete sich an Bolivar, der sich bisher vollkommen ruhig und theilnahmlos verhalten hatte.

„Dictator!“ sagte er, „ich fordere Euch auf, eine Commission zu ernennen, um den Verräther oder, wenn sich deren hier noch mehrere finden, die Verräther verhören, verurtheilen und bestrafen zu lassen; ich werde als Ankläger auftreten!“

Bolivar, klein von Gestalt, aber lebhaft, sprang nach diesen Worten auf.

Vielleicht war der ehrgeizige Mann so lange theilnahmlos geblieben, weil er sich auch durch das Benehmen des Indianers verletzt fühlte.

Seine Empfindlichkeit mußte weichen, als sich Paez so zu sagen

an seine Autorität wendete, als er that, als sei seine Handlungsweise nur der Ausdruck einer Partei, welche er repräsentirte.

Er rief:

„Das soll geschehen!"

Zugleich aber näherte sich Piar dem Indier und sagte:

„Wiederholt sprecht Ihr hier von Verräthern, Sennor, wen meint Ihr damit!"

Auch Paez trat ihm einen Schritt näher.

Mit der Würde, welche Rechtlichkeit und Tapferkeit mit körperlichen Vorzügen vereint giebt, entgegnete er:

„Euch Judas, der Ihr das Vaterland verkauft habt!"

„Das sollt Ihr büßen!"

„Nein, Ihr, Ihr sollt es büßen und zwar am Galgen!"

„Ich werde Euch zu finden wissen!"

Piar wendete sich nach dieser Drohung schnell um und wollte den Saal verlassen.

Aber die von Paez zu seiner Verhaftung befehligten Reiter waren bereits näher getreten.

Beim ersten Schritte, den der Mulatte machte, streckten sie ihm ein Dutzend Speere und Karabiner-Mündungen entgegen.

„Zurück!" donnerte er.

Aber die Soldaten wichen nicht.

„Zurück!" wiederholte Piar und ergriff die Lanze eines Soldaten.

Paez gab jenen einen Wink.

Zwei kräftige Reiter, deren Hautfarbe nicht unterscheiden ließ, welcher Race sie eigentlich angehörten, sprangen vor und ergriffen die Arme des Generals.

Dieser, welcher sehr gut einsah, daß jeder Widerstand nutzlos sei, vertheidigte sich nicht.

Aber vor Wuth schäumend, wendete er sich an die Mitglieder des Congresses, welche sich größtentheils noch nicht von ihrem Staunen erholt hatten.

„Wie," rief er, „ist das die Behandlung eines Oberoffiziers?"

„Schweigt!" sagte Bolivar, welcher schnell einige Winke mit Paez gewechselt hatte.

Dann bestieg er die Tribune.

„Ich wiederhole," sagte er, „daß der Congreß einstweilen aufgelöst ist, und ernenne kraft der mir verliehenen dictatorischen Gewalt einen Ausschuß, der provisorisch die Verwaltung des Landes und das höchste Richteramt übernehmen wird.

Sennor Lopez di Amagro, Don José Madariago, Sennor Gonzalez, Don Rimairo de Gloriosa! Ich ernenne Euch zu Ausschuß-Mitgliedern und fordere Euch auf, die Sitze der Congreß-Secretaire einzunehmen!"

Die vier genannten Personen, enthusiastische Anhänger der Unabhängigkeit, kamen dieser Aufforderung nach.

Bolivar fuhr fort:

„Sennor José Antonio Paez, was habt Ihr der Regierung vorzutragen?"

Paez antwortete:

„Zuerst dem Dictator und dem Ausschusse des Congresses den Bericht abzustatten, daß der spanische General Morales von den tapfern Truppen Venezuela's vollständig geschlagen ist und Angostura nicht mehr bedroht!"

Eine allgemeine Bewegung folgte diesen Worten.

Paez sprach nach einer kurzen Pause weiter:

„Die Gefahr des Congresses ist also vorüber; ferner aber behauptet der General Mac Gregor mit einer andern Armee den Westen des Landes!"

Das Staunen mehrte sich.

„Außer der Mittheilung dieser erfreulichen Nachrichten," fuhr Paez fort, liegt mir leider die Pflicht ob, einen bisherigen General des Staates des schwärzesten und abscheulichsten Verraths anzuklagen.

Dies ist der General Piar.

Schon einmal, wie wir Alle wissen, hat derselbe sich in einem Lichte gezeigt, welches nicht deutlich erkennen ließ, ob Verrätherei oder Feigheit seine Handlungsweise vorgeschrieben hatte.

Die erstere liegt jetzt klar am Tage.

Piar hat ein starkes und tüchtiges Heer unter dem Vorgeben, die von dem hinterlistigen Morillo angekündigte Amnestie anzunehmen, dem Feinde überliefert.

Er hat dies für ein Blutgeld von hunderttausend Piastern gethan.

Er hat ferner unter falschen Vorspiegelungen den General Mac Gregor in einen mit den Spaniern verabredeten Hinterhalt gelockt, wo dieser überfallen und geschlagen werden mußte.

Er hat endlich mit dem Feinde einen förmlichen Contract geschlossen, worin er sich verpflichtet, das Land in dessen Gewalt zu liefern.

Der Beweis für diese meine Behauptungen ist hier in der schriftlichen Erklärung des Generals Mac Gregor, welcher die angegebenen Thatsachen mit seinem Ehrenworte bekräftigt!"

Paez schwieg.

Der Mulatte hatte seinen Ankläger, während er sprach, mit einem spöttischen Lächeln von der Seite betrachtet.

„Was habt Ihr, General Piar," sagte Bolivar, „auf diese Beschuldigungen zu entgegnen?"

„Nichts!" antwortete der Mulatte.

„So gesteht Ihr also zu, verrätherischer Weise gegen das Interesse des Staates gehandelt zu haben!"

„Ich gestehe nichts zu, ich protestire gegen dies Verfahren, ich erkläre Euch und Alle, die an demselben theilnehmen oder solches dulden, für Rebellen gegen die rechtmäßige und gesetzliche Herrschaft!"

„Ist das Eure ganze Vertheidigung?"

„Sie ist es!"

„So bedarf es weiter keines Beweises Eurer Schuld!"

„Aber," rief Paez, „es bedarf eines Beispiels, um ferneren Verrähereien vorzubeugen!"

Der Mulatte ballte bei diesen Worten des Indiers die Fäuste und schien auf ihn losstürzen zu wollen.

Vielleicht hätte er es gethan, wenn nicht seine beiden Wächter ein Gegengewicht für seine Wuth abgegeben hätten.

„Ihr habt Recht!" sagte Bolivar, „es bedarf eines Beispiels, und es soll daran nicht fehlen. Sennores! Ihr habt die Anklage und die Vertheidigung gehört; die Schuld des Angeklagten ist außer allem Zweifel, und diese Schuld heißt Verrath, bestrafen wir dieselbe wie sie es verdient; dem Verräther der Galgen!"

„Dem Verräther der Galgen!" wiederholten die Mitglieder des Ausschusses.

Wahrscheinlich hatte der Mulatte nicht geglaubt, daß die Sache ein solches Ende nehmen werde.

In dem ersten Momente, als die gewichtigen Worte, welche sein Urtheil enthielten, an sein Ohr schlugen, erbebte er deshalb.

Sein Gesicht ward aschgrau und der kräftige Körper schien sich unter der Wucht und Schwere, welches jenes Urtheil hatte, zu beugen.

Dann jedoch machte er sich plötzlich von denjenigen, welche ihn hielten, los und sprang zur Thüre.

Aber die Soldaten fielen über ihn her, und nach kurzem, verzweifeltem Kampfe ward er überwunden und zurückgeführt.

„Man errichte den Galgen und hole den Henker!" befahl Bolivar mit einer so eisigen Stimme, daß fast Alle im Saale erbebten.

„Fluch Dir und Euch Allen!" stöhnte Piar, während dichte Schweißtropfen von seiner Stirne rannen.

67.

Die Hinrichtung.

Es ist möglich, daß das abgekürzte Verfahren in Betreff des Mulatten gerade nicht das Beste genannt werden dürfte.

Aber betrachte man Zeit, Ort und besonders die durch sein Benehmen herbeigeführten Umstände und jedenfalls wird eine mildere Beurtheilung jener Handlungsweise eintreten.

Daß zufällig die drei Hauptpersonen die drei verschiedenen Hauptracen repräsentirten, konnte kaum Etwas an der Sache ändern.

Denn jeder rechtliche Mulatte oder Neger, wenn er es gut mit seinem Volke meinte, konnte kaum in dem verrätherischen Piar einen Stammesgenossen, in seiner Verurtheilung eine Parteilichkeit gegen die Race erblicken.

Ein Beispiel schien durchaus nothwendig zu sein.

Hatte aber das Erscheinen des Indianers schon nicht verfehlt, einen bedeutenden Eindruck auf die Bewohner vor Angostura zu

machen, so steigerte sich derselbe durch die nun getroffenen Vorrichtungen.

Große, gemischte Massen, ähnlich gemischt wie wir es bereits zu Anfang dieser Erzählung näher beschrieben haben, wälzten sich durch die Straßen nach der Plaza.

Hier fragte man laut oder flüsterte leise.

Die sonderbarsten Gerüchte durchliefen die Menge.

Jedoch währte es nicht lange, so war der Sieg der Independenten bekannt.

Bald ward es auch die Verhandlung des Congresses und die Verurtheilung des Mulatten.

Dem erst darauf folgenden Gefühle der Lähmung folgte bald wieder neuer Lärm, und es war schwer zu beurtheilen, wie diese Verurtheilung aufgenommen wurde.

Tadelte man sie, so wurde die Unzufriedenheit jedenfalls durch die Anwesenheit der Lanciers im Zaume gehalten, welche die Plaza besetzt hielten.

Mitten auf derselben zeigte sich bald eine rege Thätigkeit.

Der Henker von Angostura, — in welcher spanischen Stadt hätte wohl diese wichtige Person gefehlt, — war mit seinen Gehülfen beschäftigt, das Schaffot zu errichten.

Und dies war eine Auszeichnung, welche man jedenfalls dem Range des Deliquenten gewährte.

Denn schon seit langer Zeit wurden sonst Executionen dieser Art so zu sagen aus freier Faust, ohne besondere Vorkehrungen, vollzogen, und man bediente sich statt des Galgens des ersten besten Baumes.

Jetzt jedoch entstand, sobald das Schaffot errichtet worden, ein solcher auf diesem.

Er bestand aus einem rohen Baumstamme mit einem Querholze und Tragebalken.

Die Erhebung desselben begleitete eine lautlose Stille.

Als die Vorkehrungen beendet waren, erschienen die sämmtlichen Congreßmitglieder auf der Plaza.

Nach ihnen ward Piar mit auf dem Rücken gebundenen Armen herbeigeführt.

Ein dumpfes Gemurmel durchflog bei seinem Erscheinen die Menge.

Piar, welcher in dieser Gegend lange Zeit das Commando geführt hatte, war in Angostura sehr wohl bekannt.

Die gegenwärtige Lage des Mulatten aber schien seinen Muth vollständig gebrochen zu haben.

Mit unsichern, wankenden Schritten ging er zwischen vier mit Carabinern bewaffneten Llaneros.

Sein Auge irrte unstät umher und seine Brust wogte heftig.

Die Farbe seines Gesichts war jetzt vollständig aschgrau und jedes Haar seines krausen Bartes schien sich zu sträuben.

Er hatte einen Priester verlangt.

Ein solcher war gerufen und erwartete ihn am Fuße des Schaffots.

Piar warf dem Mönche einen schnellen, unstäten Blick zu und begann:

„Mein Padre —!“

„Mein Sohn!“ unterbrach ihn der Mönch, „Du hast nach mir verlangt, um Dir auf Deinem letzten Wege beizustehen!“

„Das habe ich, Padre — aber zum Satan, nicht auf meinem letzten Wege sollst Du mir Beistand leisten, sondern mir zu meiner Befreiung behülflich sein!“

„Ah —“

„Habt Ihr kein Messer, keine Waffe?“

„Mein Sohn —!“

„Her damit, wenn Ihr es habt; diese schurkischen Rebellen sind Eure Feinde so gut wie die meinigen!“

Hatte aber der Mulatte sich in seinem Manne geirrt, oder sah derselbe ein, daß ein solcher Versuch nutzlos sei, oder war er selbst zu furchtsam, dabei mitzuwirken.

Der Priester trat zurück.

Die Llaneros aber, welche zwar die geflüsterten Worte des Mulatten nicht verstanden, aber an seinen Mienen erkannten, daß dieselben nichts weniger als der Beginn einer Beichte seien, traten zwischen Beide.

„Mein Sohn —!“ begann der Mönch wieder.

Piar knirrschte mit den Zähnen.

Wie jeder Verbrecher auf diesem letzten Gange, trotz seiner verzweifelten Lage noch hoffend, bestieg er das Schaffot.

Als er oben angelangt war, lief sein Blick über die Köpfe der versammelten Menge.

Vermuthlich wollte er erkennen, welche Stimmung dieselbe beherrschte.

Er sah nur finstere Gesichter.

Die Soldaten übergaben den Gefangenen dem Henker, welcher ihm mit seinen Gehülfen näher trat.

Diese Letzteren waren vier riesige Neger.

Piar schöpfte aus diesem Umstande vielleicht neuen Muth.

„Negros!" begann er, „ich bin einer der Euren!"

„Schweigt!" sagte der Henker barsch.

Doch der Mulatte begann wieder:

„Ihr seht, wie man mit uns verfährt; ich fordere Euch auf —!"

Der Henker packte ihn bei der Brust und erhob seine Faust.

„Wollt Ihr schweigen!" rief er.

Sei es nun aber, daß die Worte des Mulatten Eindruck gemacht hatten; sei es, daß er glaubte, es müsse bereits so sein, einer der Neger zerschnitt schnell die Bande seiner Arme.

Piar war nicht allein ein starker, kräftiger Mann, er war auch kühn, und seine gegenwärtige Lage steigerte diese Kühnheit bis zur Verzweiflung.

Sobald er seine Arme befreit fühlte, schleuderte er den Henker zurück.

Doch wenn er auf die Hülfe der Neger gerechnet hatte, so zeigte sich diese Annahme als falsch.

Diese dummen Menschen hatten gar keinen Begriff von dem, was der General andeuten wollte.

Fast nackend wie sie waren, sahen sie bei der schnellen Bewegung des Deliquenten fast eben so viel Teufeln ähnlich.

Ganz so warfen sie sich auch, nachdem die erste Ueberraschung vorbei war, auf den befreiten Gefangenen.

In der Menge ließ sich zugleich ein wirres Geschrei vernehmen, welches vielleicht Erstaunen ausdrückte, vielleicht Piar ermuthigen sollte.

Das Schaffot aber war jetzt der Schauplatz eines, mit Rücksicht auf die Umstände, eben so fürchterlichen als heftigen Ringens.

Piar, der, wie gesagt, sehr kräftig war, ward nur durch die Täuschung noch erbitterter.

Die Neger durch den Henker angefeuert, bemüheten sich längere Zeit vergeblich, seiner Herr zu werden.

Die Haltung der Zuschauer ward drohend.

Dort fällte ein Trupp der Ulanen die Lanzen und ritt vor.

Die Ausrufe verstummten und die Unruhe der Masse deutete nur noch an, daß letztere sich vor den Waffen fürchtete.

Zugleich ward Piar übermannt und zu dem Galgen geschleppt.

Der Priester näherte sich dem Deliquenten wieder.

„Mein Sohn —!" begann er.

„Scheert Euch zum Teufel!" brüllte der Mulatte, während er sich immer noch sträubte.

Aber es schien als seien seine Bewegungen nur krampfhafte Zusammenziehungen der Muskeln.

Der Henker legte die Leiter an den Galgen und befestigte einen Strick an dem Querholze.

Als dies geschehen, stieg er höher und seine Gehülfen hoben den immer noch sich wehrenden Piar empor.

In seiner Rechten die Schlinge, erwartete ihn der Henker.

Als er ihm nahe genug gebracht worden, warf er dieselbe über den Kopf des Deliquenten und zog sie zusammen.

„Jetzt!" rief er.

Die vier Neger ließen den Mann los und gaben ihm einen Stoß, den sogenannten Stoß in die Ewigkeit.

Mit Händen und Füßen in der Luft umherschlagend, schaukelte der Körper des Verbrechers an dem Galgen.

Aber mit einer Geschicklichkeit, die Niemand erwarten konnte, ergriff der Mulatte, vielleicht im letzten Momente, wo er noch Herr über seine Kraft war, mit der Rechten den Strick oberhalb seines Kopfes.

Mit einer Stärke, die vielleicht die Verzweiflung zu diesem Grade erhöht hatte, hob er sich an dem Strick empor und erklimmte immer noch heftig schaukelnd die Hälfte desselben.

So schnell wie dies geschehen, war auch sein Kopf aus der vielleicht nicht ganz zugezogenen Schlinge befreit.

Der Henker wollte zu gleicher Zeit vermuthlich den Gerichteten wieder herabreißen.

Er griff, als derselbe in seinen Schwingungen ihm wieder nahe kam, nach ihm, erfaßte aber statt dessen die Schlinge.

Diese, welche sich bei dem Rückfalle schnell um das Faustgelenk zusammen zog, riß den Henker von der Leiter, an welcher er sich zu halten versuchte.

Diese fiel und jener hing unter seinem Opfer schwebend am rechten Arme am Galgen.

Piar setzte schnell den Fuß auf die geballte Faust.

Während dies geschah, stieß der Henker einen fürchterlichen Schrei des Schmerzes aus.

Diesen begleitete ein Ausruf aus der Menge, welche gleich darauf erstarrt zu sein schien.

Piar klimmte an dem Stricke empor und setzte sich auf das Querholz.

„Gerechtigkeit!" rief er, „Bewohner von Angostura, duldet Ihr dies von den Rebellen?"

Die Gehülfen des Henkers brachten dagegen die Leiter an den Galgen.

Piar warf sie um.

Ein zweites Mal ward sie angesetzt.

Dasselbe Resultat.

Jetzt sprangen die Leute auf das Schaffott, welche den Gefangenen erst eskortirt hatten.

Der Henker, dessen Arm fast so lang wie sein ganzer Körper wurde, stieß von Zeit zu Zeit ein herzzerreißendes Geschrei aus.

Einer der Llaneros spannte den Hahn seines Karabiners und legte an.

Die Aufregung in der Menge war unbeschreiblich.

Jener aber legte den Kolben des Gewehrs an die Backe und gleich darauf krachte der Schuß.

Piar warf sich nach demselben rückwärts, dann seitwärts und es schien als werde er herabstürzen.

Er stieß ein unartikulirtes Stöhnen aus und blieb dann mit einem Arme und einem Beine an dem Querholze hängen.

Ein Strom von Blut ergoß sich auf das Schaffot und bildete dort schnell eine Lache.

Ein anderer der Llaneros hob sein Gewehr.

Ein zweiter Schuß fiel.

Piar zuckte krampfhaft zusammen und sein Bein glitt von dem Querholze.

Doch er fiel noch nicht.

Mit einem kreischenden Schrei griff er auch mit dem andern Arme um das Querholz.

Die Blutlache ward sehr schnell größer.

Der dritte Llanero gab jetzt Feuer.

Der Mulatte zuckte fast in Eins zusammen und ließ den linken Arm los.

Aber noch immer hing er an dem Balken und es schien sogar als mache er eine verzweifelte Anstrengung, wieder auf demselben zu gelangen.

Jetzt legte der letzte Llanero an.

Er zielte lange und sicher.

Auf den von ihm abgegebenen Schuß fiel der Kopf des Mulatten mit einem schnellen Rucke zurück und der Körper streckte sich krampfhaft grade.

Dann löste sich auch der letzte Arm und Piar fiel wie eine formlose Masse auf das Schaffot herab.

Die Gehülfen legten schnell die Leiter an den Galgen und befreiten ihren Herrn aus seiner verzweifelten Lage.

Er sank ohnmächtig neben dem Mulatten zusammen.

Ein Mann betrat jetzt eilig das Schaffott.

Es war Bolivar.

Er rief mit lauter Stimme:

„Der ehemalige General Piar ward wegen schändlichen Verraths seines Vaterlandes und seiner Landsleute bestraft!“

Das war die Leichenrede des Verräthers Piar.

Als Bolivar das Schaffott wieder verließ, trat Paez zu ihm heran:

„An Euch ist es jetzt!, weitere Maaßregeln zu treffen!“ sagte er, „ich gehe, uns das Glück wieder günstig zu machen!“

„Verlaßt Euch auf mich!“ entgegnete der Libertador.

Paez verließ noch an demselben Tage mit seinem Heere die Gegend von Angostura.

68.

Ein Versuch.

Während die in diesem Theile bisher erzählten Ereignisse in mehr oder minder langen Zwischenräumen vor sich gingen und schließlich die Independenten bemüht waren, die Nachtheile, welche sie in letzter Zeit gehabt, unwirksam zu machen, hatte man, jedoch wie dies gewöhnlich geschieht, zu spät in Spanien erkannt, daß Morillo so wenig der Mann, als seine Methode die Art sei, die abgefallenen Provinzen wieder zu erobern.

Er ward deshalb abberufen.

Bevor dies jedoch geschah, schlug Paez ihn und seine Untergenerale noch mehrere Male.

Dasselbe geschah durch Bolivar, Sarrago, Santander und andere an verschiedenen Orten.

Auch Brion war zu See glücklich.

Der Nachfolger Morillos aber war La Torre, zugleich ganz das Gegentheil von jenem.

Das heißt, La Torre war ein fähiger General und ein Mensch.

Doch diese Eigenschaften konnten unter den Umständen, welche seine Uebernahme des Commandos begleiteten, nichts mehr nutzen.

Wie er indessen beschaffen, geht am besten daraus hervor, daß er mit den Independenten vereinbarte, von jetzt ab den Krieg menschlicher zu führen, die Hinrichtungen einzustellen und die Gefangenen auszuwechseln.

Bolivar war noch immer Präsident der Republik.

Zea war Vicepräsident.

Auf Antrag des ersteren ward der Congreß, nachdem das ganze Land fast befreit, wieder nach Carraccas verlegt.

La Torre stand auf einem kleinen Raum beschränkt in der Gegend von Valenzia.

Am 10. Juni 1819 schlug ihn Marino zum ersten Male.

Arbanete eroberte Barcelona, welches ebenfalls noch in seiner Gewalt war.

Er brachte einen Vorschlag ein, nach welchem alle Bewohner von Venezuela einander gleich gestellt werden sollten und dieser Vorschlag ging durch.

Dennoch war seine Absicht keine andere, als die Freiheit des Volkes und seine Rechte anzutasten.

Bolivar ward um diese Zeit auch von den Provinzen Granada und Ekuador zum Präsidenten erwählt.

Sie und Venezuela wurden nunmehr unter dem Namen der Republik Colombia vereinigt.

Dies war ein nicht unbedeutendes Reich und Bolivar trachtete, es zu einem Königreiche zu machen.

Natürlich wollte er der Herrscher desselben sein.

In der frühern Zeit hatte sich Bolivar häufig mit Paez veruneinigt.

Die spätere Zeit brachte sie wieder einander näher und ließ sie gemeinsam handeln.

Bolivar betrachtete daher vielleicht Paez nicht allein als einen Menschen, den er wenig zu fürchten hatte, sondern glaubte auch denselben benutzen zu können.

Indessen so weit auch die gerühmte Menschenkenntniß des Libertadors ging, in diesem Charakter irrte er sich.

Um gewiß sicher zu gehen, hatte er bei Marie, die, seitdem Paez im Lager bei Valencia und Puerto Cabello stand, theils dort, theils in Carraccas war, angefangen sich einzuschmeicheln.

Nächst seinen Heldenthaten im Felde ist Bolivars Name durch die Siege, welche er dem schönen Geschlechte abgerungen, berühmt geworden.

Er war übrigens unstreitig ein schöner Mann.

Aber wie er sich in dem Charakter des Indianers täuschte, so bedachte er nicht, welche Art von Erfahrungen die keineswegs mehr junge, sondern alte Dame gemacht hatte.

Wie Paez fest und unantastbar in seinen Grundsätzen war, so war sie klug, hellsehend und verständig, durch ein unter gräßlichen Verhältnissen geläutertes Begriffsvermögen.

Marie war außerdem in den Augen der Kreolen eine Heilige.

Außer diesem Nimbus, welcher die Märtyrin umgab, machte sie nun noch ihr Verhältniß zu Paez wichtig.

Dies begriff auch Bolivar vollständig, und noch mehr, er gestand es zu, indem er diese Dame und ihren Geliebten, denn dies war Paez immer nur noch, zu Krücken machen wollte, die ihm das Ersteigen der Thronstufen erleichtern sollten.

Er machte deshalb fleißig der Amazone, wie sie allgemein genannt wurde, Besuche.

Wie er aber dabei verfuhr, wird die Schilderung eines einzigen zeigen.

Der Leser wird sich erinnern, daß die unglückliche Dame ihrer Arme beraubt war.

Zu Pferde ersetzte dieselben ein sinnreicher Mechanismus, dessen Erfinder nicht bekannt geworden.

Sonst aber geschah dies seit geraumer Zeit schon durch eine befreundete Person, und diese Person war Donna Elwire.

Die gute Cousine war jetzt eine ehrwürdige Matrone mit schneeweißem Haar.

Vielleicht hatte dies weniger die Zeit, als die Ereignisse, welche dieselbe mit sich führte, hervorgebracht.

Früher schon an einander gewöhnt, machte die hülflose Lage Mariens sie jetzt unzertrennlich.

Elwire war deshalb auch bei den Besuchen des Libertadors stets zugegen.

Bolivar hatte sich melden lassen und ward angenommen.

Ernst auf der Tribüne, lebhaft und energisch im Felde, war er die Liebenswürdigkeit selbst bei Damen.

Er trat, sich wiederholt und tief verbeugend, ein.

„Ich bin glücklich, meine Gnädigste," rief er enthusiastisch aus, „Euch begrüßen zu dürfen!"

„Ihr macht mich verlegen, Don Bolivar!" sagte Marie lächelnd.

„Wie könnte ich dies, Donna — ich, der ich ein so großer Verehrer des schönen Geschlechts bin, deren Königin Ihr seid!"

„Ah — ich meine nur hinsichtlich Eurer Complimente, die ich nicht zu erwidern im Stande bin.“

„Ah — ist denn eine Erwiderung nöthig?“

„Gewiß doch, bei einem Manne wie Ihr, dem Könige der Männer!“

„Ach, Ihr spottet, Donna!“

„So habt auch Ihr erst Spott getrieben!“

„So wahr ich lebe, nicht — oh warum sind diese Hände, die so viel für unser Vaterland gethan, nicht mehr vorhanden!“

„Ich bedaure es ebenfalls, Sennor!“

„Ich würde sodann den Beweis der Aufrichtigkeit meiner Huldigungen dadurch geben, daß ich sie mit feurigen Küssen bedeckte!“

„Oh, deshalb können sie immer fehlen!“

„Ihr Grausame — so vergönnt mir statt dessen, diese edle Stirn zu küssen!“

„Erlaubt, Sennor, verabfolgt diese Art von Tribut meiner lieben Cousine, sie besorgt alle meine häuslichen Geschäfte und wird mir später Rechenschaft darüber ablegen!“

„Welche Bosheit!“

„Meint Ihr, Sennor?“

„Ja, ich wiederhole es: welche abscheuliche Bosheit!“

„Hörst Du, Elwire — hätte Don Bolivar dies um zwanzig Jahre früher gesagt, würdest Du einen vortrefflichen Alliirten gehabt haben!“

„Ah, das war damals!“

„Also,“ wendete Bolivar sich an Elwire, „also Donna Maria war wirklich boshaft früher?“

Die beiden Damen warfen sich einen Blick zu, und ein trauriges Lächeln überflog ihre Züge.

Bolivar that, als bemerke er es nicht, aber er besaß Tact genug, um einzusehen, daß es nothwendig sei, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

„Wenigstens aber,“ rief er aus, „ist mir vergönnt, Euch meiner unbegrenzten Verehrung zu versichern, Donna!“

„Ich glaube dieser Versicherung, Don Bolivar!“ entgegnete Maria.

„Sollte dies auch nicht der Fall sein, Donna, so würde ich Euch doch gleich den Beweis liefern, daß ich die Wahrheit sagte!"

„Es bedarf dessen nicht!"

„Ich nahm mir nämlich die Ehre, meine Aufwartung zu machen, um mir Euren Rath zu erbitten!"

„Meinen Rath?"

„Gewiß — ich getraue mir sogar nicht, ohne denselben zu handeln!"

„Ei, Don Simon, erlaubt Ihr, daß ich unbescheiden werde?"

„Das könnt Ihr nicht sein!"

„Wer weiß?"

„Ich bitte, mich wie einen Vertrauten zu behandeln!"

„Ei, ein weitgreifendes Wort!"

„Ich weiß es zu schätzen!"

„Nun, ich wollte mir die Frage erlauben, ob Ihr Euch mit Eurer letzten Geliebten entzweit habt?"

„Aber Donna —?"

„Oder ob Euch die neueste vielleicht Ursache zur Unzufriedenheit gegeben hat?"

„Ihr beliebt zu scherzen, Sennora!"

„Ich bitte um Verzeihung!"

„Die Sache, in welcher ich ohne Euren Rath rathlos wäre, ist äußerst wichtig!"

„Nun ja, man sagt, daß jene Sachen für Euch stets sehr wichtig waren!"

„Ihr bringt mich zur Verzweiflung!"

„Das würde mir großen Kummer verursachen!"

„Wirklich?"

„Unbedingt, da ich mein Vaterland dadurch des Schutzes seines Befreiers berauben würde!"

„Ah, ich danke — eben das Vaterland, die Sorge für dasselbe ist es, welche mich hierher führt!"

„Wie — und ich soll in dieser Hinsicht Rath ertheilen?"

„Nur Eure Weisheit und Erfahrung kann dies!"

„Ah, Don Simon, Ihr gerathet auf Abwege!"

„Bei Gott nicht! Darf ich bitten, mir Gehör zu schenken?"

„Es wird überflüssig sein!"

„Durchaus nicht!"

„Nun so sprecht!"

„Der Krieg ist eigentlich so gut wie zu Ende."

„Es scheint so."

„Sagen wir also, er ist es wirklich, da Spanien zu machtlos ist, um aufs Neue anzugreifen, und fast alle Staaten schon unsere Abhängigkeit anerkannt haben."

„Das ist ein großes Glück!"

„Aber von einer andern Seite droht Unheil."

„Wie — Ihr erschreckt mich!"

„Das Land ist in Parteien zerrissen."

„Ach — ja das ist wahr."

„Der unselige Haß, welchen dieselben gegen einander hegen, wird es aufs Neue ins Verderben stürzen."

„Das wäre traurig."

„Unstreitig aber muß man dies abzuwenden suchen."

„Das ist richtig."

„Solches kann nur durch eine starke einige Centralgewalt geschehen."

„Das könnte sein."

„Und mit einem Haupte an der Spitze, welches ausgedehnte Vollmachten hätte."

„Ah!"

„Seid Ihr nicht der Meinung?"

„Ihr glaubt also, eine fortgesetzte Dictatur?"

„Mehr — ich wage es nicht auszusprechen."

„Ich erstaune!"

„Es ist mir ebenso ergangen — aber wie gesagt —"

„Aber vielleicht habe ich Euch mißverstanden?"

„Ich glaube nicht. Denn obgleich ich es kaum wage auszusprechen: es sind Aufforderungen an mich ergangen —"

„Zum Beispiel?"

„Klare Wünsche des Volkes —"

„Ihr Inhalt, Don, ihr Inhalt?"

„Nach einer einigen, starken, kräftigen Regierung."

„Die halte ich selbst für nothwendig."

„Was aber die Form betrifft —"

„Nun, die Form anlangend?“

„So ist die gegenwärtige eben —“

„Wie — eben?“

„Ja, ich wollte sagen, eben nicht ausreichend, nicht gerade die beste, jenes zu bewerkstelligen.“

„Hm, hm!“

„Wäre nur mein Freund Paez hier!“

„Das ist wahr!“

„Er würde mir mit seinen Erfahrungen, seinem Rathe zur Seite stehen!“

„Ganz gewiß!“

„Und eben für den Fall einer Veränderung in der Regierungsform würde er die rechte Hand des Machthabers zu bilden würdig sein.“

„Ich danke im Namen des Generals Paez für dies Compliment.“

„Dürfte ich Eure Meinung vielleicht hören?“

„Ach, Sennor, verzeiht, ich bin nur ein Weib!“

„Das wohl, aber mit dem Muthe und der Einsicht eines Mannes!“

„Ah, das ist eben für meine Schwestern nicht schmeichelhaft!“

„Ich rechne auf Eure Discretion, Sennora!“

„Ach so — doch Ihr habt in einer Hinsicht recht; mein Charakter ist ein wenig männlich.“

„Ich habe also nicht zu viel gesagt?“

„Nun nein — indessen was jene Frage anbelangt —“

„Nun?“

„So muß ich meine Unfähigkeit bekennen, darin ein Urtheil abzugeben!“

„Oh, man hat so viele Beispiele von Frauen —!“

„Mag sein; doch wenn ich auch Theil am Kriege genommen, in die eigentliche Politik werde ich mich nie mischen!“

„So weigert Ihr Euch, mich mit Eurem Rathe zu unterstützen?“

„Ich sage, wie Ihr, wenn nur mein Freund Paez hier wäre!“

„Ach ja, das ist wahr!“

Im Uebrigen versichere ich Euch, daß, wenn ich kann, mein Bemühen stets sein wird, das Beste des Landes zu befördern und die deswegen vorgenommenen Schritte zu unterstützen.“

„Ihr meint also?“

„Don Simon, in dieser Beziehung bleibe ich bei meiner ersten Antwort.“

Das Gespräch ward bald darauf unterbrochen und Bolivar entfernte sich.

Er hatte aber später noch mehrere dieser Art mit Donna Marie geführt.

Glaubte er nun aber, diese für seine Absichten gewonnen zu haben, oder daß die von ihm in Aussicht gestellte glänzende Stellung dieselbe anlocken würde: er ging einen Schritt weiter.

Dieser letztere aber bestand darin, an Paez zu schreiben.

In dem Briefe, welchen er an diesen richtete, kamen unter andern verschiedenen Auseinandersetzungen und Zweideutigkeiten folgende Zeilen vor:

„— Sind zweckdienliche Anstalten, um die Bürger aussprechen zu lassen, was sie, unsern Absichten gemäß aussprechen sollen, so wird die Reform vollständig und der Wunsch des Volkes erfüllt werden, der Handel wird seine Quellen öffnen, der Landbau überall hin verbreitet werden, kurz alles erfüllt, was sie so sehnlich wünschen.“

Paez staunte.

Denn obschon das ganze Schreiben so vorsichtig abgefaßt war, wie diese beiden Schlußsätze, so erkannte er aus demselben doch sehr gut die Absichten des Libertadors.

Er zeigte dasselbe seinem Freunde Madariago.

„Ha!“ rief dieser, „eine neue Gefahr, und diese ist nicht geringer als die frühere, denn der Libertador will der neue Tyrann des Landes werden!“

„Ich glaube es selbst!“ entgegnete Paez.

Der Letztere erwiderte auf jenes Schreiben:

„Exellenza, habe ich die Ehre, den Empfang eines Schreiben zu melden, bei dessen Lesung ich erst zweifelhaft war, ob es wirklich an mich gerichtet sei. Jedenfalls aber ist mir dasselbe so dunkel, daß ich auf keinen Fall wagen kann, meinen Muthmaßungen rücksichtlich der Beantwortung desselben zu folgen. Ueberdem dürfte eine mündliche Besprechung des Inhalts dieses Briefes bei der großen Wichtigkeit der Sache zweckdienlicher sein und am besten Aufklärung geben, sowie ein entsprechendes Resultat herbeiführen!“

Wahrscheinlich hatte Bolivar bei seinem seit zwei Jahren vorbereiteten Plane, den er so vorsichtig als systematisch verfolgte, noch keinen Widerstand gefunden.

Er war deshalb um so geneigter, in der unbestimmten Antwort des Indianers ebenfalls eine Billigung desselben zu sehen und eilte zu Paez.

Paez empfing ihn freundlich.

Dies bestärkte den Libertador gewiß noch mehr.

Als beide das Lager durchritten, um die Belagerungsanstalten zu besehen, stieg Bolivar vom Pferde und lud Paez ein, einen Spaziergang mit ihm zu machen.

Dieser verließ ebenfalls den Sattel und der Libertador nahm seinen Arm.

Beide schritten nun allein fort.

„Ihr habt mich also verstanden, Paez?" begann Bolivar.

„Ich muß gestehen, nicht ganz!"

„Aber doch zum Wenigsten in der Hauptsache!"

„Ja, ich glaube!"

„Ihr seht, daß der Congreß nicht einig wird!"

„Das ist traurig genug!"

„Er wird es auch nie werden!"

„Das wäre schlimm!"

„Ja was noch mehr, aus diesen gehässigen Streitigkeiten kann leicht ein Bürgerkrieg entstehen!"

„Das ist wahr!"

„Diesen aber muß man zuvorkommen!"

„Freilich!"

„Wäre aber eine nur theilweise beschränkte Gewalt vorhanden, so dürften diese Streitigkeiten mit einem Male erledigt sein!"

„Gut, wie wollt Ihr diese schaffen?"

„Man hat so viele Beispiele!"

„Was für Beispiele?"

„Daß Staaten, welche ihre Unabhängigkeit errungen, einen Alleinherrscher wählten!"

„Das ist wahr!"

„Denn unbestreitbar ist jene Form, welche die Macht in einer Hand concentrirt, die beste!“

„Zugegeben, wie wollt Ihr aber die Massen bewegen, dies zu begreifen?“

„Wenn es ihnen auf gewisse Weise erklärt würde!“

„Gut — wie — wie —!“

„Zum Beispiel, daß Ihre Rechte gewahrt würden!“

„Sehr schön!“

„Ferner aber durch ein ernstes energisches Auftreten —!“

„Ah so —!“

„Ich rechne dabei besonders auf Euch — den Präsidenten des Conseils!“

„Ah — große Ehre für mich!“

„Nun, was meint Ihr zu meinem Vorschlage?“

„Das Ding will überlegt sein!“

„Also Ihr wollt —?“

„Bedenkzeit haben!“

„Doch schon augenblicklich habt Ihr mir zu erwidern?“

„Nichts!“

„Oder entgegenzustellen?“

„Durchaus nichts, wie gesagt, ich werde es überlegen!“

„Doch nicht zu lange, wenn ich bitten darf!“

„Nein, verlaßt Euch darauf, mein Entschluß wird bald gefaßt sein!“

„Wir können rechnen auf —!“

„Halt, halt, ich will Niemand wissen!“

„Aber um zu sehen, welche Aussichten wir —!“

„Nein, nein, das was Ihr vorgeschlagen habt, auszuführen, genügen wir allein — wenn ich darauf eingehe; — wenn nicht, so will ich Niemand kennen. Ich hoffe dies ist ein Beweis, daß ich Euer Vertrauen zu schätzen weiß!“

„Ganz gewiß und ich rechne auf Euch!“

„Thut das wie Euch beliebt!“

Bolivar entfernte sich.

Paez begleitete ihn aus dem Lager und murmelte dann zwischen den Zähnen, indem er den Libertador nachblickte:

„Schurke!“

Er setzte sich, nach seinem Zelte zurückkehrend, an den Tisch und schrieb:

Mein Bruder!

„Das anliegende Schreiben hat Simon Bolivar gewagt an mich zu richten und sein heutiger Besuch, von dem er jetzt im Begriff ist, nach Carraccas zurückzukehren, war ein schrecklicher und schändlicher Commentar zu demselben. Du, der Du ein Haudegen und rechtschaffen bist wie ich, hast außerdem noch Glück, mit einer gewaltigen Einsicht ausgestattet zu sein. Ich überlasse es Dir die weitern jetzt nöthigen Schritte zu veranlassen. In vier Tagen hoffe ich mit meiner Armee hier fertig zu sein

Dein José Paez.“

Er legte hierauf das Schreiben zusammen und adressirte es:

„An den Generallieutenant und Gouverneur von Carraccas Don Arismendi!“

Dann rief er:

Der Oberst Roscio und der Lieutenant Silvas sollen kommen.

Dem letztern gab er jenes Schreiben und sagte:

„Sofort!“

Der Offizier verbeugte sich und ging.

Paez aber wandte sich an Roscio.

„Oberst!“ sagte er, „Ihr geht zu La Torre und theilt ihm mit, daß, wenn er jetzt noch unter den von ihm geforderten Bedingungen capituliren wolle, dies innerhalb vier Tagen geschehen könne.

„Jene sind —

„Abzug mit Sack und Pack, Fahnen und klingendem Spiele.

„Sechszig Offiziere als Geißeln für die sofortige Einschiffung seiner Soldaten, wozu ich die Schiffe stellen werde.

„Ist diese geschehen, werden auch jene freigelassen!“

„Auslieferung der Ueberläufer seit zwei Jahren und des Gouverneurs Rovierez und seiner Gemahlin!

„Gehe!“

Auch der Oberst entfernte sich.

„Jetzt!“ sagte Paez, sich an Madariago wendend, „wollen wir versuchen, den Bürgerkrieg zu vermeiden!“

„Ich habe Bolivar nie getraut!“ meinte jener.

„Und ich habe ihm dies zugetraut!“ rief Paez, „aber er wird sehen, daß es leichter ist, sich König zu träumen als sich dazu zu machen. Der Libertador muß in Napoleons Schule gegangen sein!“

69.

Ein anderer Versuch.

Wahrscheinlich eilte Bolivar mit den süßesten Hoffnungen für die Zukunft nach Carraccas zurück.

Er ahnte nicht, daß mit ihm zugleich der Bote unterwegs war, dessen Auftrag seine ganzen Pläne durchkreuzen sollte.

Denn Arismende ließ nach Empfang des ihm von Paez gesendeten Briefes denselben sofort drucken und vertheilen.

Die Aufregung, welche dies hervorbrachte, war unbeschreiblich.

Bolivar war wüthend.

Aber diejenigen, welchen es mit der Freiheit des Landes Ernst war, versammelten sich.

Man sprach davon, sich von Columbia zu trennen.

Man berieth ferner darüber, Bolivar zu entsetzen und Paez an seiner Stelle zu erwählen.

Mehrere Tage hindurch dauerten die Unruhen und man konnte zu keinem Entschlusse kommen.

Auch der Congreß war zerrissen.

Bolivar versuchte trotz aller ungünstigen Anzeichen seinen Plan zu verfolgen.

In seinem Zorne aber ließ er sich zu einem Schritte verleiten, der schändlich war.

Mit Recht legte er Paez allein die Schuld zur Last, seine Absichten zu nicht gemacht zu haben.

Bolivar beschloß, seinen Gegner aus dem Wege zu räumen.

Einer seiner Diener, ein Mulatte, schlau wie dieser, stark wie ein

Neger und verwogen, ward zur Ausführung dieses Entschlusses von ihm ersehen und Bolivar ließ ihn rufen.

Als der Diener erschien, suchte er erst noch in den Zügen desselben zu lesen, ob er sich auch wohl zu dem Auftrage schicke.

Das Resultat mußte befriedigend sein.

Bolivar begann:

„Höre, Gregorio, was sagst Du zu dem dummen Gerüchte, welches man verbreitet hat!"

„Ah, ich sage, es ist kein so dummes, Excellenza!"

„Wie — man beschuldigt mich, daß ich König werden will!"

„Oh, man läßt Euch nur Gerechtigkeit wiederfahren!"

Die Blicke des Libertadors verfinsterten sich.

Er sah forschend zu dem Diener hinüber und fragte:

„Wie meinst Du das?"

„Nun, es wäre wohl das wenigste, was Ihr verdient habt!"

„Schmeichler!"

„Und bei Gott, Excellenza, Euer Haupt ist wie für die Krone gemacht!"

„Schweig!"

„Aber warum soll ich nicht sagen was alle Welt sagt!"

„So, man spricht dies!"

„Ich versichere Euch!"

„Ah, da wäre! doch gleichviel, dies Gerücht macht mich verhaßt und scheint deshalb angestiftet zu sein!"

„Oho!"

„Ja was noch mehr, es beraubt mich der Früchte, welche ich wohl verdient hatte, zu erndten!"

„Nicht möglich, Excellenza!"

„Ganz sicher, obschon ich weiter nichts als die Achtung meiner Landsleute und der Welt verlange!"

„Excellenza sind so großmüthig!"

„Du begreifst, daß mich dies kränken muß!"

„Sicher!"

„Und ich könnte den Urheber dieser Kränkung hassen!"

„Oh, ich würde ihn hassen!"

„Gewiß?"

„Hassen, verachten, verfolgen und Euch rächen, sage ich Excellenza!"

„Ah, Du meinst —?"

„Wenn ich ihn wüßte, heißt das!"

„Dann darf ich ihn Dir nicht nennen!"

„Wie, Excellenza, Ihr kennt ihn?"

„Allerdings!"

„Und steht an, Euch zu rächen!"

„Es ist eine hochgestellte Person!"

„Ah —!"

„Doch nein, laß nur!"

„Aber, Excellenza, wenn ich erkläre —!"

„Ha, Du bist ein Thor!"

„Indessen werde ich ihn heraus zu bekommen suchen!"

„Und dann —?"

„Nun dann — ich weiß noch nicht!"

„Ich verbiete Dir jede Unklugheit!"

„Ich werde mich schon geschickt dabei benehmen!"

„Du wolltest es dennoch wagen?"

„Excellenza werden mir erlauben —!"

„Nein, durchaus nicht!"

„Also der Räuber Eurer Ehre soll unbestraft bleiben?"

Bolivar warf bei dieser Frage des Dieners abermals einen forschenden Blick auf ihn.

Dann sprach er finster, gleichsam in sich hinein:

„Wenn ich aber bedenke!"

„Oh, bedenkt, Excellenza!"

„Daß dieser Mensch mich so hintergangen!"

„Auch noch hintergangen!"

„Mich so schändlich gekränkt!"

„Ha, der Bösewicht!"

„Fast alle meine Hoffnungen vernichtet hat!"

„Wofür er bestraft werden muß!"

„So sehe ich nicht ein — was kümmerts mich!"

Der Mulatte belauerte und fing jedes dieser Worte auf, wie eine Katze die Maus.

„So recht!" rief er.

Bolivar blickte ihn zum dritten Male an.

„Höre, Gregorio!“ sagte er dann, „Du wolltest den Namen desjenigen wissen, der mich so tief verletzt?“

„Ja Excellenza!“

„Er heißt Paez!“

„Wie, dieser Bandit, dieser Wilde?“

„Ja derselbe!“

„Der meinen Vetter Piar hat tödten lassen!“

„Ah Piar, Dein Vetter!“

„Nun gewiß, wie wir alle von Adane!“

„Ach so!“

„Er soll es büßen!“

Bolivar mochte einen Moment doch wohl Reue empfinden, denn er stutzte.

Nach einiger Zeit sagte er unwirrsch.

„Thu, wie Du Lust hast!“

„Ah, ich danke Excellenza!“

„Geh!“

Der Mulatte sprang hinaus und nach einer Viertelstunde befand er sich schon zu Pferde unterwegs nach Valencia.

Hier hatten sich unterdessen die Sachen ebenfalls geändert.

Als der Oberst Roscius bei La Torre angelangt war und seinen Auftrag ausgerichtet hatte, blickte ihn der spanische General forschend an.

„Woher diese plötzliche Annahme meiner Forderungen?“ fragte er.

„Ich weiß es nicht, Excellenza!“ sagte Roscius.

„Kommt der Vorschlag von Paez allein?“

„Auch dies ist mir unbekannt!“

„Aber es muß doch irgend ein Grund dazu vorhanden sein!“

„Möglich, daß man den Krieg um jeden Preis beenden will!“

„Möglich, ja — doch ich werde mich bedenken!“

Der Oberst kehrte zurück und La Torre versammelte einen Kriegsrath.

Auf Hülfe durften die Spanier nicht mehr rechnen und das Ergebniß desselben war, daß die Bedingungen angenommen und die Kapitulation abgeschlossen wurde.

Aber der Marquis Don Rovierez?

Aber die Marquise Isabella Valeria?

Schon bei Morillo hatten beide kein bedeutendes Ansehen mehr genossen, so sehr der Marquis sich auch unter ihm verdient gemacht hatte, weil dieser Mensch Niemand achtete.

La Torre verachtete den Marquis wegen seiner Feigheit und die Marquise war ihm ein Gräuel, weil er durch Centifuego wußte, welcher Vergehen sie sich schuldig gemacht hatte.

Gewiß nicht mit Unrecht schrieb er diesem würdigen Paare einen Theil des Unglücks zu, welches die spanischen Waffen in Südamerika erlitten.

Er stand nicht an, in ihre Auslieferung zu willigen und keine Stimme erhob sich, derselben entgegenzutreten.

Der Ergouverneur war in Verzweiflung.

Die Marquise mehr todt als lebendig.

Aber es fehlte diesem würdigen Paare jetzt auch der Muth der Verzweiflung.

Beide schlugen vor, ihr Leben selbstmörderisch zu enden, aber Beide hatten nicht die Kraft, es zu versuchen, geschweige denn zu thun.

Am nächsten Tage fand die Uebergabe der Festung statt und dies war auch der Moment, zu welchem Gregorio im Lager anlangte.

Dies war bereits theilweise abgebrochen.

Dagegen stand die Venezuelasche Armee in zwei langen Reihen aufmarschirt.

An dem nach der Festung zugekehrten Ende dieser Chaine befand sich Paez und sein Generalstab.

Bald darauf öffneten sich die Thore der erstern.

Aus denselben schritten hervor zuerst der General La Torre, die Schlüsseln tragend.

Ihm folgten die sechszig zu Geiseln bestimmten Officiere, an ihrer Spitze der fast achtzigjährige greise Centifuego.

Dann kamen von einer Wache begleitet, Don Rovierez und seine Gemahlin.

Hiernach der Rest oder die Reste der vielen spanischen Armeen, welche hier ihren Untergang gefunden, wie es bestimmt war, mit Sack und Pack, klingendem Spiel und fliegenden Fahnen.

Als der spanische General Paez erreicht hatte, hielt er ihm die Schlüsseln hin und sagte:

„Dem Sieger überliefere ich die Festung und auch uns alle möge keine falsche Vorspiegelung getäuscht haben!“

Paez nahm dem General die Schlüssel ab und entgegnete:

„Exellenza, es ist das erste Mal, daß wir uns von Angesicht zu Angesicht sehen und meine ersten Worte, die ich an Euch richte, sollen ein Zeugniß sein, daß Ihr die höchste Achtung der Feinde erworben, daß Ihr ein braver Mann seid!“

„Ich hatte es mit einem großmüthigen Feinde zu thun!“

„Nehmt dies Andenken mit Euch in Euer Vaterland und belehrt diejenigen, welche anders denken!“

„Ich werde es!“

Nach diesem Gespräch trat Centifuego vor.

„General!“ rief Paez, ihm die Hand reichend, „rechtschaffner Mann, Ihr waret lange Zeit der einzige ehrliche Mensch, den ich kannte und Euretwegen thut es mir leid, daß wir uns unter solchen Umständen wieder treffen müssen!“

Dem alten greisen Krieger, der ein ganzes langes Leben damit zugebracht hatte, seinem Vaterlande die Kolonien zu erhalten, traten die Thränen in die Augen.

Aber er drückte die ihm dargebotene Hand des Indianers und sagte:

„Dem Wechsel ist jede irdische Macht unterworfen!“

„Ihr habt Recht und ich habe ihn besonders erfahren; aber Ihr seid frei, General, geht wohin es Euch beliebt, die Zahl von neunundfünfzig Geiseln wird auch genügen.“

Als Paez dies gesagt, fiel sein Blick auf die Eltern seiner Geliebten.

Beide waren bleich und zitterten.

Es schien als wollten sie sich dem jetzigen Sieger, dem sie so unsägliches Leid angethan, zu Füßen werfen.

Ein unbeschreiblicher Ausdruck prägte sich dem Antlitze des Indianers auf.

Aber alles, was außerdem noch seine beherrschten Empfindungen andeuten konnte, bestand darin, daß er die Lippen zusammenkniff.

Dann sagte er zu Roscius:

„Diese da werden gut verwahrt.“

Bei dem Gedränge, welches durch Abführung der Gefangenen entstand, gelang es auch dem Diener Bolivars, die von den Truppen gebildete Chaine zu durchbrechen.

Plötzlich stürzte er mit gezücktem Messer auf Paez los und versuchte, es ihm in die Brust zu stoßen, indem er rief:

„Nimm das für Piar!“

Vermuthlich aber hatte Paez den Menschen schon bemerkt und auch, als er sich nahte, dessen Absicht errathen.

Ehe das Messer desselben seine Brust erreichte, ergriff er Gregorio's Arm und hielt ihn fest.

Ueber diesen fielen eine Anzahl Soldaten her und schnell war er entwaffnet.

Paez rief:

„Thut ihm Nichts; führt ihn hier weg, ich will ihn sprechen!“

Dies geschah indessen erst am nächsten Tage, nachdem die Spanier bereits eingeschifft waren.

Als Gregorio vor Paez und den versammelten Officieren des Heeres erschien, war er gebunden.

Ein einziger Blick reichte aber hin, seinen störrischen halsstarrigen Charakter zu erkennen.

„Wer bist Du!“ fragte ihn Paez.

„Ein Mensch!“ entgegnete Jener unwillig.

„Daran könnte man fast zweifeln!“

„So thut es!“

„Wie heißt Du?“

„Gregorio!“

„Weshalb wolltest Du versuchen mich zu tödten?“

„Weil ich es mir vorgenommen hatte!“

„Habe ich Dir je etwas gethan?“

„Mir nicht, aber Anderen!“

„Wer sind diese?“

„Einen hab ich genannt!“

„Piar war ein Verräther und empfing seine gerechte Strafe!“

„Das ist nicht wahr?“

„Uebrigens ist er vom Congresse gerichtet! aber wer steht bei Dir noch weiter auf meiner Liste?“

„Ich nenne Niemand weiter!“

„Wer hat Dich gedungen!“

„Mich!“

„Gewiß, Du bist ein bezahlter Meuchelmörder!“

„Das bin ich nicht!“

„Ich werde Dich hängen lassen!“

„Das könnt Ihr!“

„Führt ihn ab! sagte Paez.

Als der Mulatte sah, daß es Ernst ward; rief er schnell:

„Schenkt Ihr mir das Leben, wenn ich Euch den nenne, der mich gedungen?“

„Ja!“

„Es war Bolivar!“

„Das dachte ich!“ sagte Paez mit finsterer Stirn.

Wieder zu dem Mörder gewendet, sagte er:

„Dein Leben ist Dir von mir geschenkt, Patron; im übrigen magst Du Dich mit Deinem Herrn abfinden!“

„Lieutenant Silvas! rief er.

Der Officier trat vor und sagte:

„Was befehlt Ihr, General?“

„Meinen respektvollen Gruß dem Don Simon Bolivar Libertador neben Uebersendung dieses Schurken. Außerdem macht Ihr einen vollständigen Bericht, von dem was geschehen und was er ausgesagt. Ich überließe endlich dem Libertador, seine Ehre zu retten. Ich könne der Beschuldigung, die dieser Meuchelmörder gegen ihn erhoben, keinen Glauben schenken!“

Der Lieutenant ging, den Gefangenen unter Bedeckung mit sich nehmend.

Und Bolivar — ließ seinen Diener am nächsten Tage hängen.

70.

Der Präsident.

Während sich Paez so beeilt hatte, den äußern Feind gänzlich los zu werden, um durch ihn an der Bekämpfung des innern nicht gehindert zu werden, wenn eine solche nöthig werden sollte, waren auch die Liberalen in Carraccas nicht unthätig geblieben.

Der eine Zeit lang schwankende Congreß ward durch die drohende Haltung des Volkes gezwungen, entschieden zu handeln.

Die schon zu Gunsten des Libertadors sich senkende Schaale schnellte wieder in die Höhe.

Am 26. November zwang das Volk den Congreß, in der Franziskanerkirche eine öffentliche Sitzung zu halten.

Bolivar ward hier des Verraths beschuldigt und unter gewaltigem Tumult endlich folgende Beschlüsse gefaßt:

Venezuela trennt sich von Colombia.

Es entzieht sich der Herrschaft Bolivars.

General Paez wird ersucht, sich als Oberbefehlshaber an die Spitze der Regierung zu stellen und deshalb nach Carraccas zu kommen.

Er wird beauftragt, sofort die Zusammenberufung eines neuen Congresses zu veranlassen.

Er wird die Berathungen desselben bis zur Feststellung der Verfassung und der Wahl eines bestimmten Präsidenten leiten.

Vierhundertsechsundachtzig Mitglieder unterschrieben diese Beschlüsse.

Die Letztern wurden von dem Volke mit Jubel empfangen.

Statt aber, daß dieser wie ein Freudenrausch vorübergehen sollte, vermehrte er sich plötzlich.

Gleich darauf ertönte der Ruf:

„Paez kommt, Paez ist da!“

Dies war wirklich so und der Indianer zog an der Spitze seines siegreichen Heeres in Carraccas ein.

Ein Mann aus der Menge reichte ihm ein Blatt Papier.

Es waren die soeben vom Congresse gefaßten Beschlüsse.

Als der General dieselben gelesen hatte, rief er:

„Das ist zu viel Ehre, zu viel Last für meine schwachen Schultern. Doch ich will thun, was ich kann."

Mit dem Blatt Papier in der Hand, trat er bei dem Congresse ein.

Nach den ersten Zurufen, mit welchen er empfangen ward, folgte lautlose Stille.

Paez begann zu sprechen:

„Ich preise mich glücklich, dem Congresse mittheilen zu können, daß gegenwärtig kein Feind mehr in Venezuela sich befindet. Der General La Torre hat mir Puerta Cabello übergeben und ist bereits auf dem Wege nach Spanien.

Ein freudiges Gemurmel durchlief die Reihen und fand ein Echo in dem Geschrei des Volkes, als man diesem die Worte des Generals mittheilte.

Als sich die Freudenausbrüche gelegt, fuhr Paez fort:

„Zugleich erfahre ich, daß die Haltung des Volkes bereits die seiner Freiheit drohenden Angriffe zurückgewiesen hat; das Volk von Venezuela ist deshalb derselben würdig und um so mehr fühle ich mich geehrt durch das Vertrauen, welches man mir schenkt, ich versichere, daß mir der Wille des Volkes stets Gesetz sein wird.

„Ja, so wie ich gestrebt, die Spanier aus Venezuela zu vertreiben, um dessen Unabhängigkeit zu erzielen, so werde ich auch mit gleichem Eifer und gleicher Beharrlichkeit mich bemühen, das Land gegen die Tyrannei einheimischer Despoten zu sichern, mögen dieselben Bolivar heißen oder andere Namen führen.

„Die unter meinem Befehle stehende Armee hegt dieselben Gesinnungen, die mir untergeordneten Generale, Bermudez, Arismendi, Marino, Monegas, Gomez, Msauro, Infante, Valero, Carabano sind von gleichem Geiste beseelt und unter ihrer Führung wird jene Armee unbesiegbar sein.

Ja, ich übernehme es in dieser Zeit der Noth, die Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten und dessen Freiheit zu schützen, ohne mich indessen für die spätere Zeit zur Uebernahme der Leitung der Regierung zu verpflichten.

Aber Freiheit oder Tod ist mein Wahlspruch und mein Wunsch nur muß der Wunsch aller sein, denen ihr Vaterland werth ist!"

Das waren schöne Worte und sie wurden mit großem Jubel aufgenommen.

Aber es blieben nicht allein diese, sondern sie wurden nur der wahre Ausdruck für die ihnen folgenden Thaten.

Sein Erstes war die Armee zu organisiren und die Festungen in Stand zu setzen.

Dann berief er einen Congreß nach Valencia zusammen.

Bis zur Zusammenkunft desselben gelang es ihm, überall die Ruhe herzustellen.

Der Congreß ward sodann nach Carraccas verlegt.

Es kann nicht der Zweck sein, die unter Leitung von Paez vorgenommenen Arbeiten desselben zu verfolgen.

Genug, dieselben brachten eine Verfassung zu Stande, wie sie dem Lande angemessen war.

Nach ihr ward auch ein Präsident erwählt und dieser Präsident war der General Paez, oder wie ihn seine Soldaten schon seit längerer Zeit nannten, Oheim Paez.

Als die Wahl entschieden war, erhob sich Paez.

Der Tag war übrigens einer der merkwürdigsten dieser Art, die es je gegeben hat.

Eine unzählige Menschenmenge hatte sich vor dem Congreßhause versammelt.

Die Fenstern desselben hatten geöffnet werden müssen und an ihnen und in ihnen hingen die Zuschauer, welche sich draußen außerdem Kopf an Kopf drängten.

Paez also erhob sich und sprach:

„Landsleute, Freunde, Brüder, ich weiß die Ehre, welche mir zu Theil wird, durch diese Wahl zu würdigen. Aber unwürdig wäre es, wollte ich dieselbe annehmen. Ich versuchte meinem Vaterlande durch meine Redlichkeit zu dienen, aber ich bin nicht im Stande, die Regierung auf die Dauer zu führen, ich mache deshalb einem Würdigern Platz. Ich darf die auf mich gefallene Wahl nicht annehmen.

„Doch auf eine Stunde will ich der Präsident des Staates sein, unter der Bedingung, daß die von mir getroffenen Bestimmungen Gesetzeskraft haben sollen; wollt Ihr hierauf eingehen?“

„Es sei, es sei!“ schrie man.

„Gut, so hört zuerst meine Befehle:"

„Man bringe sämmtliche in Carraccas in Haft befindlichen Personen auf die Plaza.

„Man versammle die anwesenden Officiere der Garnison.

„Man hole Donna Marie Alvierez.

„Man errichte eine Tribüne vor dem Hause.

„Aber ich bitte zu eilen, da die Stunde bald um sein wird."

Obwohl Niemand wußte, was Paez beabsichtigte, ward seinen Befehlen doch Folge geleistet.

Seine Wünsche wurden sämmtlich erfüllt.

Paez trat auf die Tribüne vor dem Hause.

„Bewohner von Carraccas begann er, indem ich zu Euch spreche, spreche ich zu ganz Venezuela und meine dessen ganzes Volk. Der Congreß hat mich zu Eurem Präsidenten erwählt, was ich auf eine Stunde angenommen, unter der Bedingung, daß die von mir während dieser Zeit getroffenen Bestimmungen Gesetzeskraft haben sollen.

„Sie ist mir gewährt.

„Ich aber bestimme nun folgendes:

„Zuerst mache ich der Armee mit den mir vom Congresse gezahlten 25000 Thalern ein Geschenk.

„Die Armee ist entlassen, der Krieg ist zu Ende, wir brauchen keine Soldaten mehr.

„Ihr Officiere aber geht und bestellt den Acker, ich werde Euch die Mittel dazu geben.

„Jeder in diesem Augenblicke in Venezuela anwesende Fremde hat das Bürgerrecht des Staates, wenn er davon Gebrauch machen will.

„Alle Verurtheilungen sind aufgehoben, es soll in diesem Augenblicke in Venezuela keinen Verbrecher geben. Mögen seine Verbrechen noch so schwer gewesen sein.

„Die Jesuiten aber werden aus dem Lande verwiesen.

„Und jetzt bitte ich Euch, haltet Ruhe, Friede und Einigkeit unter Euch aufrecht, nur Ruhe, Friede und Erwerbfleiß können uns beglücken!"

Als Paez dies gesprochen, gab er einen Wink, den Marquis Don Rovierez und dessen Gemahlin herbeizuführen.

Es geschah.

„Auch Ihr!“ sagte der edle Indianer, „seid in der Amnestie mit eingeschlossen, aber verlaßt dies Land, wo ihr in dieser — er zeigte auf Marie — ein ewiges Andenken spanischer Grausamkeit zurückgelassen habt; lebt wohl, wir scheiden ohne Groll!“

„Und nun,“ wendete er sich an Marie, „Komm Geliebte, unsere Aufgabe ist erfüllt!“

Die nachfolgende Scene zu beschreiben, ist unmöglich.

Ein unendlicher Freudenjubel brach los.

Während dessen suchte man Paez von seinem Entschlusse abzubringen.

Jedoch er blieb standhaft.

Am nächsten Tage fand seine Verheirathung mit Marie statt.

Es war dies ein wahres Volksfest.

Nach Beendigung desselben aber begab er sich auf seine Hacienda, um dort der Häuslichkeit, der Ackerwirthschaft und Viehzucht zu leben.

71.

Nach dem Kriege.

So hatte denn Spanien wiederum einen Theil seiner Colonien, seiner unerschöpflichen Quellen eines beneideten Reichthums verloren und hatte nicht allein dadurch einen bedeutenden Verlust erlitten, sondern war durch die Versuche, denselben wieder zu erobern, noch über alle Maßen geschwächt worden.

Dieser doppelte Nachtheil war um so empfindlicher, als die Zeitverhältnisse, die Unruhen und Gährungen im Mutterlande selbst den Besitz der Colonien zur Lebensfrage machten.

Denn dort bereitete sich jene wichtige Zeit vor, welche das Land völlig an den Abgrund des Verderbens bringen sollte.

Nachlässige Finanzwirthschaft hatte die Geldangelegenheiten verwirrt.

Eine Günstlingsclique, bekannt unter dem Namen der Camarilla, hatten den Gesetzen die Achtung genommen, weil ihre Willkühr dieselben außer Kraft setzte.

Unfähige Minister leiteten die Geschäfte, welche durchaus nichts als traurige Wirren der Parteianfeindungen wurden.

Die Parteien bekämpften sich wieder überall; Spanien war in drei große Lager getheilt, in das der Servilos, der Libertados und der Josephinos.

Dazu brach die große Militairrevolte bei Cadiz unter der nach Amerika bestimmten Armee aus.

Mit ihr überzog die Pest das Land.

Spanien mußte unterlassen, die Colonien weiter zu bekämpfen, welche bereits mit andern Mächten in Verbindung traten und Bündnisse abschlossen; indessen gab es diesen Kampf noch nicht auf, es konnte oder wollte den Verlust nicht verschmerzen.

Wie aber Spanien seine Besitzungen verloren hatte, so hatten die Jesuiten an Boden verloren.

Gegen sie richtete sich nach der Herstellung des Friedens und der Sicherheit im Innern, nicht die Verfolgung oder die Wuth der Bewohner Venezuelas, wohl aber der Ernst, mit welchem die Ausweisung ins Werk gesetzt wurde.

Ueberall, wo sie sich noch gehalten, wurden die Väter nach den Hafenorten dirigirt, um von dort nach Spanien zurückgeschickt zu werden.

Ihre Schätze wurden eingezogen, und wie sie dadurch einen unermeßlichen Reichthum verloren, gewann das junge Land ungeheure Summen, welche nicht wenig dazu beitrugen, das Verfassungswerk zu beschleunigen und zu befestigen.

Doch wie Spanien seinen Verlust nicht verschmerzen konnte, so konnte die Congregation den ihrigen nicht vergessen.

Spanien und der Orden der Jünger Jesu behielten das Land im Auge, obschon sie einstweilen nichts zu thun vermochten.

Denn während nach dem Jahre 1820 und nach den gedachten Ereignissen in Spanien Alles drunter und drüber ging, hatten die Väter zu thun, sich zu halten, weil ihre Existenz im Allgemeinen und von verschiedenen Seiten bedroht ward.

Spanien anlangend, so hatte dasselbe am 7. März 1820 eine Constitution bekommen.

Doch nach der siegreichen Revolution trat die Contrerevolution ein, um jene wieder zu zerstören.

Drei Jahre hindurch währte dieses mörderische Spiel um ein Blatt Papier, von welchem ein Theil des Volkes die Glückseligkeit erwartete und in welchem ein anderer das Unglück des Vaterlandes sah.

Endlich vernichteten die französischen Waffen jene Constitution durch die Intervention von 1823.

Der Herzog von Angoulême befreite den in Cadiz befindlichen und, wie es hieß, zurückgehaltenen König, stellte den Absolutismus wieder her und das alte Lied begann von Neuem.

Während der Zeit der Constitution hatte man auch in Spanien bereits versucht, die Jesuiten zu vertreiben und den Orden aufzuheben.

Durch das Jahr 1826 ward dasselbe wieder hergestellt.

Endlich begann für ihn, wie für die Finsterlinge des spanischen Absolutismus eine neue Aera.

Muß es noch erwähnt werden, daß der Marquis Rovierez, welcher so lange im Verborgenen gelebt hatte, um diese Zeit ebenfalls wieder zum Vorschein und zu Ehren und Ansehen kam?

Verschont von den revolutionären Kämpfen in Amerika, verschonten ihn auch die Unruhen im Vaterlande oder vielmehr, er schonte sich, indem er sich verbarg.

Verschont von der Pestilenz, welche nächst dem Schwerte so viel Edle und Gute hinraffte, erreichte ihn auch nicht die Volkswuth, die so Viele mordete, welche von der öffentlichen Stimme als Solche beschuldigt wurden, an dem Unglück des Landes Schuld zu sein.

Wir sehen ihn daher wieder als Beisitzer des Gerichtes, welches über den edlen Riego abzuurtheilen hatte.

Als dasselbe beendet und jener verurtheilt worden, begab sich der Marquis nach seinem Hause zur Marquise Isabella Valeria.

Die gute Dame erschien bedeutend gealtert, und ihre einstige Schönheit war nur noch in Spuren zu erkennen, welche vereinzelt waren, wie einzelne grüne Grashalme einer schon vertrockneten Wiese im Herbste.

Doch die Lebhaftigkeit ihres Geistes schien sich noch erhalten zu

haben und das Feuer ihres Auges deutete an, daß ihre alte Energie noch vorhanden sei.

Als sie den Marquis kommen sah, erhob sie sich, ging demselben entgegen und fragte:

„Nun, mein Herr?"

Der Marquis küßte ihr mit einer Art chevaleresken Galanterie die Hand und entgegnete:

„Er ist verurtheilt, Sennora."

„Zum Tode?"

„Gewiß."

„Auf welche Art wird er sterben?"

„Durch die Garotte."

„Endlich ein gerechter Spruch!"

„Sie werden der Hinrichtung beiwohnen?"

„Was denken Sie — ich sollte ein solches Fest versäumen?"

„Die Execution findet Nachmittag zwei Uhr statt."

„Ah, so müssen wir eilen!"

„Allerdings!"

„Sie begleiten mich?"

„Wenn ich das Glück haben kann!"

Die beiden Gatten beeilten sich, auf den Richtplatz zu gelangen.

Eine Hinrichtung war nach Unterdrückung der Constitution im Jahre 1826 in Spanien und besonders in Madrid nichts Neues.

Auch die Hinrichtung bedeutender berühmter Personen fand einige Zeit hindurch fast täglich statt.

Dennoch schien es, als vermehre sich die Schaulust der Spanier bei jeder Wiederholung eines solchen Schauspieles.

Heute besonders hatte sich eine unabsehbare Menge Volks um das Gerüst versammelt, welches schweigend den Dingen, die da kommen sollten, entgegensah.

Freilich war unter den bedeutendern Männern, die in dieser verhängnißvollen Zeit ein Unternehmen mit dem Leben büßten, welches sie für Recht hielten, auch das heutige Opfer, der General Riego eins der bedeutendsten.

Denn einmal war er Derjenige, welcher die Fahne der Consti-

tution vom Jahre 1812 zuerst erhoben, und für's andere hatte er am längsten in der Vertheidigung derselben verharrt.

Außerdem gab es indessen noch mehr Merkwürdiges an diesem Manne:

Denn als im Jahre 1808 der allmächtige Herzog von Alkudia gestürzt war und sich in Aranjuez verborgen hielt, war er es, der ihn der Wuth des Pöbels entzog und ihm das Leben rettete.

Riego war also auch ein edler Mann!

Sein jetziges Verbrechen bestand darin, daß er am 1. Januar 1820 als Oberstlieutenant sein Bataillon in dem Dorfe las Cabazec de san Juan zusammenrief und es aufforderte, ihm zu folgen und der bestehenden Wirthschaft im Lande ein Ende zu machen und Recht und Gesetz wieder zur Geltung zu bringen, so wie es die Constitution der Cortes bestimme.

Die Truppen gaben diesem Aufrufe nur zu gerne Gehör, weil die Befolgung desselben sie wenigstens aus einer unleidlichen, unerträglichen Lage rettete.

Dies war der Anfang der Revolution von 1820.

Mit reißender Schnelligkeit verbreitete sich dieselbe unter den bei Cadiz lagernden und nach Amerika bestimmten Truppen, und 7000 Mann erklärten sich für die Constitution.

Der Oberkommandant der Expeditions-Armee war nicht im Stande, die Truppen zum Gehorsam zurückzuführen und entfloh.

Diese befreiten die Gefangenen, welche vorher als verdächtig verhaftet worden, und zogen nach der Isle de Leon, wo sie von den treugebliebenen Truppen eingeschlossen wurden.

Demungeachtet gewannen die Unruhen an Ausdehnung, und im September bereits hielt Riego seinen Einzug in Madrid.

Daß bei dem neuem Umschwunge der Dinge der Urheber, der Held des Tages, von Stufe zu Stufe stieg, ist natürlich.

Er war zweiter Befehlshaber des Heeres, als die Franzosen in Spanien einrückten, und trat ihnen als solcher mit einer Abtheilung desselben entgegen.

Der Oberbefehlshaber selbst, Ballasteros, errieth aber die Sache der Spanier, und nun trat die Zeit ein, wo Riego, der den Anfang gemacht, eine günstigere Zeit für Spaniens Verhältnisse heraufzu-

beschwören, durch seinen Fall auch die vergebliche Hoffnung auf dieselbe dokumentirte.

Er ward von den Franzosen bei Arquillos gefangen genommen und an die Spanier ausgeliefert und nach einer Haft von sechs Wochen, wie wir schon gesehen, zum Tode verurtheilt.

Der Tag seiner Hinrichtung war der 7. November.

Wie schon gesagt, hatte sich an demselben, der wie gewöhnlich Spaniens heitere Himmel über seine Erde ausbreitete, eine unabsehbare Volksmenge versammelt.

Doch dieselbe gehörte nicht allein den niedern Klassen an, sondern auch die höheren Stände waren außerordentlich zahlreich vertreten und wohl nur selten ward von den Zuschauern bei der Hinrichtung eines Menschen so viel Glanz und Pomp entwickelt, wie bei dieser.

Dies kam daher, daß es eine doppelte Feier für die Serviles war, nämlich ihre eigne Neugeburt und die Vernichtung des Libertadors.

Nur mit Mühe gelang es daher dem Marquis trotz seiner Stellung unter den Häuptern der herrschenden Partei einen guten Platz zu erlangen, doch er bekam ihn endlich.

Gegen drei Uhr langte der Delinquent auf dem Richtplatze an.

Riego war ein hochgewachsener schöner Mann in den besten Jahren, ein ächter Spanier von glänzend schwarzem Haare und dunkler Gesichtsfarbe mit kühnen blitzenden Augen.

Die Kerkerhaft hatte sein Aussehen und seine Haltung nur wenig beeinträchtigt.

Als er das Gerüst sah, auf welchem er endigen sollte, flog ein trübes Lächeln über sein Antlitz, welches sich demnächst den Massen zuwendete.

Mit seiner wenn nicht stolzen doch bestimmten männlichen Haltung, standen die Erscheinungen der beiden Priester zu seiner Seite im entschiedensten Gegensatze.

Gebückt und demüthig schlichen sie mehr als sie gingen, während ihre Lippen Worte murmelten, die wahrscheinlich Gebete sein sollten, auf welche aber der Delinquent nicht zu hören schien.

Alle drei bestiegen endlich das Gerüst, auf welchem sich die Garotte befand.

Spanien hat ein bedeutendes Contingent zu den sinnreichen In-

strumenten geliefert, welche dazu bestimmt sind, einen Menschen vom Leben zum Tode zu befördern.

Die Garotte ist eine spanische Erfindung und ist zugleich der pirinäischen Halbinsel oder in ihren einstigen Besitzungen eigenthümlich geblieben.

Im Grunde genommen, ist diese Maschine sehr einfach.

Als Fundament dient ihr das gewöhnliche, einige Fuß von der Erde erhöhte Schaffot.

Auf diesem befindet sich ein Pfahl und an diesem Pfahle ein kreisförmiger Eisenring mit zwei Oesen und einem Bolzen, dessen eines Ende ein Gewinde hat.

Neben dem Pfahle aber steht ein Holzschemel, welcher eine halbkreisförmige Lehne hat; auf diesen Stuhl setzt sich der Delinquent.

Jenes Eisen aber ist in einer solchen Höhe angebracht, daß es um seinen Hals gelegt werden kann, was auch geschieht.

Alsdann werden Hände und Beine an dem Schemel und an dem Schaffot festgeschnallt.

Ist dies geschehen, blickt der Henker noch einmal auf den Richter, welcher die Execution beaufsichtigt.

Dieser beantwortet die stumme Frage durch einen Wink und der Henker blickt nach der Gegend der Stadt, um zu sehen, ob nicht vielleicht ein Bote die Gnade des Königs bringe.

Kommt sie nicht, so setzt er einen Schraubenschlüssel an, dreht einige Male zu und der elastische Ring verengt sich bis der Delinquent erdrosselt ist.

Dies ist die Garotte und das Garottiren.

So wie Riego das Schaffot bestiegen, warf er selbst seine Oberkleider ab, trat schnell zu der Vorkehrung hin und setzte sich auf den Stuhl.

Das Halseisen ward ihm angelegt.

Er ward ferner festgeschnallt und der Henker that seine Frage und warf nach derselben, wie er gewöhnt, seinen Blick dem Thore zu.

Eine lautlose Stille herrschte in der Menge, man hätte können eine Feder fallen hören.

An eine Begnadigung war gar nicht zu denken.

Der Henker drehte deshalb zu. Riego's Gesicht ward braun und

blau, sein Haupt sank ein wenig nach links; er war nicht mehr und die Execution war zu Ende.

Aus einiger Entfernung hörte man einen lauten Schrei und bald darauf schien ein menschlicher Körper davongetragen zu werden.

Kehren wir indessen wieder zu dem ehrenwerthen Marquis und seiner achtungswürdigen Gemahlin zurück.

Mit wirklich regem Interesse hatten sie dem Beginn des Aktes geharrt und mit eben solchem betrachteten sie den Helden desselben.

Dies Interesse aber mischte sich mit einer gewissen Freude und freuen durften sich Beide, weil ihr Stern gesunken bleiben mußte, so lange dieser Mann nicht zum Verbrecher gestempelt wurde.

Indessen verfehlte auch die Erscheinung des Generals nicht einen Eindruck auf sie zu machen.

„Wie stolz er einherschreitet!“ meinte der Marquis.

„Ja!“ murmelte seine Gemahlin, „außerordentlich stolz, aber — er ist ein schöner Mann!“

Isabella Valeria hatte noch immer Sinn und Augen für männliche Schönheit.

Ihr Gemahl betrachtete sie von der Seite.

„Ja, er ist schön!“ murmelte auch er, „dieselbe Haltung, fast dieselbe Gestalt!“

„Wie meinen Sie?“

„Ich denke an Jemand, der sich nicht minder stolz benehmen würde bei solcher Gelegenheit!“

„Ah, ich errathe!“

„Nicht wahr, er würde für diese Situation passen?“

„Sicher!“

„Und wir möchten ihn in solche Lage wünschen!“

„Ganz gewiß!“

„Noch besser aber ihn in derselben sehen!“

„Ich gebe ein Jahr meines Lebens darum!“

„Und sie —?“

„Gewiß, sie müßte ihn begleiten!

„Aber leider —!“

„Verzweifeln Sie?“

„Ich möchte nicht — doch ich wiederhole, leider —!“

„Wie, bei der jetzigen Wendung der Sache?"

„Man hat zu viel mit andern Sachen zu thun, um an die Colonien zu denken!"

„Ich dächte, dies wäre das Wichtigste!"

„Meine Schuld wäre es nicht, wenn man sie vergißt!"

„Erinnern Sie fleißig daran!"

„Ich werde es — doch sehen sie die Väter neben dem Verbrecher ich meine Sie zu kennen?"

„Bei Gott —!"

„Nicht wahr —?"

„Ja, er ist es!"

„Und der Greis — sehen Sie Donna Isabella, jenes Haar hat der Gram und das Unglück des Landes so vollständig zu Schnee gebleicht!"

„Ihn hätte ich fast nicht erkannt!"

„Aber es ist Lainez!"

„Unzweifelhaft!"

„Vielleicht wenn man den Profeß aufsuchte!"

„Ich würde dazu rathen."

„Versuchen wir es!"

Nach diesen Bemerkungen nahm die Hinrichtung die Aufmerksamkeit der beiden Gatten einige Momente in Anspruch und sie schwiegen während derselben, wie es die Menge that.

Erst der Schrei, welcher die Stille durchbrach, ließ sie wieder sprechen und die Marquise sagte:

„Das war eine Frauen-Stimme!"

„Ich glaube es ebenfalls!" erwiederte der Marquis.

Man sprach in der Nähe davon, daß es Riego's Gemahlin sei, welche man forttrage.

Die Marquise verzog den Mund und rief:

„Die Thörin!"

Ja wohl die Thörin, die arme Thörin, daß sie einen Mann liebte, achtete und schätzte, der sie wieder liebte, was Beides allerdings der Marquise fremd war.

Riego's Gemahlin aber war gewissermaßen eine Märtyrin ihrer Liebe.

Im Jahre 1821 mit Riego vermählt, — sie war erst 21 Jahre alt — war und blieb sie demselben eben nur vermählt oder angetraut

Denn der unerbitterliche Krieg riß die jungen Gatten bereits am Hochzeitstage von einander.

Riego eilte den Schlachtfeldern zu, welche für ihn das Schicksal bestimmt hatte und Maria Theresia, seine jugendliche Gemahlin, zog sich in die Einsamkeit zurück.

Sie sah ihren Gatten nicht wieder.

Das heißt, sie sah ihn nicht wieder, um ihn als Gatten zu empfangen und zu umarmen; sie hörte nur von ihm.

Erst war es sein Ruhm, sein Ruf und das Gerücht von den Gefahren, die er bestand und zu bestehen hatte, welche sie erbeben ließen.

Dann war es seine Gefangennahme, welche sie verzweifeln ließ.

Zuletzt aber seine Hinrichtung, welche sie tödtete und bei der sie den geliebten Mann auf einen Moment gesehen.

Ob Riego sie gesehen? wer weiß es.

Maria Theresia starb ein Jahr darauf vor Gram.

Der Marquis hatte sich begnügt, auf die Bemerkung seiner Gemahlin zu schweigen.

Als jedoch die Execution beendigt war, rief er:

„Erlauben Sie, Donna Isabella, daß ich Sie auf einen Moment verlasse?"

„Wozu?"

„Ich möchte versuchen, einige Worte an den Professeur zu richten!"

„Ah gut, ich bitte!"

Der Marquis verließ den Wagen, drängte sich durch die Menge in einer Richtung, daß sein Weg denjenigen der Jesuiten kreuzen mußte und wartete hier.

Die Padres hatten indessen das Schaffot verlassen; dehmüthig wie es ihre Ordensregeln vorschreiben und wie sie es stets waren, durchschritten sie die Volksmasse, welche sich öffnete, so wie sie erschienen, und wieder schloß, wenn sie vorüber waren.

Zugleich ertheilte der Profeß Lainez den Seegen.

Endlich kamen sie auch in die Nähe des Marquis.

Wahrscheiulich erkannten sie ihn sofort; denn ein schneller Blitz leuchtete aus dem Auge des Profeß, als er sich nach der Richtung hin wendete, wo der Marquis sich befand.

Dieser verneigte sich tief und begann:

„Ehrwürdiger Vater!"

Jener unterbrach ihn.

„Ah, mein Herr Gouverneur! Der Himmel segne Sie, wir sehen uns zu einer günstigen Zeit wieder!"

„Meinen Dank und meinen Glückwunsch, Herr Profeß!"

Der Marquis hatte sich bei diesen Worten wiederum verbeugt und zugleich eine Wendung gemacht, wodurch er neben dem Pater kam. Beide wandelten mit einander weiter und der Profeß fuhr fort:

„Sie waren ein Zuschauer des vorübergegangenen Aktes?"

„Allerdings und ein erfreuter!"

„Ich glaube es, und obwohl die Religion eine Freude darüber verbietet, ist derselbe doch als ein wichtiges Zeichen der Zeit zu betrachten!"

„Ganz gewiß — doch ich darf gratuliren; der Orden hat gesiegt."

„Ja, mein Herr, die Edicte sind zurückgekommen, Spanien hat uns seinen gastlichen Boden wieder erlaubt!"

„Welch ein Glück!"

„Ja, es ist ein Glück für das Land; denn fortan werden die Bestrebungen des Ordens Spaniens Größe mit zu ihren Zwecken machen."

„Und ich zweifle nicht, daß dies zum Ziele führen wird."

„Sie können dies am Besten beurtheilen, mein Herr, weil Sie die Macht und den Reichthum des Ordens kennen gelernt haben."

„Apropos, den Reichthum!"

„Oder hätten Sie etwa vergessen?"

„O nein, doch Verzeihung, Ehrwürdiger, dies scheint mir bei Ihnen der Fall zu sein!"

„Sie meinen?"

„Ihre Schätze in Südamerika!"

„Nun?"

„Sie scheinen mir verloren zu sein!"

Der Jesuit lächelte fein.

„Nichts, entgegnete er, nichts, was man verloren hat, ist verloren, so lange man es nicht verloren giebt!"

„Ah — Sie werden also —!"

„Wir werden zunächst unser Eigenthum betrachten, als sei es solches!"

Und dann:

„Natürlich auch in Besitz nehmen sobald wir können!“

„Möchte Spanien auch so denken!“

„Es wird so denken!“

„Sie kennen den Beweggrund, welcher diesen das allgemeine Wohl des Landes betreffenden Wunsch meinerseits noch unterstützt!“

„Ich habe ihre persönlichen Verhältnisse nicht vergessen!“

„Er und Sie sind auch Ihre Feinde, die Feinde Ihres Ordens!“

„Gegner wollen sie sagen.“

„Gut also, Gegner wenn sie wollen.“

„Sie sind vermerkt in dem großen schwarzen Buche!“

„So dürfte ich dermaleinst auf Mitwirkung und Unterstützung rechnen?“

„Ja!“

„Kann ich das Glück haben, meine Aufwartung zu machen?“

„Ich bitte darum!“

„Wann?“

„Morgen Vormittag im Collegium zur Jungfrau Maria!“

Man empfahl sich gegenseitig und der Marquis eilte zu seinem Wagen.

Er sprang in denselben hinein und befahl fortzufahren.

Als das Gefährt eine Strecke zurückgelegt, während welcher Zeit die Marquise aufmerksam das erglühete Antlitz ihres Gemahls betrachtet hatte, fragte sie:

„Nun?“

„Wir werden uns rächen!“ entgegnete der Marquis.

71.

Der Profeß.

Als sich Frankreich veranlaßt fühlte, den bewaffneten Vermittler zwischen den Parteien in Spanien abzugeben, hielt es demungeachtet

nicht für nöthig, dem Lande eine Kriegserklärung noch eine andere Erklärung zukommen zu lassen.

Arquelles proklamirte deshalb Einigkeit und behauptete kühn, daß die Parteien zusammen stehen würden, sobald ein fremder Soldat Spanien zu betreten wage.

Diese Behauptung zeigte sich indessen als ein Irrthum.

Denn so wie die französische Armee am 7. April 1823 den spanischen Boden betrat, sammelten die Generale Espagna und Gunjada auch ein spanisches Heer, ohne eigentlich dazu befugt zu sein.

Wenn man will, waren dieselben also Rebellen, weil sie sich gegen die vom Könige anerkannte Verfassung auflehnten.

Indessen das Ende krönt das Werk und wenn wir außer den genannten Männern noch, Eroles, Calderon, Erro und einige andere nennen, so haben wir so ziemlich die würdigen Männer, deren verletzte Eitelkeit das Vaterland verrieth.

Spaniens Schmach aber war so groß, daß ein fremder Prinz, nämlich der Herzog von Angoulème ein neues Ministerium für das Land ernannt und zu diesem gehörte auch d'Eroles und der Beichtvater des Königs, der Priester Saez, welcher das Ministerium — der auswärtigen Angelegenheiten erhielt.

Wenn aber dieses Conseil alles wieder auf den frühern Fuß stellte, so läßt sich wohl denken, daß Saez es war, der auch den Jesuiten wieder zu ihren äußern Rechten verhalf, wenn er auch schon ihren Einfluß nicht wieder herstellen konnte.

Indessen hatten die frommen Väter genug in dieser Zeit der Bedrängniß, der Sünde und der Verspottung Alles dessen, was ihnen ehrwürdig war, wenn sie nur wüßten wo sie ihr Haupt niederlegen sollten.

Im Jahre 1820 hatte das aufgebrachte Volk in Madrid zweiundsiebzig Mönchs- und Nonnenklöster zerstört und deren Einwohner verjagt.

Letztere hatten sich zum Theil in die Provinzen geflüchtet, oder sich anderntheils in der Masse verloren; die Klöster in Madrid waren leer geblieben.

Das heißt, sie waren nicht wieder von Mitgliedern geistlicher Orden bezogen worden, wohl aber mit Soldaten belegt worden.

Nach Beendigung des Kampfes hörte auch dies wieder auf und

somit standen sie wirklich völlig leer, bis der Minister Saez es auswirkte, daß sie den Jesuiten einstweilen übergeben wurden, um sich in denselben neu zu constituiren.

Von nah und fern kamen daher Mitglieder des würdigen Ordens, von jedem Alter und von jedem Grade, herangezogen, um jene Klöster zu bevölkern, die das Volk mit noch mehr Grauen betrachtete denn früher.

Auch das Kloster, welches der Profeß dem Marquis bezeichnet hatte, war daher bereits bevölkert und unser würdige Gouverneur betrat dasselbe mit einer Art von Genugthuung.

Der Profeß, welcher ihn bereits erwartete, empfing ihn selbst und führte ihn in seine Zelle.

Die Freunde setzten sich und der Profeß begann:

„Herr Gouverneur, ich weiß das Glück zu schätzen, welches mir durch ihren Besuch zu Theil wird."

„Und ich!" rief Rovierez lebhaft, „und ich ebenso, daß ich so glücklich war, Sie zu treffen, mein Vater; wie sind Sie dem allgemeinen Untergange entronnen?"

„Ah, unter großen Gefahren!"

„Nun, ich nicht minder."

„Ich habe oft an Sie gedacht', Herr Marquis."

„Sehr schmeichelhaft."

„Oh, wir sind ja verpflichtet, jeden Unglücklichen in unser Gebot einzuschließen; ein Gerücht ließ sie in die Hände der Rebellen gefallen sein."

„Es sagte die Wahrheit, Herr Profeß!"

„Wirklich und es gelang Ihnen —"

„Ach, ehrwürdiger Vater, mir wäre nichts gelungen."

„Doch wurden Sie befreit."

„Ja, aber auf eine Weise, die schmachvoller war als der Tod."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Ah, mein Herr, die Marquise und ich —"

„Wie, die Marquise war ebenfalls gefangen?"

„Freilich!"

„Die Arme Dame!"

„Allerdings, die arme Dame! also wir befanden uns bei La Torre, als derselbe seine feige Capitulation abschloß.

„Ah, ja mein Herr, er ist aber wie ich höre dafür bestraft worden!“

„Freilich, wie es jeder Verräther eigentlich sollte!“

„Doch ich bitte, weiter.“

„Der Wilde aber belagerte die Festung.“

„Paez?“

„Ja dieser!“

„Ah, der Abtrünnige!“

„Er schloß uns eigens mit in die Bedingungen ein!“

„Wie?“

„Er verlangte unsre Auslieferung!“

„Entsetzlich und Sie kamen in seine Gewalt? Sie wurden wirklich dem Wütherich ausgeliefert?“

„La Torre war so gewissenlos, es zu thun!“

„Ah, deswegen allein hätte er schon den Tod verdient!“

„Gewiß — doch wir —!“

„Ich bin gespannt!“

„Wir mußten den Triumphzug des übermüthigen Wilden zieren!“

„Fürchterlich, was mag Donna Isabella Valeria gelitten haben!“

„Und ich?“

„Gewiß und Sie!“

„Schließlich aber — Sie werden es kaum glauben!“

„Nun, mein Herr?“

„Schließlich that dieser Wilde, als lasse er einen Akt der Gnade walten und setzte uns in Freiheit!“

„Das that er — unbegreiflich!“

„Er that es, als er zum Präsidenten erwählt worden.“

„Wie gesagt, unbegreiflich!“

„Aber Sie sehen ein, daß diese Schmach ärger als der Tod war!“

„Allerdings, allerdings!“

„Und ferner, daß eine solche Beleidigung nie zu verzeihen ist!“

„Nie, nie!“

„Deshalb habe ich nur noch einen Zweck in diesem Leben!“

„Und dieser Zweck?“

„Es scheint zwar ein rein persönlicher zu sein, indessen—"

„Ich begreife, mein Herr!"

„Gut, ich verbinde aber denselben mit einem allgemein höheren!"

„Sie meinen?"

„Mit einem Worte, meine Absicht ist keine geringere, als Spanien die verlorne Kolonie wieder zu erobern!"

„Ein edler Zweck!"

„Und wenn ich gehörig unterstützt würde —!"

„Daran dächte ich, könnte es nicht fehlen!"

„Wir wollen hoffen — ich habe noch Verbindungen dort!"

„Sie haben noch Verbindungen?"

„Ja, und bedeutende!"

„Dürfte man vielleicht wissen —?

„Ich kam deshalb, um Ihnen Mittheilung zu machen!"

„Sehr gütig, mein Herr!"

„Insbesondere aber glaube ich, in Ihnen und an dem Orden der Jünger Jesu Bundesgenossen zu haben!"

„Wir waren ja stets alliirt!"

„Und wenn ich Ihnen nicht so besonders nützen konnte?"

„Oh — Sie haben sich bewährt, mein Herr!"

„Ich bin glücklich, dies zu hören!"

„Doch Ihre Verbindungen?"

„Ah, Sie kennen Monezas?"

„Ja!"

„Ich bitte, lesen Sie!"

Der Marquis reichte bei diesen Worten dem Profeß ein Schreiben und dieser las:

Mein Herr!

Von den bedeutenden Personen, die hier einst der Regierung vorstanden, kenne ich nur Sie näher, wie ich auch nur von Ihnen allein den Aufenthalt weiß. Ich glaube, es wird Sie interessiren, Einiges über die gegenwärtigen Zustände zu hören, vielleicht auch Sie veranlassen, zu versuchen, der rechtmäßigen Herrschaft Spaniens hier wieder Eingang zu verschaffen. Ein richtiges Bild von der hier jetzt herrschenden Wirthschaft zu machen, ist mir aber nicht möglich. Die Parteien bekämpfen einander mit kaum zu beschreibender Wuth,

die durch die Wirren des Krieges gestiegenen Häupter ringen nach der höchsten Macht, welche zu erreichen sie das jeden Gehorsams und aller Zucht baare Volk zu verhindern sucht, Raub und Mord sind an der Tagesordnung. Und obschon kaum zwei Menschen einer Meinung sind in dem, was vorzunehmen sein möchte, so sind es doch alle darin, daß die gegenwärtige Regierung eben so unwürdig ist, einen Staat zu leiten, als ihre Anordnungen unzweckmäßig sind. Ein nach gehöriger Vorarbeit unternommener Versuch, das Land wieder in die Gewalt Spaniens zu bringen, dürfte nicht so besonders schwierig, wohl aber von günstigem Erfolge gekrönt sein. Wollen Sie, Herr Marquis, sich dies gefälligst überlegen und vorkommenden Falls an mich denken, so werden Sie stets bereit finden Ihren aufrichtigen Freund

Monezas.

Der Profeß blickte, nachdem er gelesen hatte, auf.

Der Marquis lächelte und sagte:

„Nicht wahr, ein schätzenswerthes Dokument?"

„Allerdings; indessen bin ich im Besitz eines ähnlichen!"

„Ah — von Monezas?"

„Dies nicht, doch es handelt von ihm!"

„Ich bin begierig!"

Der Profeß erhob sich, nahm aus einem Pulte einige Schriftstücke, suchte unter diesen eins hervor und las laut:

„Monezas, ein Mulatte von gewaltigem Stolze und großem Ehrgeize, ist bei der Vertheilung der Stellen und Gehälter nicht nach Wunsch befriedigt worden; der Mann ist außer seinem Ehrgeize völlig charakterlos, kennt Patriotismus und Vaterlandsliebe nur dem Namen nach und ist außerdem, wie alle Mulatten, habsüchtig. Ein Versuch, ihm zu nahen, ist gut ausgefallen, er ist kein Feind des Ordens — für Geld ist er gewiß zu Allem fähig!"

Der Marquis hatte mit großer Aufmerksamkeit zugehört und rief, als jener geendet hatte:

„Von wem ist diese Beurtheilung?"

„Herr Marquis, wir haben ebenfalls Verbindungen dort!"

„Ich sehe es!"

„Wir werden hoffentlich um so sicherer gehen!"

„Gut, ich glaube es — doch jedenfalls ist Monezas ein braver Mann, ein Mann für unsere Zwecke!"

„Bezeichnen wir ihn so."

Der Marquis erhob sich und schickte sich zum Gehen an.

Die beiden Verbündeten fühlten, daß sie erst mit sich selbst einig werden müßten, ehe sie einen gemeinschaftlichen Plan verfolgen konnten.

Man trennte sich mit vielfachen Versicherungen der ausgezeichnetsten Hochachtung.

72.

Monezas.

Jedes Land, welches von den Stürmen revolutionairer Bewegungen durchschüttelt worden und besonders in Folge dessen die alt hergebrachte mit einer neuen Verfassung vertauscht hat, ist des stillen Friedens und besonders des Vertrauens seiner Bewohner unter sich baar.

Monezas hatte daher in der Schilderung der Verhältnisse des neuen Staates Venezuela wohl recht, obschon sein Schritt hinsichtlich des Marquis Rovierez mindestens ein Unrecht gegen sein Vaterland zu nennen sein dürfte.

Doch dies Unrecht entsprang aus Umständen, die die Correspondenz des Profeß näher bezeichnete und die ihn den Monezas keineswegs als einen braven Mann, wie ihn der Marquis nannte, erscheinen ließen.

Daß derselbe für den Zweck desselben passe, war schon eine andere Sache.

Schenken wir jedoch zuvörderst dem Inhalte seines Briefes unsere Aufmerksamkeit.

Wie wir wissen, hatte Paez im Bewußtsein der Unzulänglichkeit seiner Kräfte es abgelehnt, auf die Dauer dem neuen Staate zu präsidiren.

Er befolgte hierin eine Regel, die jeder Rechtschaffene zu befolgen

pflegt und die meistens Ursache zu einem nachträglichen Bedauern wird.

So erging es auch Paez.

Denn nachdem man keine Möglichkeit einsah, den Indianer zu bewegen, die Leitung der Regierung zu übernehmen, traten verschiedene Bewerber auf und spaltete sich das Volk in verschiedene Parteien.

Der Libertador war mißliebig, ja sogar außerordentlich mißliebig geworden.

Dies bewiesen besonders auch die Beschlüsse, welche der Congreß von Carraccas gefaßt hatte.

Dennoch verzagte Bolivar nicht und zwar um so weniger, als sein Hauptgegner Paez vom Schauplatze abgetreten war.

Seinen Ränken und Künsten gelang es, wenn nicht die verlorene Volksgunst, doch bei der nächsten Wahl die mehrsten Stimmen für seine Wahl zu gewinnen.

Sich fester zu setzen, versprach und beschwor er, nichts gegen die Freiheit des Landes zu unternehmen, sich in Allem den Beschlüssen des Congresses zu unterwerfen und schlug er selbst vor, die Wahl des Präsidenten alle Jahre zu erneuern und ein Gesetz zu geben, daß Niemand zwei Mal zum Präsidenten gewählt werden solle.

Dies war ein Probierstein, auf welchem er die Festigkeit seiner Stellung prüfen wollte.

Das Gesetz ging zwar durch, aber wider dies Gesetz und wider seinen Willen ward der Libertador nach Ablauf eines Jahres abermals zum Präsidenten gewählt.

Möglich ward dies indessen nur dadurch, daß mindestens zwanzig Bewerber um diese Würde sich anfeindeten und lieber ihm, als einem andern Nebenbuhler gehorchen wollten.

Zunächst aber brach Bolivar bereits seinen Schwur und die bestehenden Vorschriften.

Denn während der Vicepräsident Santander seine Stelle versah, hob er ein Heer von fünfzigtausend Mann aus, organisirte es und ging damit nach Peru.

Seine Abwesenheit war das Signal zur Erhebung aller Rivale und der schwache Santander war nicht der Mann, die übermüthigen, verwilderten Charakter im Zaume zu halten.

Monezas gehörte zu diesen Männern und entschlossen, auf alle Fälle den Libertador, den er persönlich haßte, zu verdrängen, begab er sich zu Paez.

Paez bewohnte dieselbe Hacienda, welche einst seine Eltern bewohnt hatten.

Jedoch statt der vereinzelten Hütte in Mitte einer weitläuftigen Hürde war an dieser Stelle ein hübscher Landsitz entstanden.

An ein nettes freundliches Wohnhaus schlossen sich zahlreiche Gebäude seiner Dienstleute und an diese die langgedehnten Stallungen für Hunderte von Pferden und Rindern.

Die Beschäftigung des ehemaligen Generals bestand, seit er sich hierher zurückgezogen hatte, lediglich in den Verrichtungen des Landmannes und ihm zur Seite schaltete und waltete Marie, deren Character völlig umgewandelt war.

Nicht selten aber fanden sich die alten Kameraden und Untergebenen bei Paez ein und dann gab es Feste in dem einsamen Landhause, welche zuweilen geräuschvoll waren.

Was aber Marie an der früher ihr eigenen Wildheit mangelte, das hatte sie an lieblicher Anmuth gewonnen.

Sie war die Königin dieser Feste und zugleich für die ehemaligen Soldaten die lebendige Erinnerung daran, was sie selbst und was ihr Vaterland gelitten.

Natürlich fand jeder dieser Männer eine freundliche, zuvorkommende Aufnahme in dem Hause des vielgeprüften Paares.

Auch Monezas ward freundlich aufgenommen.

Paez schien glücklich zu sein, den alten Kameraden zu sehen und umarmte ihn, indem er rief:

„Sei mir willkommen!"

„Das hoffe ich: entgegnete jener schnell, und um so mehr, als ich gedenke, Dich Deiner früheren Thätigkeit wieder zu geben!"

„Oh, mein Freund, ich bin thätig!"

„Den Henker ja, wie ein elender Bauer!"

„Du verachtest diese Thätigkeit!"

„Ich halte sie für strafbar unter den jetzigen Verhältnissen!"

„Ich verstehe Dich nicht!"

„Das ist traurig, aber weißt Du nicht, wie zerrissen die Verhältnisse unseres Vaterlandes sind?"

„Die Zeit wird sie ordnen!"

„Du glaubst es?"

„Ganz gewiß!"

„Du bist im Irrthum, nur das Schwert kann es!"

„Wessen Schwert?"

„Das Deinige, Paez!"

„Meinst Du, ich soll den Bürgerkrieg hervorrufen?"

„Ein Tyrann sitzt auf dem Präsidentenstuhle!"

„Er ist der Erwählte des Volkes!"

„Er ist wider Recht und Gesetz erwählt!"

„Des Volkes Wille ist Gesetz!"

„Er achtet die Verfassung nicht!"

„Er wird sie achten, wenn man ihn daran mahnt!"

„Er hört nicht auf Mahnungen!"

„Was willst Du von mir?"

„Du sollst Deine alten Soldaten zusammenrufen!"

„Wozu?"

„Um den Usurpator zu verjagen!"

„Das werde ich nicht thun!"

„Und Du sollst den Sitz Bolivars einnehmen!"

„Du kennst meinen Grund, weshalb ich nicht kann!"

„Du bist ein Thor!"

Paez lächelte, aber gab auf diese letzte Aeußerung keine Antwort, sondern nahm nur seinen Gast beim Arm und führte ihn durch seine Besitzung, um ihm dieselbe zu zeigen.

Finster folgte ihm Monezas und schweigend hörte er zu, wenn jener ihm von der Art, wie er alles eingerichtet habe und einrichte, sprach.

Endlich aber kam er auf das erste Thema zurück.

Jetzt jedoch schien die Geduld des Indianers zu Ende zu sein.

Finster wendete er sich zu dem Mulatten und sagte:

„Höre, Du bist ein Verräther!"

„Wie — ich ein Verräther!" rief derselbe heftig.

„Ich habe es gesagt; denn wer das Vaterland in Gefahr bringen will, verdient diesen Namen!"

„Ah — was aber thust Du?“

„Ich habe es Dir oben gezeigt!“

„Du verräthst durch Unthätigkeit das Land!“

„Ich wünsche seinen Frieden; ich kenne Euch und Eure Absichten, doch noch ein Wort und ich lasse Dich verhaften!“

Das Stutzen des Mulatten, welches auf diese Aufforderung folgte, war ganz gewiß aufrichtig.

Sehr bald entfernte er sich hiernach; in seinem Herzen kochte Groll und Rache.

In Nueva Barcelona hielt er an, um einige Erfrischungen zu sich zu nehmen, die er bei Paez ausgeschlagen hatte.

An der Wirthstafel aber traf er mit einem Priester zusammen.

Ob ihn dieser bereits kannte? wer weiß es; jedenfalls aber durchschaute er den finstern einsylbigen Mann und versuchte, nachdem er ihn lange aufmerksam betrachtet hatte, ein Gespräch mit ihm anzufangen.

Er hatte damit gewartet, bis jener sein Mahl beendet und demselben jetzt eine Flasche Ceres nachzusenden im Begriffe war.

Monezas hatte eben das zweite Glas hinuntergestürzt als der Priester sagte:

„Sie scheinen nicht bei Launen zu sein, mein Herr, ich bitte um Verzeihung!“

„Ich — oh ich bin in der besten Laune von der Welt!“

„So habe ich mich geirrt!“

„Das scheint so, doch was kümmert Ihnen meine Laune?“

„Ah, es giebt Sachen, in welchen eine gewisse Sympathie zwischen den Menschen herrscht; auch ich bin manchmal traurig, häufig sogar verdrießlich!“

So — was ist es denn, was Sie verdrießlich macht, mein Herr?“

„Hm — wenn es nicht dieselbe Ursache ist, wodurch Sie bekümmert werden, so ist es überflüssig, darüber zu sprechen!“

„Ah — nun gesetzt, es wäre?“

„Ich glaubte, Ihnen läge das Schicksal des Staates am Herzen!“

„Bei Gott — das ist richtig!“

„So hätte ich mich doch nicht geirrt?“

„Nein — was weiter?“

„Ei, es geht jetzt wirklich bunt zu!“

„Das sagt Ihr!“

„Ja und ich sollte glauben —“

„Was glaubt Ihr?“

„Daß es jedem Freunde des Vaterlandes eben so vorkommen müsse!“

„Hm — es mag sein!“

„Ihr seid, wenn ich nicht irre, einer der tapfern Herrn, dem das Land seine Befreiung vor dem spanischen Drucke verdankt!“

„Kennt Ihr mich?“

„Ich meine ja, obwohl ich Ihren Namen nicht weiß!“

„Ich heiße Monezas!“

„Möglich, ich besinne mich!“

„Nun —?“

„Sie hatten ebenfalls erfahren, was es heißt, sich aufzuopfern?“

„Wie!“

„Ich meine, Ihre Verdienste blieben unbelohnt?“

„Zum Teufel ja, da habt Ihr Recht!“

„Es ist dies das gewöhnliche Schicksal großer Männer in Republiken!“

„Ah — aber Bolivar?“

„Bolivar ist ein Betrüger!“

„Wer sind Sie, mein Herr?“

„Ich bin nur ein armer Priester!“

„Ei, das hätte ich errathen sollen!“

„Weshalb?“

„Weil Sie unzufrieden sind!“

„Meinem Stande ziemt es stets, mit dem zufrieden zu sein, was der Himmel über uns verhängt!“

„Sie scheinen aber nicht daran zu denken!“

„Wer versichert Sie vom Gegentheil?“

„Sie selbst!“

„Ich bin zufrieden!“

„Und klagen doch?“

„Ich traure!“

„Ah — worüber, mein Herr?“

„Ueber die Noth und das Elend des Landes!“

„Ueber weiter nichts?“

„Gewiß nicht!“

„Auch nicht über verlorne Macht und Ansehen?“

„Mein Stand kennt keine Macht und kein Ansehen!“

„Ich habe stets das Gegentheil geglaubt!“

„Sie irrten!“

„Man sagt noch heute, daß die Jesuiten factisch die Herrscher des Landes waren!“

„Ah, die Jesuiten!“

„Ja — Sie sind kein Jesuit.“

„Sie wissen, daß der Orden aus dem Lande verbannt ist, ich habe nicht die Ehre!“

„Nicht die Ehre?“

„Ich bitte um Entschuldigung!“

„Ah — weshalb?“

„In meinen Augen waren die Väter achtungswerth!“

„So — auch ich hätte gerade nicht über Sie zu klagen!“

„Unter ihrer Leitung befanden sich die Kolonien wohl!“

„Die Kolonien — so?“

„Ja, das ist meine Meinung!“

„Sie wollten sagen, der Staat!“

„Ach ja, ich vergaß, indessen dieser Staat war früher eine Kolonie von Spanien!“

„Ja, er wer — aber er ist es nicht mehr!“

„Spanien nennt seine ehemaligen Besitzungen noch immer so!“

„Das ist eine ohnmächtige Anmaßung!“

„Glauben Sie, daß Spanien nie versuchen wird —?“

„Was meinen Sie?“

„Versuchen wird, sich wieder in Besitz dieser Lande zu setzen!“

„Das wäre Thorheit!“

„Ach ja, ich glaube es auch!“

„Es wird von seinen ersten Versuchen genug haben.“

„Ich glaube auch!“

„Spanien hat überdem mit sich zu thun!“

„Das ist war, indessen—!“

„Was denn?“

„Wenn es schon unsinnig erscheint, daß Spanien wagen sollte, nochmals daran zu denken—!“

„Wie — weiter?“

„Ich meine allein daran zu denken—!“

„Ah — auf wessen Hülfe dürfte es rechnen?“

„Es gäbe der möglichen Alliirten viele!“

„Nun, England gehört nicht dazu!“

„Ah, ich meine auch kein anderes Land!“

„Was denn?“

„Es giebt Parteien im Lande!“

„Ah — aber keine Verräther!“

„Es kommt darauf an, wie man die Sache ansieht!“

„Sie meinen, es gäbe—?“

„Keineswegs, das sei ferne von mir!“

„So weit wird sich keine Partei erniedrigen!“

„Gewiß nicht — nämlich keine derjenigen, welche wider Spanien sind, aber die spanische Partei—!“

„Wie, sollte es eine solche geben?“

„Ich weiß es nicht, aber ich glaube es!“

„Den Henker—!“

„Ja und ich meine, daß eine solche keinen Verrath sehen dürfte in Handlungen, welche bezweckten, die alte Herrschaft wieder herzustellen!“

„Das wäre möglich!“

„Nicht wahr, mein Herr, und zwar um so weniger, als ein reicher Lohn im Falle des Gelingens Ihnen werden würde!“

„Sie denken an ein Gelingen?“

„Ich bitte um Verzeihung, davon sagte ich nichts; ich sprach nur von den verschiedenen Ansichten über den Verrath!“

„Das ist wahr — indessen—!“

„Nun, mein Herr—!“

„Indessen, wenn es gelänge, glaube ich selbst, daß es kein Verrath wäre!“

Monezas ward plötzlich nachdenklich.

Sein Gesellschafter dagegen schlürfte mit anscheinend großer Gemüthsruhe seinen Wein, während er den General mit prüfender Aufmerksamkeit betrachtete.

Beide schwiegen längere Zeit und zwar so, wie ein Paar Leute, die in ihrem Gespräche einen Gegenstand berührt haben, der unangenehm und wichtig zugleich ist.

Der General war, wie gesagt, ein Mulatte und als solcher von lebhaftem Charakter.

Seine Einbildungskraft malte ihm daher im Nu die ganze Angelegenheit aus und ergriff dieselbe von verschiedenen Seiten.

Seine Unruhe bei dieser Gelegenheit aber verkündete sein heftiges Hin- und Herrücken auf dem Sessel, welchem bald ein unverständliches Gemurmel folgte.

Dies ward mit der Zeit deutlicher und der aufmerksam lauschende Priester vernahm:

Es wäre kaum schlechter; bei Gott nicht; es wäre vielleicht besser, und namentlich was den Lohn betrifft; belügen wir uns nicht selbst, es giebt eine spanische Partei und wer wüßte —

Plötzlich aber fuhr er auf und blickte nach dem Priester, welcher langsam seine Nase in das Glas senkte.

„Wir müssen uns verständigen," rief der General.

„Ich sollte meinen —!" entgegnete Jener.

„Ja, wir müssen uns verständigen."

„Ich bitte worüber?"

„Zuerst wer seid Ihr?"

„Ich bin ein Priester, wie ich schon sagte und mein Name ist Baldez!"

„Sie sind Jesuit!"

„Das sagen Sie!"

„Ja, und ich sage die Wahrheit, nicht wahr?"

„Ich will es einmal nicht bestreiten!"

„Ah — das ist gut. Ihre Worte wurden nicht ohne Absicht gesprochen!"

„Ich will auch dies nicht bestreiten!"

„Wenn ich auf Ihre Vorschläge einginge, Sie haben mir nämlich Vorschläge zu machen!"

„Keineswegs, mein Herr, mein Versuch, Sie kennen zu lernen—!"

„Ist jedenfalls nicht das Ende, mein Herr!"

„Das wollte ich nicht sagen!"

„Sie haben Vollmacht von?"

„Vielleicht!"

„Von wem?"

„Ich bitte, lassen Sie uns die Frage anders auffassen!"

„Nun, deuten Sie an!"

„Wir haben uns kennen gelernt!"

„Ja — weiter!"

„Wir besprachen eine Angelegenheit, die wichtig ist!"

„Allerdings!"

„Die Unternehmungen gehen von uns aus!"

„Recht schön — aber —?"

„Ich bitte noch einen Augenblick!"

„Weiter also!"

„Sie treten mit Spanien in Verbindung!"

„Wie — ich?"

„Ja gewiß, und ich mit dem Orden in Spanien!"

„Ich kenne in Spanien Niemand!"

„Ich werde Ihnen Jemand nennen!"

„Nennen Sie!"

„Sie kennen den Marquis Rovierez?"

„Allerdings!"

„Nun gut, Sie machen diesem eine oberflächliche Mittheilung und werden dafür sorgen, daß sich der Orden in Verbindung mit ihm setzt und daß somit von zwei Seiten, aber gemeinschaftlich operirt wird, um die Eroberung des Landes zu bewirken!"

„Nicht übel, nur gefährlich!"

„Nicht im mindesten!"

Nach dieser Unterhaltung rückten die beiden Männer noch näher zusammen und ihr Gespräch sank bis zu einem leisen Flüstern herab.

Was sie noch alles besprachen, ist unsicher, jedenfalls aber wurden sie vollständig einig, denn nach einigen Minuten forderte der Priester Schreibzeug und der Mulatte schrieb den Brief, welchen wir bereits in Spanien gesehen.

Gleich darauf entfernten sich Beide und der Priester nahm jenen Brief mit sich.

Der Marquis hatte natürlich keine Ahnung davon, daß er ebenfalls nur ein Spielwerkzeug des Ordens sein sollte.

73.

Der Anschlag.

Der Marquis hatte sich von Lainez sofort zu seiner Gemahlin begeben, um derselben Bericht von seinem Besuche abzustatten. Donna Isabella Valeria nahm denselben entgegen wie eine Königin und schien dann nachzudenken.

Don Rovierez hütete sich eine längere Zeit wohl, ihr Sinnen zu unterbrechen und wartete, bis sie sprechen werde.

Dies geschah endlich.

Jedoch waren die Zustände Spaniens eben nicht so beschaffen, daß man hoffen durfte, die Regiernng könne schon jetzt mit ganzer Energie ein Project verfolgen, welches sie vermuthlich gern verfolgt hätte.

Die Marquise begriff dies leicht und sprach deshalb ihre Zweifel darüber aus; zugleich jedoch fügte sie hinzu:

„Indessen werde ich ebenfalls versuchen —!"

Der Marquis verbeugte sich auf das Verbindlichste und entgegnete:

„Wenn Sie dies wollten, Madame!"

„Gewiß; es liegt ja in meinem Interesse!"

„Das ist wahr! Jedoch wohin wollen Sie Ihre Schritte richten?"

„Ja, das wäre ein anderes, was meinen Sie?"

„Hm — wir müssen überlegen!"

„So überlegen wir!"

„Auf den Minister der auswärtigen Angelegenheiten dürfte keine Einwirkung nöthig sein!"

„Sie meinen?"

„Saez!"

„Ach ja, er gehört dem Orden an."

„Wenigstens ist er ein heimlicher Anhänger seiner Grundsätze!"

„Er würde also bereits im Interesse des Ordens —?"

„Unzweifelhaft!"

„Indessen, wie wird es mit den Mitteln desselben stehen?"

„So wie Lainez sagte—!"

„Nun?"

„Soll der Orden über bedeutende Mittel gebieten! doch wäre eine Unterstützung vielleicht wünschenswerth!"

„Sie meinen von unserer Seite?"

„Nein — durch den Finanzminister!"

„Sie meinen Zea Bermudez?"

„Ja!"

„Nicht übel!"

„Sie kennen Excellenza?"

„Das wohl — aber!"

„Nun — aber —?"

„Zea gehört nicht zur apostolischen Partei!"

„Dies scheint mir nicht wichtig, sobald es zugleich auf die Wiedereroberung der Kolonien ankommt!"

„Möglich—jedoch man spricht davon, daß er zu den Gemäßigten gehöre!"

„Wie, und ist jetzt Minister?"

„Umstände, Madame—!"

„Ah, welche Umstände könnten dies veranlassen?"

„Man brauchte einen tüchtigen Finanzmann!"

„Und Spanien hat nur einen?"

„Ich glaube selbst!"

„Das wäre allerdings viel!"

„Ich bitte Sie, zu bedenken—!"

„Was, mein Herr?"

„Daß es sich nicht allein um Verwaltung der Finanzen handelt, — so nämlich, daß sie zu Ende kommen!"

„Nun, um was denn?"

„Es ist ein Deficit von 300 Millionen Realen zu decken!“

„Ich erstaune!“

„Sie sehen also ein?“

„Ja, gewiß, nach dieser Seite ist nichts zu machen!“

„Versuchen wir indessen, meine Gnädige!“

„Ein nutzloser Versuch—!“

„Vielleicht nicht ganz, denken wir nicht an das Geld!“

„Woran denn?“

„An die Stimme des Finanziers!“

„Sollte sie allein von Wichtigkeit sein? —

„Ei, freilich!“

„Ich sehe nicht ein.“

„Bedenken Sie wohl, daß man allgemein glauben wird, daß er mit seiner Stimme auch das Geld zu einer Expedition geben werde.“

„Dies wird auch er begreifen!“

„Nun und dann?“

„Einfach — er wird seine Stimme nicht geben!“

„Es gäbe indessen vielleicht Wendungen, die ihn doch dahin brächten!“

„Sie glauben wirklich?“

„Immerhin versuchen wir!“

„Nun meinetwegen!“

Das würdige Paar ließ nach dieser Unterredung seine Equipage wieder anspannen, um dem Finanzminister seinen Besuch zu machen.

Es hatte aber vollständig seine Richtigkeit, was der Marquis sagte.

Das Deficit Spaniens betrug damals wirklich 300 Millionen Realen, eine Schuld, welche wahrscheinlich das Land nie im Stande sein wird, abzutragen.

Uebergehen wir indessen gänzlich die Ursachen, welche jenes hervorgerufen hatten, bis auf die Eine, daß es theils durch den Verlust der Kolonien entstand.

Dagegen muß bemerkt werden, daß man zu spät begriff, wie die Staatsschuld bereits den Charakter der Untilgbarkeit angenommen hatte.

Darum auch dachte man an einen Finanziers, der wenigstens

durch die Verwaltung der Einkünfte günstigere Resultate, als bisher, erziele.

Ein solcher Mann sollte Herr Zea Bermudez sein und wie es gewöhnlich mit bedeutenden Männern der Fall ist, ward er später oft gelobt und eben so oft getadelt.

Jedenfalls aber steht soviel fest, daß er ein außerordentlich gelehrter Mann war.

Ob dies mit dem Verwalten eines Staatshaushalts durchaus nöthig oder vereinbar ist, mag dahin gestellt bleiben.

Indessen war Herr Zea auch schlau und zwar so sehr, daß er, obgleich keiner Partei angehörend und von allen angefeindet, doch alle beherrschte.

Hierbei unterstützte ihn natürlich eine außerordentliche Geschmeidigkeit und Gewandtheit, wodurch er auch in den mißlichsten Lagen seine Gegner besiegte und seine Anhänger beherrschte.

Zu diesem Manne also begab sich das würdige Paar.

Der Minister ließ dasselbe sofort vor.

Nach einigen gewöhnlichen Redensarten und Complimenten kam man endlich auf die Hauptsache.

Als Eingang oder Einleitung derselben diente ein kurzer Abriß der Maaquise, wodurch sie das Gouvernement einer amerikanischen Provinz gewissermaßen als Abfindung erhalten.

Zea riß einen Moment gewaltig die Augen auf; er war schon ein Mann der neuern Schule und unbekannt mit jener Art Abfindung.

Doch behielt er Geistesgegenwart genug, sich nicht zu verrathen und hörte weiter.

Nächst der Marquise aber sprach der Marquis.

„Exellenza sehen also!“ meinte er, „daß wir durch den Verlust der Kolonien ebenfalls einen Verlust erlitten!“

„Ich sehe,“ entgegnete Jener, „ich sehe vollkommen!“

„Zwar ist dieser Verlust ersetzt!“

„Ah ersetzt, mein Herr?“

„Ja, Exellenza, das heißt, ich hatte, wie alle treuen Diener der Regierung ehrende Anerkennung durch ein neues Amt erhalten!“

„Gratulire!“

„Indessen ist es deshalb um so mehr unsere Pflicht, uns zu be-

streben, dem Vaterlande behülflich zu sein, wieder in den Besitz der Kolonien zu gelangen!"

„Ein lobenswerthes Streben!"

„Exellenza meinen?"

„Ich kann nur meine ehrende Anerkennung deswegen aussprechen!"

„Sehr schmeichelhaft für mich, und wäre ich erbötig, wenn man meine Absichten von Seiten des Ministeriums unterstützt, mich an Ort und Stelle zu begeben, um das Nöthige einzuleiten!"

„Also eine Aufopferung!"

„Ich bitte, ich würde nur die Kenntniß des Landes und der Verhältnisse in die Waagschaale legen!"

„Welche Unterstützung aber würde ein solches Unternehmen verlangen?"

„Ah — Truppen —!"

„Also Truppen!"

„Ja — Truppen zu einer Expedition!"

„Das ist richtig!"

„Nächstdem einige Geldmittel!"

„Natürlich!"

„Die Resultate wären ziemlich sicher!"

„Sie glauben?"

„Ich bin fest überzeugt!"

„Sollte aber ein solcher Versuch nicht zu früh sein?"

„Durchaus nicht, Exellenza!"

„Ich meine, was unsere Kräfte anlangt, mein Herr!"

„Die Rebellen sind jetzt schwach, uneinig und bekämpfen sich gegenseitig, oder haben doch die größte Neigung dazu."

„Ich will es zugeben — doch doch —!"

„Lesen Exellenza gefälligst!"

Der Brief des Verräthers Monezas kam abermals zum Vorschein und der Minister las ihn.

Als er aber gelesen hatte, gab er denselben zurück und meinte:

„Ich stimme Ihnen bei, mein Herr!"

Die Unterredung endete hiermit, was die Hauptsache betraf und nur einige unbedeutende Reden wurden noch gewechselt.

Der Marquis und seine Gemahlin empfahlen sich.

Auf dem Rückwege nach ihrer Wohnung meinte jedoch die Letztere spitzig:

„Ich halte von Exellenza nicht viel!“

„Der Herr gab mir Recht, Madame!“

„Konnte er wohl klüger thun, um einer längeren Erörterung zu entgehen?“

Ah — das wäre hart!“

„Ah — Sie scheinen vergessen zu haben!“

„Was meinen Sie, Madame?“

„Die Beamtenregel!“

„Ich wiederhole, das wäre hart!“

Der Marquis versank in ein finsteres Brüten.

Während er aber das Kloster, in welchem er den Profeß getroffen, verlassen hatte, um erst seiner Gemahlin Bericht zu machen und sich dann zu Zea zu begeben, hatte auch der Profeß sich auf den Weg gemacht.

Mit schnelleren Schritten, als sonst die Herrn seines Standes gewöhnlich auf der Straße gingen, eilte er nach dem mächtigen Gebäude, welches einst der Sitz der Centralregierung für die amerikanischen Provinzen bildete.

Hier verschwand er unter dem Portale und eilte dann durch lange, enge Koridore, Treppe auf, Treppe ab, bis er endlich vor einer niedrigen, eisenbeschlagenen Thür stand.

Lainez lauschte einige Momente und pochte dann.

Die Thüre öffnete sich durch irgend einen Mechanismus und der Profeß trat durch dieselbe in ein Zimmer.

Das Zimmer aber war nur klein; die Wände dasselben paßten vollkommen zu der Thür, indem sie, wie diese, so weit sie zu sehen waren, schwarz und dunkel erschienen.

Letzteres rührte indessen auch noch mit von den Fenstern her, durch welche das Tageslicht den Raum desselben erhellen sollte, da sie so klein waren, daß sie winzig genannt zu werden verdienten.

Im Uebrigen aber waren die Wände zum größten Theile hinter Aktenspinden verdeckt und hinter einem solchen saß ein lebendiges

Wesen, ein Mensch, der bei dem Eintritt des Padres um die Ecke lugte.

Dies war der ehemalige Beichtvater Ferdinand des VII. und der gegenwärtige Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Pater Saez.

Seinen eigentlichen Stand zu erkennen, dazu hätte wohl kaum ein bedeutender Scharfblick gehört.

Desto schwieriger aber wäre es zu errathen gewesen, was alles in diesem Manne, oder richtiger gesagt, Männchen steckte.

Denn derselbe hatte nur die Größe eines mittleren Knaben und zwar diese im natürlichen Zustande.

So aber mußte man sagen, weil die Gestalt sich überhaupt nicht mehr im natürlichen Zustande befand, sondern ohne bucklich zu sein, vollständig gekrümmt erschien, was vermuthlich von unzähligen durch den Rückgrad verrichteten Bücklingen herkam.

Im Grunde genommen, bildete der Mann, oder Exellenza der Minister schon hierdurch einen unangenehmen Anblick.

Vervollständigt aber ward derselbe durch einen mehr als einfachen und weniger als reinlichen Anzug, dessen ursprüngliche schwarze Farbe durch die Zeit in eine graubraune verwandelt worden.

Zu diesen Eigenschaften der Gestalt und des Anzuges des Pater Saez kam nun aber sein Blick, der Blick eines dunkeln röthlich grünen Auges, welches fast starr und unbeweglich erschien, weil er, so oft er es wenden wollte, stets den ganzen Körper drehete.

Den Empfang seines Gastes anlangend, so war derselbe jedoch freundlich und fast unterwürfig.

Denn nachdem er denselben durch den Blick um die Ecke erkannt hatte, erhob er sich schnell um ihn entgegenzugehen, während er zugleich im Flüsterton sprach:

„Ah, Ehrwürdiger, ich heiße Euch willkommen!“

„Ich danke, sprach der weise Lainez und hoffe nicht zu stören!“

„Sie stören nie!“

„Dafür danke ich, im Namen der Oberen!“

„Ah, ich kenne meine Pflicht trotz aller äußern Formen!“

„Man erwartet dies freilich nicht anders!“

„Sie bringen mir Befehle?“

„Nein, Pater, ich will nur eine Mittheilung machen!“

„Ich bin bereit zu hören!“

„Wir haben einen Alliirten gewonnen!“

„Ah — in welchem Lande —?“

„Sie verstehen mich wohl nicht?“

„Sprechen Sie von der Verbreitung des Ordens!“

„Mittelbar ja!“

„So bitte ich Sie, mich in Kenntniß zu setzen!“

„Sie haben die General-Idee bekommen!“

„In allgemeinen Abrissen ja — so weit mein Grad es erforderte!“

„Gut, gut, es genügt auch!“

„Also?“

„Es heißt darin zunächst, das verlorene Terrain wieder zu gewinnen!“

„Allerdings!“

„Ferner aber dort, wo es geschehen, die Gegner des Ordens von den höhern Stellen, also mit einem Worte, aus dem Wege zu schaffen!“

„Ganz richtig!“ —

Dies darf, wie Sie wissen, nicht direct von uns, insonderheit nicht mit Gewalt durch den Orden selbst geschehen!“

„Ich weiß es!“

„Was Spanien betrifft, so sind wir im Reinen!“

„Ich dächte —!“

„Wenden wir uns also zu den Kolonien!“

„Schön?“

„Diese hat Spanien zu erobern!“

„Freilich wohl, leider, werde ich sagen!“

„Geschähe es, so würde die Regierung oder — Sie alles übernehmen!“

„Es wäre meine Pflicht!“

„Aber ersteres wird nicht geschehen!“

„Wie — wirklich, glauben Sie —!“

„Ich meine zunächst nicht!“

„Hm — was ich thun kann —!“

„Das weiß ich, jedoch das Land ist erschöpft!“

„Sie versprachen — in Ihrem Interesse — Hülfsmittel —!“

„Ganz richtig und sie werden auch gewährt werden!“

„Und doch glauben Sie —?“

„Ich nahm an, daß es nicht geschieht oder vorläufig nicht geschehen kann!“

„So, so!“

„Wir ändern also den Plan ein Wenig!“

„Der Eroberung —?“

„Ja, der Eroberung, da Sie die Colonien sich nicht unterwerfen können, — ich spreche hier von ihrer weltlichen Stellung, — so werden wir es für uns thun!“

„Ah —!“

„Alsdann aber behülflich sein, daß Spanien sie erobern kann!“

„Sollte es Ihnen gelingen?“

„Wir werden sehen! Jedenfalls versuchen wir wie, Sie versuchen und Sie thun, wenn es Ihnen gelingt für uns, was wir für Sie thun wollen wenn es uns gelingt!“

„Ohne Zweifel!“

„Das wäre abgemacht!“

„Ja!“

„Gehen wir daher näher auf die Sache ein!“

„Ja, thun wir dies!“

„Unsere Verbindungen in Südamerika gewinnen Terrain!“

„Vortrefflich!“

„Wir werden bald noch mehr gewinnen!“

„Hoffen wir!“

„Dazu ist jedoch nöthig, daß unsere Hauptgegner fallen!“

„Ich seh es ein!“

„Einer derselben ist ein gewisser Paez!“

„Ich habe so gehört!“

„Ihm lebt ein grimmiger Feind!“

„Möge er ihn treffen!“

„Er ist Spanier und hier!“

„Darf man wissen —?“

„Ja — es ist der Marquis Rovierez!“

„Ich entsinne mich!“

„Desto besser — dieser Mann muß unsere Rache mit übernehmen und er ist dazu bereit!“

„Sehr lobenswerth!“

„Doch darf zwischen ihm und uns nur eine lockere Verbindung stattfinden; es darf Niemand ahnen, daß wir ihn benutzen oder unterstützen; er selbst nicht!“

„Gut!“

„Der Weg ist ihm angebahnt, er darf nur folgen, aber seine Schritte müssen einen halb officiellen Charakter tragen!“

„Sie verlangen also?“

„Der Mann wird sofort aus der innern Verwaltung in das Departement des Aeußern übergehen!“

„Das ist leicht!“

„Sie werden ihm anscheinend Ihr Vertrauen schenken; dies kann in der bewußten Angelegenheit, verstehen Sie wohl, sehr bald geschehen!“

„Gut!“

„Sie werden versuchen ihn zu bearbeiten, daß er glaubt, er sei auserseheh, eine wichtige, geheime Mission nach Südamerika zu übernehmen!“

„Gut!“

„Sie werden ihm ausgedehnte Vollmachten geben, reiche Belohnung verheißen, ihm schmeicheln und besonders durchblicken lassen, wie seiner Sendung eine größere Expedition folgen werde!“

„Ich begreife!“

„Sie werden aber vermeiden, merken zu lassen, daß Sie seine Privatzwecke kennen!“

„Wohl!“

„Später sprechen wir mehr darüber!“

„Ich stehe zu Diensten!“

Der Profeß entfernte sich und der Minister blieb längere Zeit mit ineinandergelegten Händen sitzen als ob er nachdenke.

Er hatte jenen niedern Grad des Ordens, den auch Ludwig der XIV. hatte und wenn man bedenkt, daß le Tellier, der Beichtvater dieses Fürsten, sein Oberer war, so werden viele unerklärliche Handlungen desselben bereits erklärlicher.

Saez fühlte augenblicklich vielleicht, was jener König auch zu Zeiten gefühlt haben soll.

Doch gehorchen mußte er und er gehorchte auch gerne; indessen wäre ihm dies noch leichter geworden, wenn man ihm wenigstens ein umfassendes Vertrauen geschenkt hätte.

Doch der Orden war nur der befehlende Herr seiner niedern Mitglieder, nicht ihr Freund.

Nachdem der gegenwärtige Minister sich dies ebenfalls gesagt, nahm er die Hände auseinander und eine derselben in die Höhe, als wolle er zu einem Schlage ausholen.

Er schlug indessen nicht, sondern griff nur an eine Klingelschnur, worauf sich entfernt, sehr entfernt ein dumpfes Läuten hören ließ.

Nach einigen Minuten erschien ein Diener.

Saez, der unterdessen eine Arbeit vorgenommen, sagte nur ohne aufzublicken:

„Der diensthuende Rath!"

Der Diener entfernte sich.

Nach Verlauf von weiteren zwei oder drei Minuten trat der dienstthuende Rath ein.

Sein Erscheinen aber hätte zu den verschiedenartigsten Gedanken Veranlassung geben können.

Denn der Rath war ein großer, junger, schöner Mann, ein Mann, durch und durch Wohlgeruch und Odeur, ein Mann, geschmeidig und biegsam wie ein Rohr, dabei aber mit einem Antlitze, welches ein königliches genannt zu werden verdiente.

Und dieser Mann verbeugte sich vor dem Männchen fast bis zur Erde, ohne daß einer darauf achtete.

Der kräftige Zuschauer hätte hierbei gewiß vor Unwillen in die Lippen gebissen.

Der parfümirte Höfling wahrscheinlich sich die Nase zugehalten, der schmeichelhafteste Schmeichler gewiß eine verächtliche Miene gemacht und der Verehrer klassischer Schönheit sich gewiß mit Grauen abgewendet.

„Würden Sie indessen auch so gehandelt haben, wenn Sie, wie der Rath, es wußten, daß jenes schäbige, häßliche Männchen Minister war?"

„Wer weiß — ein solches Wort ändert gar vieles!“

Doch genug, der häßliche Minister würdigte den hübschen Rath keines Blickes, sondern sagte nur:

„Setzen Sie sich, Sennor!“

Der Rath kam dieser Weisung nach, indem er mit dem zierlichsten Gange von der Welt und dem leisen Tritte einer Dame zu einem Tische schritt, auf welchem Schreibmaterialien lagen und vor welchem ein Stuhl sich befand.

„Schreiben Sie!“ flüsterte der Minister wieder.

Der Rath schrieb, das heißt, er schrieb nieder was jener dictirte und dies war nichts Anderes als ein freundschaftliches Gesuch an den Minister des Innern, ihm den Marquis zu überlassen, da er denselben seiner Kenntniß der Verhältnisse in Amerika wegen gern benutzen möchte.

Das Schreiben ward sofort expedirt.

Und merkwürdig, auch der College des Bittstellers, ließ es sofort mit einer einwilligenden Marginalverfügung dem Marquis zugehen.

Daher kam es, daß Don Rovierez, als er von seinem Besuche bei Zea zurückkehrte, bereits das Schreiben vorfand.

Der Marquis staunte.

Die Marquise erhob ihr stolzes Haupt noch stolzer.

Nach einiger Zeit erst wagte der Erstere zu sagen:

„Errathen Sie, was dies bedeutet, meine Gnädige?“

Die Marquise hatte ihren Gemahl während jener Zeit von der Seite betrachtet und verzog ihr Gesicht zu einem verächtlichen Lächeln auf die Frage ihres Mannes.

„Nein, mein Herr!“ entgegnete sie.

„Ah, ich sollte meinen, es sei ein gutes Zeichen!“

„Ja, ein gutes oder — ein böses!“

„Ah, Sie scherzen — das letztere —!“

„Wird Sie hoffentlich nicht ängstlich machen!“

„Nein, bei der Jungfrau, nein, gewiß, ich bin nicht ängstlich!“

„Jedenfalls, dächte ich, könnte eine schnelle Präsentation —

„Ach ja, Sie haben Recht, Donna Isabella Valeria; ich will sofort; der Wagen ist noch nicht angespannt!“

„Ich wünsche Glück!“

„Danke, ich danke!“ rief der Marquis und sprang hinaus.

Trotz seiner Eile aber hätte der unbefangene Zuschauer doch leicht errathen können, wie es dem Marquis an einer gewissen Sicherheit und Ruhe fehlte.

Man war in Spanien stets sehr zweideutig und jene Versetzung konnte auch eben so gut wie eine Begünstigung, ein Mittel sein, den Marquis wegen seines frühern Thuns in Amerika zur Verantwortung zu ziehen.

Don Rovierez Gewissen war trotz der geläuterten Athmosphäre nicht so ganz rein.

Jedoch beruhigte er sich endlich insofern, daß er doch wenigstens kein Kapitalverbrecher sein könne, wegen dessen man ihn hören wolle, wenn es nämlich so sei.

Er langte an und ließ sich melden.

Der kleine Minister war beim Empfange ganz die Freundlichkeit selbst.

Seine kleinen Augen blinkten so sanft, sein Flüstern war so einschmeichelnd, daß sich der Marquis in den Himmel versetzt fühlte.

Daher vergalt er die Freundlichkeiten der Excellenza stets mit doppelten Schmeicheleien und nie mag es wohl ein Paar Staatsmänner gegeben haben, von denen der Eine momentan so sehr vom Andern eingenommen und der Andere so sehr von des Erstern Brauchbarkeit überzeugt gewesen.

Nachdem sich der Minister endlich genugsam wegen seiner Unbescheidenheit entschuldigt und der Marquis genug des Glücks, daß die Wahl auf ihn gefallen, gefreut hatte, meinte Jener:

„Ich habe gerade mit einem Entwurfe betreffs der südamerikanischen Kolonien zu schaffen, Sennor!“

„Ah!“ machte der Marquis, „mit einem Entwurfe —?“

„Ja, Don Rovierez; es wird Zeit ihrer einmal — wenigstens zu gedenken!“

„Excellenza haben Recht!

„Es fehlte mir dabei aber an einem sachkundigen Manne, den ich aber an Ihnen jetzt habe!“

„Sehr schmeichelhaft —!“

„Bitte Sennor, ich würde Sie daher ersuchen, hier in meinem Kabinet mit mir zu arbeiten!“

„Exellenza machen mich ganz glücklich!“

„Also auf Morgen!“

„Exellenza befehlen!“

Der Marquis aber empfahl sich.

Wer ihn aber erst und jetzt gesehen, den Marquis, der würde sicher vor Staunen kaum Etwas zu sagen gewußt haben!

Denn der Kopf des Mannes ward jetzt mindestens einen halben Fuß höher getragen, die Brust wölbte sich mehr und war breiter geworden; sein Gang aber, sein Gang —!

Ja es ist wahr, was ein Beurtheiler der Charaktere an äußern Kennzeichen sagt: der Gang, der Gang eines Menschen allein ist es, in welchem er sich deutlich und unverstellt zeigt.

Seht dort den plumpen derben Burschen, der auftritt, daß der Erdball unter ihm ächzt und stöhnt, glaubt Ihr, er habe eine Spur von Schleicherei und Hinterlist in sich.

Seht dagegen jenen Menschen, der den Fuß leise und kaum gehoben über die Erde hinstreichen läßt, während es dabei scheint, als berühre er sie kaum. Sein Gang hat etwas katzenähnliches, und glaubt Ihr etwa, daß sich seine Natur so sehr von der des Katzengeschlechtes entferne.

Betrachtet sein Gesicht, wenn Ihr einen deutlichen Beweis haben wollt.

Es liegt etwas Wahres in diesen Ansichten und Annahmen und noch mehr, sobald jener Forscher oder Beobachter auf die momentane augenblickliche Stimmung kommt.

Wie gesagt, es liegt etwas Wahres darin, weil Jeder wohl daran denkt, seine Gesichtszüge, seine Worte, vielleicht auch die Bewegungen des Oberkörpers zu beherrschen, doch Niemand an seine Beine denkt.

Merkwürdig bestätigt wird dies durch einen Ausspruch des berühmten Comikers Garrick.

Ein Schauspieler hatte die Rolle eines Trunkenen gespielt und fragte den Künstler nach seinem Urtheile darüber.

Garrick antwortete:

„Vortrefflich, mein Lieber. Sie haben Ihre Sache ganz ausgezeichnet gemacht, nur war ihr linkes Bein völlig nüchtern.“

Und ferner liegt nicht minder ein Beweis in dem Ausrufe eines Soldaten, dem beide Beine weggeschossen waren und der in seinem begreiflichen Unmuthe darüber rief:

„Habe ich doch dem Herrn immer Leib und Seele empfohlen, doch nie an die verhenkerten Beine gedacht.

Der Marquis dachte wahrscheinlich auch nicht daran, wie er die seinen stellte und setzte, aber sie verriethen vollkommen, was in ihm vorging.

Denn ihre Bewegungen sagten, daß er der Herr Spaniens, der Herr von ganz Europa, ja vielleicht der Herr der Welt sich zu sein dünkte.

So trat er zu der Marquise und diese Dame fragte wiederum, wie stets bei solchen Gelegenheiten, nur:

„Nun, mein Herr!“

„Ah, Sennora, endlich erkennt man das Verdienst!“

„Sie glauben?“

„Ja, ich habe den Beweis an mir selbst!“

„Sagen Sie vielleicht nicht lieber, an uns?“

„Ich wußte nicht —!“

„Denn vielleicht erinnert man sich gewisser Verwandschaften!“

„Sie meinen —?“

„Es hat wenigstens ebenso viel für sich, wie Ihr Verdienst!“

„Ah, Madame —!“

„Doch, streiten wir darüber nicht; was ist Ihnen begegnet?“

„Richtig, wir werden unsern Plan, wie wir ihn gemacht, einstweilen aufgeben müssen!“

„So?“

„Doch wir werden die Ereignisse, die Schritte, welche in Betreff der Kolonie geschehen, lenken, ich bin dazu eigens berufen!“

„Ich gratulire!“

„Ich danke, meine Theure! wir bedürfen der Bundesgenossen kaum mehr!“

„Desto besser!“

Der Marquis rieb sich vergnügt die Hände.

Wer aber geglaubt, daß die Marquise mit der Veränderung der Dinge zufrieden gewesen, hätte sich getäuscht.

Die Freude des Gemahls verletzte sie und sie blieb einsilbig; es ging ihr wie einem Dieb, welcher bemerkt, daß sein listiger Kamerad von einem Raube bei seiner Theilung ein Stück über Seite practicirt hat.

Desto glücklicher ging dagegen der Marquis am nächsten Morgen zu Saez.

Der Minister war wiederum so bescheiden wie gestern, und bescheidener, wie er vielleicht gegen Personen war, die ihm vollkommen gleich standen.

Er lud den Marquis ein, Platz zu nehmen, und blieb selbst, an einer Feder schnippernd, neben ihm stehen.

„Ja,“ begann er, „mein lieber Don Rovierez, es ist, wie gesagt, Zeit, an die Colonien zu denken, und wir wollen es. Nicht wahr, Ihnen sind die Mängel der früheren Verwaltung, so wie die der späteren Kriegführung bekannt?“

„Ich glaube, Exellenza!“

„Apropos, sind Sie vielleicht ein wenig Soldat, ich meine Strateger, vielleicht gar Tactiker!“

„Es war einst meine Absicht, mich dem Kriegsdienste zu widmen!“

„Dann können Sie nicht ohne Kenntnisse sein, die der Kriegsstand erfordert; überdem hatten Sie Erfahrungen!“

„Die umfassendsten, Exellenza!“

„Bei Ihrer Beobachtungsgabe gewiß auch nützliche?“

„Ich hoffe es!“

„Lassen Sie uns also bei Monteverde anfangen: was halten Sie von seiner Verwaltung; er war zu milde, nicht wahr?

„Nun, ich will dies nicht eben behaupten!“

„Nicht?“

„Es kann zwar in einzelnen Fällen sein, in andern war er sogar vielleicht ungerecht!“

„Ah, so empörte er dadurch die Massen?“

„Wohl nicht eigentlich — man klagte wenigstens nicht allgemein darüber!“

„Nun, denn?“

„Er war nur Soldat, Exellenz!"

„Ah, ich verstehe!"

„Er hatte keine Idee von der civilen Verwaltung, von der Verwendung und den Pflichten der Gerichte und des Gouvernements!"

„Ja, ja, das ist möglich! aber Morillo! He!"

„Ah, Morillo — ein ausgezeichneter Mann!"

„Gewiß!"

Er würde dies bewährt haben, wenn seine Abberufung nicht zu früh erfolgte.

„So, so!" -„Doch La Torre?"

„Er verlor, was Morillo gewonnen; er verlor zuletzt die Kolonien!"

„Das spricht allerdings gegen ihn!"

Der Minister legte nach diesen letzten Worten seine Hände auf den Rücken und machte einige Gänge durch das Zimmer mit einer Miene, als denke er über einen wichtigen Schritt nach, in Wahrheit aber überlegte er nur, wie er den Marquis am besten födre.

Dieser wartete ruhig ab, bis er wieder angeredet werden würde.

Solches geschah nach einigen Minuten.

Saez wendete sich wieder zu ihm und sagte:

„Welche Schritte glauben Sie, daß nöthig sein würden, die Lande wieder in den Besitz Spaniens zu bringen!"

„Ah, Exellenza —!"

„Nun ich bitte!"

„Wenn ich es wagen dürfte!"

„Ich bitte, Herr Marqnis!"

„Das einfachste Mittel wäre gewiß das Beste!"

„Ja — indessen nennen Sie es!"

„Ich glaube eine Armee von hundert bis hundertfünfzig tausend Mann —!"

„Das glaube ich auch, Don Rovierez, doch daran ist nicht zu denken!"

„Wirklich nicht, Exellenza?"

„Nein, wir müssen auf andere Mittel sinnen!"

„Und doch wäre es das sicherste!"

„Alles schon, wir hätten da einen gewaltigen Gegner!"

„Ah —!"

„Dies ist der Finanzminister!"

„Die Finanzen stehen schlecht!"

„Sie haben davon keinen Begriff!"

„Dann freilich ist es unmöglich!"

„Sie haben das rechte Wort gewählt, es ist unmöglich; also denken Sie auf Anderes!"

„Freilich herrschte Uneinigkeit in der Kolonie und unter den Empörern!"

„Wenn wir diese benutzten?"

„Es wäre allerdings auch ein Weg zum Ziele, obschon ein langsamer!"

„So gehen wir den langsamen Weg!"

„Excellenza befehlen!"

„Nicht wahr, einige kühne Männer an Ort und Stelle dürften sehr viel wirken können!"

„Das ist nicht zu bezweifeln!"

„Doch sie müßten Muth und Kenntniß des Landes zugleich besitzen?"

„Das wäre nöthig, Excellenza!"

„Wo aber diese Männer finden?"

Der Marquis zuckte unwillkürlich zusammen, während ein scharfer Blick des Ministers auf ihn fiel und er schien von der Glückseligkeit seiner gegenwärtigen Stellung hingerissen, einen Moment Willens, einen kühnen Entschluß zu fassen und denselben auch aussprechen zu wollen.

Jedoch er beging diese Thorheit in diesem Momente noch nicht, sondern schwieg und der Minister begann abermals eine Wanderung, vielleicht um eben seinem Manne Zeit zur Ueberlegung zu lassen.

Als er dies vermuthlich hinreichend gethan zu haben glaubte, wendete er sich wieder an den Marquis und sagte:

„Lassen Sie einmal sehen wie das Unternehmen zu beginnen und wie es zu unterstützen wäre. Erstens zwei bis drei tüchtige Männer, Männer von Rang, welcher vielleicht zu diesem Zwecke noch zu erhöhen wäre, die mit den Verhältnissen des Landes vertraut und mit den bedeutenderen Personen desselben bekannt wären?"

„Die sind nöthig!" meinte der Marquis.

„Gut, nehmen wir an, sie wären vorhanden; alsdann eine Million Realen für sie zur ersten Verwendung, vielleicht zum Ankauf von Grundbesitz, um rechtlich im Lande fußen zu können. Was meinen Sie, genügte eine Million?"

„Ich glaube!"

„Schön, ferner eine laufende Unterstützung von einer Million alljährlich!"

„Ja, ja!"

„Einige Schiffe unter fremder Flagge, vielleicht zur Sicherheit und Verwendung!"

„Auch diese wären nöthig!"

„Dann, nach einer Arbeit von einigen Jahren ein Versuch zu einer Erhebung der Spanischgesinnten, eine Expedition zu ihrer Unterstützung, he?"

„Es möchte so gehen!"

„Sie stimmen mir bei?" Schön und das Ende vom ganzen vielleicht ein Vicekönigreich für die braven Patrioten, welche es eingeleitet und vollbringen halfen.

Der Marquis war nach und nach roth geworden und schien mit sich zu kämpfen.

Als aber der Minister die letzten Worte sprach, stieß er hervor:

„Ja, wenn Sie es erleben, Excellenza!"

Der Minister stutzte und schien unangenehm berührt worden zu sein, was dem Marquis einen geringen Schrecken verursachte.

Saez bemerkte auch dies; jedoch sah er jetzt nach der Uhr und sagte schnell:

„Ah, schon elf; ich muß in den Staatsrath; sprechen wir morgen mehr davon."

Roviérez verließ den Minister mit beklommenem schweren Herzen, er wußte nicht genau was jener wollte, aber es war ihm, als habe er den gütigen Herrn verletzt.

74.

Der Entschluß.

Der Pater oder der Minister Saez berichtete an den Profeß, wie weit er gekommen sei.

Der Profeß war damit zufrieden und während der Minister allerlei Mittheilungen forderte, sprach er dagegen kein Wort weiter mit dem Marquis über seine frühern Absichten.

Der Marquis wußte nicht, wie er sich benehmen sollte.

Vielfach berieth er mit seiner Gemahlin und diese bestimmte ihn endlich, nach Amerika zu gehen.

Don Rovierez erbot sich endlich dem Minister dazu und dieser rief verwundert:

„Wie, Sie wollten wirklich?“

Der Marquis hielt es jetzt an der Zeit, den Schlauen zu spielen.

„Gewiß, Excellenza — ah, hätte ich nur ahnen können!“ rief er.

„Was meinen Sie, Sennor!“

„Nur ahnen können, wie die Frage von Excellenza gemeint war!“

„Ah, Sie hatten nicht verstanden?“

„Keineswegs!“

„Nun, ich muß gestehen, meine Frage war auch dunkel!“

„Wohl nicht so sehr, doch leider hält mein Verstand nicht meinem guten Willen die Wage!“

„Sie sind zu bescheiden!“

„Excellenza, sind zu gnädig!“

„Ich bitte; doch Sie würden wirklich die Sendung übernehmen?“

„Ich erwarte nur die Befehle Excellenza's!“

„Die sollen bald erfolgen.“

„Es würde mich ganz glücklich machen!“

„Desto besser — ich entbinde Sie zunächst von jeder Arbeit!“

„Wie?“

„Um sich nämlich vorzubereiten!“

„Ah so schnell?“

„Wollen Sie sich morgen Ihre Instructionen haben!“

Das wäre dem ehemaligen Gouverneur doch fast etwas zu schnell gewesen.

Indessen er ging und zwar bei weitem glücklicher als vor einigen Tagen, weil er jetzt überzeugt zu sein glaubte, daß er sich die Gunst des Ministers erhalten habe.

Von diesem eilte der Marquis zu seinem Freunde, dem Profeß.

Ob ihn dieser vielleicht schon erwartete?

Es ist möglich und jeder, bis auf den Marquis hätte vielleicht einen solchen Gedanken gehabt, dieser hatte ihn indessen nicht.

So viel ist jedoch gewiß, daß sich der Profeß ebenfalls grade mit den Plänen, die er hinsichtlich Amerikas hatte, beschäftigte.

Doch wenn der Marquis auch weniger unvorsichtig gewesen, wäre als er es war, der Jesuit wäre jedenfalls zu vorsichtig gewesen, um sich durchschauen zu lassen.

Mit weit geöffneten Augen blickte er den Marquis groß an, als ihm dieser Mittheilungen machte.

„Also — ich habe recht gehört?“ fragte er endlich.

„Vollkommen Recht!“

„Vortrefflich, das paßt mit unsern Plänen herrlich zusammen!“

„Desto besser, also wir unterstützen uns gegenseitig!“

„Unzweifelhaft, Sie haben mein Wort!“

Der Marquis war zu voll, um noch weiter Etwas zu sagen, er hatte noch zu viel zu thun, um sich noch länger aufzuhalten.

Von dem Profeß eilte er zu seiner Gemahlin.

Als er auch dieser die nöthigen Mittheilungen gemacht, fuhr er fort:

„Sie begleiten mich doch?“

„Das nicht, doch ich folge Ihnen!“

„Wie —?“

„Ich folge Ihnen!“

„Doch die bewußte Angelegenheit?“

„Wird sich auch später ordnen lassen!“

„Aber Madame, Ihr besonders Verlangen —?“

„Das kennen Sie!“

„Darum eben!"

„Ja darum eben kann ich nicht begreifen!"

„Sie schienen zerstreut, mein Herr!"

„Ah Sie scherzen."

„Keineswegs!"

„Doch als die Mutter —!"

„Ich bitte — lassen Sie dies —!"

„Wenn Sie mir indessen eine Erklärung geben wollen!"

„Mit Vergnügen!"

„Ich bin gespannt!"

„Verlangen Sie, daß ich Ihr Gouvernement erorbern soll!"

„Dies nicht!"

„Und so mit scheint es einleuchtend, daß Sie solches erst bewerkstelligen."

„Freilich, freilich — aber —!"

„Nun aber —!"

„Ihr Rath würde mir —!"

„Schämen Sie sich, Herr Marquis!"

„Ah Madame!"

„Was kann einem Herrn wie Sie der Rath einer Frau nützen!"

„Sie waren stets so gütig —!"

„Ah ich bitte, Sie waren so freundlich mich zu hören!"

„Ich würde auch ferner nicht anstehen —!"

„Seiner Zeit, wenn Sie glauben!"

„Sie folgen also wirklich?"

„Haben Sie mich je wortbrüchig gefunden?"

„Nein!"

„Nun denn!"

Die Marquise verbeugte sich hiernach, wie gewöhnlich etwas mehr als herablassend, doch etwas weniger als achtungsvoll und entfernte sich.

Der Marquis stand verdutzt.

Ah, murmelte er, das hätte ich wissen sollen!

Das hätte ich wissen sollen, wiederholte er, während er sich langsam auf sein Zimmer begab.

Doch es half nichts.

Zunächst setzte er sich hin und schrieb:

An den General Monezas.

„Mein Herr, Ihre Vorschläge sind mir genehm, ich gehe auf dieselben ein; nähere Nachricht soll Ihnen werden und ich rechne darauf, daß Sie zu meiner Ankunft und Aufnahme die nöthigen Anstalten treffen. Tüchtige Alliirten habe ich bereits gewonnen."

Der Marquis sandte diesen Brief ab, obschon ihm bei der ganzen Angelegenheit nicht ganz gut zu Muthe zu werden anfing.

Demungeachtet rechnete er doch noch bei seiner Beschränktheit auf einen günstigen Erfolg des Unternehmens.

Am Morgen begab er sich zu Saez.

Er erhielt hier zuvörderst Weisungen.

Ferner Anweisungen auf eine Million und diese tröstete ihn ganz besonders, da der gute Herr nebenbei auch geizig war.

An demselben Tage noch ging er nach Cadix ab.

Leider aber ist dieser, oder war dieser Hafen seit langer Zeit schon nicht mehr den Unternehmungen der Spanier günstig gewesen.

In Cadix hatte der Marquis die angenehme Ueberraschung, den Profeß zu treffen.

Beide schifften sich ein.

Das Fahrzeug, welches sie trug, legte zunächst in Funchal an und zwar wie es schien, immer noch ohne besondern oder fast bestimmten Zweck.

Denn hätte der Marquis sagen sollen, wie er seine Absichten in das Werk richten wollte, so würde er dies nicht gekonnt haben.

Er rechnete vielleicht auf den Zufall.

Desto genauer hatte sich vielleicht schon der Profeß die Bahn vorgezeichnet, welche er durchwandeln wollte.

Indessen schwieg er lange darüber und schien es sogar geflissentlich zu vermeiden, mit dem Marquis darüber zu sprechen.

Endlich geschah dies.

Man hatte fast schon die Küste der Terra firma erreicht, als die beiden Herren einst auf dem Verdecke lustwandelten.

Es war ein herrlicher Tag.

Der tropische Himmel zeigte sich in seiner ganzen Klarheit und Reinheit.

Nach einiger Zeit begann der Profeß:

„Nun, Herr Marquis, bald befinden wir uns am Ziele unserer Wünsche!"

„Das gebe der Himmel!"

„Amen!"

„Doch, Herr Profeß, um jenes Ziel unserer Wünsche zu erlangen, ist noch viel nöthig!"

„Sie haben Recht, wir müssen zunächst landen!"

„Und wo?"

„Ich dächte in Carraccas!"

„Wie — dort?"

„Ist Ihnen der Ort nicht genehm?"

„Ich muß gestehen, nein!"

„Warum nicht, wenn ich fragen darf?"

„Dort residirt der Congreß!"

„Und Bolivar ja!"

„Sie hoffen von Bolivar?"

„Gewiß!"

„Ich traue dem Libertador nicht!"

„Erlauben Sie mir eine Frage!"

„Ich bitte!"

„Haben Sie schon je einen Menschen gesehen, der die öffentliche Meinung rechtfertigte?"

„Ah — ich glaube kaum!"

„Bolivar nennt sie den Libertador!"

„Sollte er diesen Titel nicht verdient haben?"

„Verdient haben — nein, er hat ihn nie verdient!"

„Doch sollte ich meinen!"

„Sie irren; er benutzte die Umstände, er haschte und hielt den Schein fest!"

„Hm — nicht ganz unrecht!"

„Gut, es genügt, wenn ich halb Recht habe!"

„So?"

„Gewiß, denn hat er jenen Titel nie ganz verdient, so hat er jetzt auch keine Lust mehr dazu!"

„Wissen Sie Genaueres darüber?"

„Was jeder natürliche Verstand ergründen kann!"

„Dem meinigen mangelt eine gewisse Schärfe!"

„Darüber dürfte ich wohl nichts sagen!"

„Immerhin, indessen weiter!"

„Also Sie wollen wissen—?"

„Ich bin gespannt!"

„Schön — was ich erst sagte, sagte bereits der Congreß in Carraccas vor Jahren!"

„Es ist wahr!"

„Bolivar zeigte sich großmüthig und legte die Dictatur nieder!"

„Das eben scheint mir ein Beweis!"

„Ja, ein doppelter!"

„Wie—?"

„Ein doppelter, nämlich entweder seine Absichten bis auf spätere Zeit zu verbergen und der Masse eine gute Meinung von sich selbst beizubringen!"

„Seine Absichten, sagen Sie?"

„Ja, seine Absichten für sich, eine Krone zu suchen!"

„Unmöglich!"

„Weshalb?"

„Aber wo — wo eine Krone?"

„Ah — Venezuela ist so groß, wie drei Königreiche Europa's zusammen!"

„Doch nie ein solches gewesen!"

„War es Brasilien?"

„Das nicht — aber damit steht es anders!"

„Um kein Haar — Bolivar denkt wenigstens so!"

„Ich habe nie weiter an Bolivar gedacht!"

„Das ist schlimm; ein solcher Mann ist unschätzbar, übrigens wissen Sie, daß er sich den Aerger durch einen glorreichen Feldzug vertrieben hat?"

„Er hat sich Ruhm erworben!"

„Ja, und — eine neue Gunst; er ist wieder Präsident!"

„Das weiß ich!“

„Es wird aber nicht wieder gehen, wie vordem!“

„Das weiß ich nicht!“

„Nun, ich bitte Sie, es zu behalten!“

„Schön, aber nun, mein Herr Profeß, nichts für ungut, sind Sie mit dem Libertador im Bunde?“

„Nein, aber ich werde ihn zu gewinnen suchen!“

„Ah — ihn zu gewinnen—?“

„Ja, zu gewinnen und zu benutzen!“

Der Marquis stutzte plötzlich.

Der Jesuit blickte ihn dagegen verstohlen von der Seite an und lächelte, lächelte ein ganz klein wenig.

Don Rovierez schien zu überlegen, was er eben gehört hatte.

„Aber,“ rief er plötzlich, „ist das Interesse Ihres Ordens und das Spaniens nicht dasselbe?“

„Ganz gewiß!“

„Bolivar wird indessen Ihnen nicht ohne Bedingungen gefällig sein!“

„Dies glaube ich selbst nicht!“

„Wenn er nun als Beding die Erhebung zum Könige oder Kaiser von Venezuela forderte?“

„Das mag er!“

„Wie?“

„Ich meine, fordern mag er es, aber ob es je geschehen wird oder würde, das ist eine andere Sache!“

„Jetzt verstehe ich!“

„Wirklich?“

„Ja, ja, doch nun noch eine Frage.“

„Sie heißt?“

„Besteht noch Feindschaft zwischen dem Libertador und Paez?“

„Grimmiger denn je!“

„Gewiß?“

„Ich schwöre Ihnen zu, daß Bolivar nur wegen Paez willkommen heißen wird!“

„Dann bin ich für Bolivar!“

„Und auch für Carraccas?“

„Auch für Carraccas!".

Der Profeß schritt nach diesen Worten schnell auf den Capitain des Schiffes zu, zeigte ihm ein Papier und wiederholte:

„Nach Carraccas!"

Der Capitain verbeugte sich und entgegnete zuvorkommend und unterwürfig:

„Sehr wohl, mein Padre!"

75.

In Carraccas.

Ob und von wo der ehemalige Gouverneur von Nueva Barcelona seinem Verbündeten, dem General Monezas, weitere Nachricht gab, davon schweigt die Geschichte.

Doch, es ist anzunehmen, daß es nur, wenn nicht durch ihn, durch den Profeß geschah.

Denn der Creole verließ nach einiger Zeit plötzlich Carraccas und ging nach dem Süden.

Um dieselbe Zeit ungefähr war Bolivar aus dem Westen zurückgekehrt.

Alle Schritte des Libertador zeugten jetzt jedoch von mehr Selbstständigkeit, als früher.

Es war ihm gelungen, Granada völlig zu befreien und ebenso auch dieses Werk zu befestigen.

Die neue Republik hatte ihm dafür ihren Dank votirt und den Präsidentensitz angeboten.

Bolivar wollte es indessen nicht annehmen.

Der Libertador wollte in seinem Vaterlande herrschen.

Freilich war es ihm bei seiner letzten Wahl im Vaterlande zur Bedingung gemacht, daß er außer der Regierung von Venezuela, zu gleicher Zeit keine andere übernehmen dürfe.

Er unterließ es daher vielleicht.

Aber er entließ nicht ein von ihm geworbenes Heer, sondern umstellte damit förmlich die Hauptstadt, als sei er jeden Augenblick bereit, sie und den Congreß einzuschließen.

Dies gab natürlich viel böses Blut und noch mehr lange Gesichter.

Die Congreßmitglieder wagten kaum noch einen Tadel und schlichen gedrückt und gebückt umher.

Einige versuchten sogar zu entfliehen.

Bolivars Benehmen ward immer schroffer und herrischer.

Da erhob plötzlich Monezas im Süden die Fahne des Aufruhrs.

Es wäre viel gewagt, wenn man sagen wollte, Bolivar und Monezas hätten unter einer Decke gespielt.

Aber es ist leicht zu begreifen, daß durch offenen Aufruhr Bolivar eine Nothwendigkeit zu sein schien.

Es ist ferner sehr leicht erklärlich, wenn die Partei der Jesuiten, oder diese selbst die Fäden webte, an welchen die Ereignisse geleitet wurden.

Das ganze Land war empört über dieselbe.

Die alten Helden des Kampfes der Unabhängigkeit kamen zuammen.

Auch Paez befand sich unter ihnen.

Einstimmig ward er erwählt, nach Carraccas zu gehen, um dort dem Libertador Vorstellungen zu machen.

Doch hier haben wir noch erst andere Personen zu beobachten.

Ein Gesetz verbot den Spaniern, in Carraccas zu landen.

Dasselbe war indessen schon seit drei Jahren erlassen, also alt und ward deshalb kaum noch beachtet.

Spanier gingen und kamen ab und zu und Niemand kehrte sich an sie, es ward von den Behörden gleichsam ignorirt.

Bolivar ging seit seiner Rückkehr einen Schritt weiter:

Er nahm die Spanier freundlich auf und ermunterte sie, sich in der Stadt aufzuhalten.

Er empfing sie ferner im Regierungspalaste und einige Personen hatten sogar das Glück, Stunden lang in seiner Gegenwart zu verweilen.

Von diesem Umstande aber waren der Profeß und Don Rovierez mehr oder weniger unterrichtet.

Beide ließen sich daher melden und Beide wurden empfangen.

Noch aber heuchelte der Libertador in seiner Umgebung Einfachheit und Prunklosigkeit.

Das Gemach, in welches man die Fremden zunächst führte, war leer und kein Diener harrte dort.

Auch sie brauchten nicht zu warten.

Eine gewöhnliche Militair-Ordonnanz ließ sie ein und vor ihnen stand Bolivar in seiner kleinen untersetzten Gestalt, mit seinem Backenbart und seinen scharfen Augen.

Der Libertador blickte sie durchdringend an!

„Setzen Sie sich, Sennores!“ sagte er dann, „Sie sind aus Spanien?“

„Ja, wir kommen dorther, Don Bolivar!“

„Und sind Spanier?“

„Dieser Herr, ja, ich nicht!“

„Und doch möchte ich fast schwören!“

„Die Congregation hat nur die Welt zum Vaterlande!“

„Ah — mein Herr, Provinzial-Rector oder Profeß —?“

„Profeß, Don Bolivar!“

„Wünschen Sie mich allein zu sprechen?“

„Wenn nicht jetzt — wenigstens später!“

„Nein, nein, jetzt gleich, ich bitte, meine Herren — hier hinein, ich habe noch einige Geschäfte abzumachen, doch gleich bin ich wieder bei Ihnen!“

Der Präsident öffnete hierbei ein Cabinet und ließ die beiden Herren hinein.

Er selbst entfernte sich schnell wieder.

Die beiden Spanier blickten sich fragend an.

„Habe ich Recht?“ sagte endlich der Profeß.

„Ich glaube fast!“ meinte jener.

Nach kurzer Zeit erschien der Libertador wieder.

Sein Gesicht strahlte vor Freude und Heiterkeit.

„Nun, meine Herren,“ rief er, „entschuldigen Sie mich!“

Man komplimentirte eine Weile.

Endlich warf der Jesuit hin:

„Ich komme im Interesse meines Ordens!“

„Ich dachte es!“

„Dieser Herr dagegen in seinem eigenen!“

„Und dieses wäre?

„Venezuela ist ihm ein neues Vaterland!“

„Darf ich wissen?“

„Es ist Don Rovierez, ehemals Gouverneur —!“

„Von Barcelona, ich weiß es!“

„Excellenza haben Recht!“

„Ich hielt Sie für einen Anhänger der Krone!“

„Seine Verdienste wurden nicht nach Gebühr belohnt!“

„Ah — und nun?

„Excellenza brauchen tüchtige und thätige Männer!“

„Sie glauben?“

„Männer, die durch keine Rücksichten gebunden sind!“

„Es könnte sein!“

„Deren Feinde auch die Euren sind!“

„Und mein ärgster Feind ist Paez!“

Der Libertador entfärbte sich ein Wenig.

„Nun, das wäre Etwas — doch meine Herren!“

„Excellenza befehlen?“

„Die Vorsicht gebietet!“

„Das ist wahr!“

„Sie können sich dadurch nicht verletzt fühlen!“

„Oh, keineswegs!“

„Also ich dächte, wir eilten nicht zu sehr!“

„Nein, auch möchte ich mir einen Vorschlag erlauben!“

„Ich bitte!“

„Unsere Angelegenheiten zu trennen!“

„Sehr schön!“

„Dieser Herr bringt Ihnen Gut, Geld und Leben!“

„Außerordentlich gütig!“

„Ich nur das Anerbieten einer Gesellschaft!“

„Aber diese Gesellschaft ist mächtig!“

„Leider in neuer Zeit —!“

„Ich kenne das!“

„Excellenza werden es am Besten zu beurtheilen wissen!“

„Also auf morgen!“

„Gut, auf Morgen!“

„Einer der Herren früh!“

„Schön!“

„Einer später!“

„Gut!“

Man empfahl sich.

Unter dem Portale des Palastes sagte der Profeß zu dem Marquis:

„Trennen wir uns!“

„Wie, schon und hier?“

„Ja, Sie wissen, welchen Weg Sie zu gehen haben!“

„Jedoch —?“

„Nichts weiter — Alles für sich zunächst!“

„Gut, gut!“

„Später werden wir sehen!“

„Sehen wir!“

„Doch vergessen Sie Ihre Rache nicht!“

„Nie!“

Die Männer trennten sich wirklich.

Ehe jedoch noch zwischen ihnen und Bolivar eine neue Zusammenkunft stattfinden konnte, war Paez in Carraccas angelangt.

So wie er aber nur aus dem Sattel gestiegen war, begab er sich ebenfalls zu Bolivar.

Der Libertador hatte keinen Grund, ihn abzuweisen.

Daß aber die Zusammenkunft dieser Männer eine andere sein mußte, als die des Libertadors mit seinem gestrigen Besuche, läßt sich denken.

Denn der Indier brachte den stolzen Unmuth eines empörten Rechtlichkeitsgefühls mit sich.

Er war überzeugt, daß Bolivar ein Verräther sei.

Er war endlich Willens, diese Verrätherei zu entlarven.

Bolivars Frechheit verdeckte nur wenig sein böses Gewissen.

Er war sich zu sehr seiner schlechten Absichten bewußt, um sie gänzlich verstecken zu können.

Er haßte endlich Paez zu sehr, um seine Heuchelei so weit zu treiben, daß jener dieselbe für baare Münze nehmen konnte.

Ihr erstes Zusammentreffen verrieth schon nichts Gutes.

Paez nämlich ersparte sich den Gruß und trat ohne einen solchen mit der rauhen Heftigkeit des Kriegers ein.

Bolivar sah sich daher genöthigt, den seinen, obschon er ihn bereits begonnen, zu unterlassen, was mit einer sauersüßen Miene geschah.

Indessen ersuchte er Paez, Platz zu nehmen.

Der Indier dankte.

Auch Bolivar blieb stehen.

„Ich weiß nicht!“ begann Paez mit starker Stimme, „ich weiß nicht, was ich von Allem, was jetzt vorgeht, denken soll!“

„Geht etwas Besonderes vor?“ fragte der Libertador.

„Wie, Sie fragen noch?“

„Nun, ich muß gestehen, ich weiß von nichts!“

„Ah, das ist stark!“

„Aber es ist möglich, daß ich etwas übersehen hätte!“

„Das ist zu viel, sage ich!“

„Wenn Sie die Güte haben wollten mir mitzutheilen —!“

„Nun ja, Sennor, das will ich!“

„Es wird mir viel Freude machen!“

„Das kommt darauf an!“

„Ich versichere Sie!“

„Zuerst, Don Bolivar, wer gab Ihnen ein Recht, eine Armee im Lande auszuheben!“

„Ah, mein Herr!“

„Ich frage, wer Ihnen das Recht dazu gab?“

„Ich konnte meine Instructionen nicht anders verstehen —!“

„Als willkürlich zu handeln?“

„Ich bitte!“

„Ich finde darin Willkür!“

„Mein Herr!“

„Und zwar tyrannische Willkür!“

„Sie beleidigen in mir —!“

„Ich weiß was ich thue und ein anderer Akt der Willkür ist, daß die Armee aus dem Lande geführt und dort verwendet!"

„Venezuela war jenen Provinzen Hülfe zu leisten verbunden!"

„Wodurch!"

„Durch die Verhältnisse, in denen sie sich früher befanden!"

„Dies vermag ich nicht zu erkennen!"

„Es ist so, mein Herr!"

„Zum Dritten, Sennor, wer giebt Ihnen das Recht, eine Armee hier um den Sitz des Congresses versammelt zu halten?"

„Danach fragen Sie, mein Herr?"

„Ja, ich und mit mir viele Andere, welche ein lebhaftes Interesse daran haben. Haben Sie einen Blick um sich auf das Land geworfen?"

„Allerdings!"

„Haben Sie nicht Aufruhr und Empörung überall entdeckt?"

„Wohl!"

„Ist es nicht meine Pflicht, den Congreß wie das Land zu schützen und den Frieden des Letztern zu erhalten!"

„Gewiß!"

„Nun, sehen Sie!"

„Was Ihre Pflicht ist, ja!"

„Aber —!"

„Aber daß Sie dieselbe nicht erfüllen!"

„Wie, mein Herr?"

„Ich sage, daß Sie dieselbe nicht erfüllen; daß Sie die Mittel zu dem Zwecke, welchen Sie erfüllen sollten, schlecht wählen!"

„Wie sollte ich sie anders wählen?"

„Entlassen Sie die Armee!"

„Unmöglich!"

„Der Congreß wird durch das Land im Lande geschützt sein!"

„Sie irren sich!"

„Das Land wird den Frieden haben, sobald die Armee nicht mehr da ist!"

„Und die trotzigen Generale, welche die Revolution erzeugten?"

„Zum Exempel, Monezas!"

„Steht Ihnen dieser so fremd?"

„Ich habe nichts mit ihm zu schaffen!"

„Doch gleichen Sie sich!"

„In wiefern?"

„Hinsichtlich des Ehrgeizes!"

Bolivar richtete seinen Körper, der riesigen Gestalt des Gegners gegenüber, ein wenig auf und aus seinem Auge schoß ein Blick, welcher drohen zu wollen schien.

Doch auch das dunkle Auge des Indianers erglühete noch finsterer und begegnete dem Blicke des Libertadors in einer Weise, welche fast geeignet war, ihn verlegen zu machen.

Beide jedoch begriffen, daß sie nicht weiter zusammen paßten.

Paez empfahl sich daher und Bolivar versuchte auch nicht, ihn aufzuhalten.

Vor der Thüre angelangt, blieb Paez jedoch plötzlich stehen.

Mit ihm zugleich aber hemmten auch zwei Männer ihre Schritte, die augenscheinlich zu dem Palaste des Libertadors gewollt hatten.

Paez faßte sich zuerst wieder.

So wie dies aber geschehen, ging er eilends davon, indem er ungefähr murmelte:

„Sie Beide und zusammen!"

Jene Männer aber die wir kennen, stießen einander an und einer rief:

„Sehen Sie, dort ist er!"

„Ja, er ist es!" entgegnete der Andere.

Dann eilten sie in den Pallast.

Bolivar aber war zu den Besuchern jetzt noch zuthunlicher und freundlicher wie das erste Mal.

Man einigte sich daher jetzt auch außerordentlich schnell.

Der Jesuit sollte nach Cumana gehen.

Der Marquis wollte zu Monezas gehen.

Bolivar — blieb natürlich in Carraccas.

76.

Wieder Krieg.

Paez hatte an den beiden ihm begegnenden Leuten so viel gesehen, um genug zu wissen.

Denn diese Leute im Lande hatte allein schon so viel Bedeutung, als Verrath und Hinterlist.

Sie auf dem Wege zu Bolivar bewies, daß er mit den Spaniern oder mit den Jesuiten in Unterhandlungen stehe.

Das war, was das Vaterland betraf.

Nächstdem aber konnte Paez überzeugt sein, daß er keine ärgern Feinde als die Jesuiten und den Marquis habe.

Ihr Besuch des Landes mußte unbedingt mit seiner Person in Verbindung stehen.

Und Maria?

Paez wußte nur zu gut, daß eine Mutter derselben Rache geschworen und die Rache einer Mutter unersättlich ist.

Alles was ihn daher so lange noch abgehalten, was ihn unsicher gemacht, schwand, und ein schneller Entschluß kam in seinem Innern zur Reife.

Direkt begab er sich nach seinem Gasthofe, warf sich auf sein Pferd und sprengte nach Barcelona, dem Aufenthalte der unzufriedenen Independenten.

Hier theilte er mit, was er erfahren, gehört und gesehen.

Hier legte er seine Folgerungen aus diesen Umständen dar.

Hier endlich erklärte er von Neuem, die Fahne der Unabhängigkeit erheben zu wollen.

Jubelnd zollten die ehemaligen Generale und Officiere seiner Armee Beifall.

Eine Verwaltungsjunta ward ernannt.

Ein Vollziehungsausschuß erwählt.

Paez endlich ward abermals zum provisorischen Dictator erwählt und erließ in Folge derselben folgende Proklamation:

„Volk von Venezuela, als ich unter der richtigen Würdigung meiner schwachen Kräfte es ausschlug, die mir zugedachte Ehre des Landespräsidii anzunehmen, habe ich wohl gezeigt, daß keine Verblendung, kein sträflicher Ehrgeiz meine Schritte leitete oder Geiz und Habsucht meine Handlungen hervorrief. Ich versprach jedoch auch damals, daß ich, falls dem Vaterlande Gefahr drohe, aus meiner Verborgenheit hervortreten würde, um dieselben zurückzuweisen.

Dieser Moment ist eingetreten.

Ein Mann, dem das Vaterland vielleicht viel zu danken hat und den er deshalb durch das höchste Vertrauen geehrt und an die Spitze der Verwaltung gestellt hat, tritt die Gesetze, die Behörden, das Land mit Füßen und beabsichtigt, sich zum völligen Herrn desselben zu machen.

Dies darf nicht sein.

Was der Libertador um das Vaterland verdient hat, mag ihm werden, doch nie soll ihm die Freiheit desselben zum Opfer gebracht werden.

Aufgefordert von Viele, fordere ich daher Alle auf, sich diesen Versuchen eines Mannes zu widersetzen, der vom Ehrgeize geblendet, nicht anstehen wird, sein Vaterland zu verrathen.

Euch namentlich, die ihr bereits das letztere vom Joche der Spanier befreit habt, fordere ich auf, zu den Fahnen zu eilen, um dasselbe jetzt gegen den innern Feind zu schützen."

Dieser Aufruf war von großer Wirkung.

Die ehemaligen Soldaten eilten von allen Seiten herbei.

Außerdem aber lief des Dictators Armee fast auseinander und zum größern Theile Paez zu.

Mit vierzigtausend Mann marschirte derselbe nach Carraccas, wo natürlich der Libertador keinen Versuch machen konnte, ihm zu widerstehen.

Doch blieb er.

Ein neuer Congreß trat zusammen.

Bolivar verwahrte sich übrigens gegen Alles was geschehen, er

erklärte Paez für einen Verräther und bestritt, irgend etwas gegen die Freiheit des Landes unternommen zu haben.

Doch bald mußte er verstummen.

Er ward seiner Würde entsetzt und des Landes verwiesen.

Paez ward an seiner Stelle zum Präsidenten erwählt und erließ folgende Proklamation:

„So wenig ich mich auch berufen fühle, die Regierung eines Landes und eines Volkes zu übernehmen, so weit es meine Fähigkeiten erlauben, sehe ich mich doch genöthigt, die jetzt auf mich gefallene Wahl anzunehmen, um zu verhindern, daß abermals das Land die Beute eines Ehrgeizigen wird. Ich erwarte, daß jeder, durchdrungen von dem Gefühle und dem Werthe der Unabhängigkeit, mir beistehen wird, dieselbe zu erhalten.

Denn spanische Agenten durchstreichen das Land. Die Jesuiten, mit jenen im Bunde, sind bereits wieder in demselben, es ist also doppelte Gefahr vorhanden.

Versuchen wir dieselbe abzuwenden."

77.

Sucre.

Don Rovierez war also zu Monezas gegangen.

Der Rebell, welcher scheinbar ebenfalls seine Fahne gegen die Anmaßungen Bolivars erhoben hatte, empfing ihn gut und mit Auszeichnung.

Monezas war, wie schon früher bemerkt, Creole.

Als solcher war er einer derjenigen, welche die ausschließliche Herrschaft des Landes beanspruchten, oder die sich als eigentliche Herren desselben ansahen.

Die Creolen hatten stets eine Neigung, den Europäern zu schmeicheln.

Der Bund zwischen diesen beiden Männern war daher bald ge-

schlossen und um so leichter, als Rovierez nicht mit leeren Händen, dagegen mit bedeutenden Versprechungen kam.

Der Creole setzte seine Werbungen fort.

Rovierez dagegen hatte nichts Eiligeres zu thun, als seiner Gattin die bereits gemeldeten Erfolge zu berichten.

Donna Isabella Valeria kam.

Mit ihr zugleich jedoch kam den Aufständischen eine Hülfe, an welche sie bisher nicht gedacht hatten und auch nicht denken konnten.

Monezas hatte das Hauptquartier nach Angostura verlegt.

In dieser Stadt erschien eines Abends ein Reiter, eine hohe, kühne, martialische und noch jugendliche Gestalt, welcher zu Monezas geführt zu werden verlangte.

Dieser Mann war Sucre.

Sucre war einer der abentheuerlichsten Charaktere der ganzen südamerikanischen Revolutionen, ein Held im eigentlichsten Sinne des Wortes, aber auch nur Soldat und obwohl Freiheit liebend, doch nicht im Stande, das Beste des Landes zu erkennen.

Möglich auch, daß er nach den langen Kriegsjahren den Krieg allein wünschte und ihm nachging.

In Cumana geboren, gehörte zu denen, welche dem Aufrufe Mirandas Folge leisteten.

Er war damals siebenzehn Jahre.

Bald jedoch zeichnete er sich aus und stand später im Generalstabe Piars, ohne indessen dessen Verrätherei zu theilen.

Unter Bolivar machte er den Feldzug in Neu-Granada mit.

Hiernach erhielt er das Commando eines Freicorps, aus Engländern und Deutschen bestehend, welches selbstständig in den Anden operiren sollte.

Er überstieg die Anden, machte auf jener Seite bedeutende Eroberungen und drang bis Quito vor.

Quito ward von ihm erobert.

Hiernach ging er seitwärts nach Peru und nahm Lima.

Theils selbstständig, theils unter Bolivar's Oberbefehl blieb jetzt Peru lange Zeit der Schauplatz seiner Thaten.

Alles, was er hier geleistet, anzuführen, wäre zu weitläufig, genug, Peru ward durch ihn befreit.

Sucre ward deshalb von Oberperu zum Präsidenten erwählt.

Doch hiermit begann sein Unglück.

Vielleicht war er, wie man glaubt, nicht geeignet, ein Land regelmäßig zu verwalten, vielleicht aber war auch das Land nicht geeignet, regelmäßig verwaltet zu werden.

Empörungen folgten einander mit reißender Schnelligkeit.

Sucre verlor bei einer derselben den linken Arm.

Endlich ward er gefangen.

Wieder befreit, begab er sich zu Bolivar, welcher den uns bekannten Zug unternommen.

Er war auch mit demselben in Carraccas, als Paez die Macht des Libertadors brach.

In richtiger Würdigung des Aufstandes, den Monezas verursacht, ward er abgeschickt, diesen für den Libertador zu gewinnen.

Monezas lebte ungefähr in seinem neuen Hauptquartier, oder in seiner Residenz, wie ein asiatischer Satrap und hierzu trug die Anwesenheit der Marquise nicht wenig bei.

Donna Isabella war noch immer hübsch.

Der ziemlich junge Monezas machte ihr daher den Hof und ward dazu, wie man sich leicht denken kann, aufgemuntert, obgleich der Marquis dazu scheel sahe.

Als Sucre zu dem erstern geführt wurde, befand er sich bei der Marquise.

Mit dem Gelde, welches deren Gemahl aus Spanien mit herüber gebracht hatte, ließ sich ein bedeutendes Haus machen und die Marquise that dies nur zu gern.

Außer dem General Monezas war daher eine gewählte Gesellschaft gegenwärtig.

Jedoch bat jener den Ankömmling eintreten lassen zu dürfen.

Die Marquise erlaubte es und Sucre erschien.

Monezas war überrascht; doch schnell faßte er sich, ging auf Sucre zu und umarmte ihn.

Sucre erwiderte die Umarmung und ward hiernach von Monezas der Gesellschaft vorgestellt.

Sodann aber bemächtigte sich die Marquise des Generals.

Aber wie solches vielleicht häufig geschieht, die Marquise täuschte sich völlig in Sucre.

Ja, sie täuschte sich nicht allein in ihm, sondern sie war auch unvorsichtig.

Dies möchte sich indessen entschuldigen lassen, da sie glauben konnte, Sucre und Monezas seien bereits einig.

Voreilig war es jedoch auf jeden Fall von ihr, daß sie ihn im Verlaufe des Gespräches ohne Weiteres in ihre Plane einweihte.

So äußerte sie unter Andern:

„Wir dürfen uns Glück wünschen zu ihrer Ankunft, mein Herr!"

„Daß ich nicht wüßte!" meinte Jener.

„Es wird einen günstigen Eindruck machen, wenn man hört, daß auch Sie die alte Ordnung der Dinge den Neuerungen vorziehen!"

Sucre horchte auf.

„Sie glauben?" sagte er endlich gedehnt.

„Ich bin davon überzeugt!"

„Doch, man dürfte es auch eben so vielfach tadeln!"

„Dieser Tadel kann Sie nicht berühren!"

„Er verletzt demungeachtet!"

„Man wird es zu vergelten wissen!"

„Man wird —?"

„Zweifeln Sie an der Anerkennung der Regierung?"

„Die Regierung sollte —?"

„Gewiß mein Herr, und wenn nicht hier, so wird sich in Spanien Gelegenheit finden!"

„In Spanien —?"

„König Ferdinand belohnt reichlich treue Dienste!"

Wiederum horchte der Creole hoch auf, doch beherrschte er sich und die sonst so scharfsinnige Dame bemerkte nichts.

„König Ferdinand?" wiederholte er.

„Ja, Seine Majestät ist ein gnädiger Herr!"

„Ich glaube es!"

„Und Sie werden diesen Schritt gewiß nicht zu bereuen haben!"

„Das heißt, wenn er gelingt, Donna Isabella!"

„Ah, Sie zweifeln?"

„Man dürfte einige Ursache dazu haben!"

„Durchaus nicht!"

„Es giebt Gegner—!"

„Wenn Bolivar mit uns ist?"

„Bolivar—?"

„Allerdings!"

„Ich muß gestehen—!"

„Nicht wahr?"

„Ich meine, dieser wäre vielleicht am wenigsten gewiß, sich Spanien zuzuwenden; indessen, wenn Sie versichern—!"

„Ich habe gute Gründe dazu!"

„Nun, so glaube ich!"

Noch eröffnete die Marquise ihrem aufmerksamen Zuhörer Manches und dieser murmelte, als sie sich von ihm entfernte.

Ein Glück, daß ich Monezas in dieser Gesellschaft antraf; Bolivar, Bolivar—!

Die Marquise wendete sich von Sucre zu Monezas.

Sie eröffnete die Unterhaltung mit den Worten:

„Ein angenehmer Mann, Ihr Freund!"

„Mein Freund?" fragte Monezas.

„Nun, ich glaubte, sein Empfang spräche dafür!"

„Ah, ich empfing ihn gut!"

„Wenigstens als treuen Genossen!"

„Hm, hm!"

„Oder Verbündeten!"

„Ei vielleicht — wird es dies!"

„Wie?"

„Ich meine, es ist möglich!"

„Sie wären also noch nicht einig?"

„Wir wechselten nie ein Wort über diese Angelegenheit!"

„Doch, seine Erscheinung?"

„Hat jedenfalls eine Bedeutung!"

„Und nicht jene?"

„Das müssen wir erst erfahren!"

Die Marquise zuckte bei diesen Worten mehrmals leicht zusammen; sie erkannte jetzt, daß sie unvorsichtig gewesen sei; aber sie war klug

genug, es nicht zu gestehen, indem sie noch auf eine günstige Wendung der Sache hoffte.

Dagegen gab sie der Unterhaltung eine Wendung, indem sie fragte:

„Noch keine Nachrichten aus dem Norden?“

„Nein!“

„Wenn es nur gelingen wird!“

„Ich hoffe es!“

„Ich traue den Indianern nie!“

„Sie werden gut bezahlt?“

„Ja, das ist gewiß!“

„Nun, so können Sie sich beruhigen!“

Die Marquise schien sich auch zu beruhigen und murmelte:

Nur noch eine Stunde in meiner Gewalt, Donne Marie — dann —!

Sie wendete sich wieder zu Sucre.

Doch der Creole hatte während dieser Zeit seinen Plan entworfen.

Er beschloß zuvörderst eine beobachtende Rolle zu spielen und deshalb war es der Marquise auch nicht möglich, aus ihm herauszulocken, welches seine eigentliche Meinung und was von ihm zu erwarten sei.

Auch der Marquis, welchen sie ihm auf den Leib schickte, vermochte nichts zu entdecken.

Sucre dagegen sagte im Vorbeigehen zu Monezas, daß er ihn nach Beendigung der Gesellschaft zu sprechen wünsche und Monezas entgegnete, daß sie zusammen dieselbe verlassen wollten.

Das Gespräch der beiden Männer auf dem Wege vom Hause des Marquis bis der Fonda, in welcher Sucre wohnte, gehörte denjenigen an, in welchem Einer den Andern zu überlisten sucht.

Sucre eröffnete dasselbe mit der Frage:

„Was machen diese Spanier hier?“

Monezas zögerte einige Secunden; dann antwortete er:

„Sie haben Geschäfte hier!“

„Das glaube ich wohl; aber welcher Natur sind diese Geschäfte?“

„Ich muß gestehen, ich weiß es nicht!“

„Aber Sie haben ja Umgang mit ihnen?“

„Es sind angenehme Leute!"

„Nicht vielleicht auch nützliche?"

„Es käme darauf an!"

„Ja, ja, besonders, wenn man besondere Zwecke verfolgt!"

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Sie kennen Bolivar?"

„Ja — gewiß!"

„Ich komme von ihm!"

„Mit Aufträgen?"

„Ja!"

„Für mich?"

„Gewiß!"

„Das ist mir angenehm!"

„Ehe ich aber jene ausrichte, eine Frage."

„Fragen Sie!"

„Beabsichtigt Bolivar, sich nur zu halten?"

„Wie meinen Sie das?"

„Ich meine, ob er nur sucht, an der Spitze der Verwaltung zu bleiben?"

„Ich dächte!"

„Oder ob er das Land den Spaniern wieder in die Hände spielen will?"

„Auch dies ist möglich!"

„Würden Sie ihn in beiden Fällen unterstützen?"

„Hat Bolivar Sie beauftragt, mir diese Frage zu stellen?"

„Nein!"

„Weshalb thun Sie dann solche?"

„Weil ich es wissen möchte!"

„Nun gut — ja!"

Sucre schwieg, und Beide wandelten längere Zeit schweigend neben einander her.

Monezas begann endlich wieder:

„Sie antworten mir nicht!"

„Soll ich dies, wie Sie es verdienen?"

„Ich bitte ohne Scheu!"

„Ich kenne keine Scheu."

„Nun denn, ohne sich zu geniren!"

„Sie und Bolivar, wenn das, was ich gehört habe, wahr ist, sind Verräther!"

„Ich bitte, dasselbe Bolivar zu sagen!"

„Ich werde nicht anstehen, ich versichere Sie!"

„Sonach wäre unsre Aufgabe gelöst?"

„Allerdings — ich empfehle mich!"

Die beiden Männer trennten sich mit einer Verbeugung, und Sucre eilte nach seiner Fonda, derselben, welche wir bereits mit Don Joseph besuchten.

Der Wirth, wie wir wissen, ein Spanier, sah bereits eine neue Glücksperiode für sich und seine Landsleute herannahen, und war daher nur zu geneigt, alle Personen von Rang als den Spaniern freundlich gesonnen zu betrachten.

Sucre hatte mit Monezas gesprochen; Monezas war der Messias, auf welchen die Spanier in Angostura hofften, also Sucre mußte einer seiner Jünger sein.

Er empfing den zurückkehrenden Creolen mit großer Freundlichkeit, ohne daß dieselbe eben bedeutend durch jenen erwidert ward, und führte ihn in die für ihn in Bereitschaft gesetzten Zimmer.

Sucre warf sich auf einen Stuhl und deutete durch einen Wink an, daß er allein sein wolle.

Der Wirth ging hinaus.

Der Creole stützte den Kopf in seine eine Hand und versank in Nachdenken.

Er reflexirte folgendermaßen:

Bolivar war Dein Freund.

Aber er ist ein Verräther.

Dem Freunde ist man Treue schuldig.

Dem Verräther ist man keine Freundschaft schuldig.

Dem Vaterlande zu dienen ist die erste Pflicht jedes Menschen.

Das Vaterland ist in Gefahr.

Es war es früher schon, und ich glaubte, das Glück desselben zu erhalten, sei Bolivar nöthig.

Ich habe mich getäuscht.

Bolivar ist die Gefahr selbst.

Er will entweder Alleinherrscher, König oder Kaiser des Landes werden, oder er wird es den Spaniern überliefern, um die Verwaltung als Vicekönig zu erhalten.

Dies darf Beides nicht geschehen.

Doch, bin ich auch nicht getäuscht worden?

Unmöglich.

Von zwei Seiten und auf verschiedene Weise unterrichtet, darf ich nicht an seinen Absichten zweifeln.

Doch wohin jetzt wenden?

Die einzige Rettung ist Paez.

Sucre erhob sich.

Nachdem er einige Gänge durch das Zimmer gemacht hatte, setzte er sich an den Tisch und schrieb:

Mein Bruder Paez!

„Bisher überzeugt, daß nur Bolivars Verwaltung dem Lande Heil und Segen bringen könne, habe ich so eben eine schändliche Verrätherei desselben entdeckt. Indem ich mich hierauf beschränke, bitte ich Dich, Vorkehrungen zu treffen, daß seine Absichten vereitelt werden können. Hiermit verbinde ich die Warnung, Dich und die Deinen zu wahren, da auch gegen Euch Etwas im Werke ist. Mehr, wenn ich persönlich bei Dir sein werde. Ich sende diese Zeilen ab, um Dich wenigstens aufmerksam zu machen, für den Fall, daß mir etwas Menschliches begegnen sollte. Du kennst Monezas. Dein Sucre."

Als er dies Schreiben beendet und versiegelt, rief der Creole den Wirth.

„Schafft mir einen Indianer!" sagte er.

Jener entfernte sich und kam bald darauf mit einer Rothhaut zurück.

Nachdem sich Sucre überzeugt, daß er demselben trauen könne, übergab er ihm das Schreiben mit der Anweisung, sofort Angostura zu verlassen und dasselbe an Paez zu befördern.

Der Indianer machte sich noch am Abende auf den Weg.

Früh am nächsten Morgen bestieg Sucre ein Maulthier und verließ ebenfalls die Stadt.

Um die Mittagszeit fanden ihn Reisende in einem kleinen Olivenwäldchen in einiger Entfernung von Angostura von fünf Kugeln durchbohrt todt.

Sein Maulthier, von zwei Kugeln getroffen, lag unweit von ihm.

78.

Der Profeß.

Sucre, der gemordete Sucre, konnte nicht wissen, was seit seiner Abreise in Carraccas vorgefallen war.

Zwar war er sehr schnell gereist, und zwar so schnell, wie man reisen kann in jenen Gegenden, wo man sich den vier Beinen eines Thieres Wochen lang anvertraut.

Er hatte daher den Indier, welchem er den Lohn vorweg gezahlt hatte, nach der Hacienda des Paez geschickt.

Geld und Brief aber hatte er verloren gegeben, weil er sich selbst verloren gab und nur den Zufall walten lassen wollte.

Er allein war, wie wir bereits wissen, verloren, dagegen sein Geld und seine Zeilen keineswegs.

Der Indier, — und Sucre hatte gut gewählt, — vollführte seinen Auftrag eben weil er ein Indier war, und weil das ihm überlieferte Schreiben an einen Indier gerichtet war.

Dagegen traf er Paez nicht auf seiner Hacienda, ja er fand überhaupt keine Hacienda, weil sie — abgebrannt war.

Er erfuhr von den Nachbarn, Nachbarn, die meilenweit abwohnten, ungefähr Folgendes.

Der General, — so nannte man Paez damals, — war verreist, um Präsident zu werden.

Als er sich entfernt hatte, sei ein Priester auf der Hacienda angelangt und dort drei Tage verblieben.

Nach diesen drei Tagen habe er sich fortbegeben, und es seien abermals drei Tage verstrichen.

Dann habe man plötzlich in der Nacht einen Feuerschein bemerkt,

und als man hinzugekommen, sei das Gut in Asche gelegt gewesen.

Für den Boten hatte nur die erste Mittheilung Werth und Wichtigkeit.

Er setzte aufs Neue seinem Pferde die Sporen ein und ritt, da man nur in Carraccas Präsident werden konnte, nach Carraccas.

Er fand hier Paez und übergab ihm das Schreiben.

Paez fragte nur:

„Wann kommt Sucre?"

„Ich weiß es nicht," lautete die Antwort.

Paez legte das Schreiben — ad acta.

Daß er aber dies that, hatte seinen vollkommen guten Grund.

Nach der Wendung der Dinge, welche eingetreten war, sah Lainez ein, daß er die Nähe des Congresses meiden müsse.

Cumana also war kein sicherer Aufenthalt für ihn.

Ehe er jedoch ging, hatte er mit einer Person eine Zusammenkunft, welche Monezas sehr gut kannte.

Dieser Mann, oder dieses Männchen, klein und schlau für gewöhnlich, nur zu Zeiten dreist und unternehmend, sprach jedoch mit dem Profeß wie mit seines Gleichen.

Es bedurfte indessen zwischen diesen beiden Personen nur weniger Worte.

Nach dieser Verständigung aber ging Lainez nach Barcelona, der leine Mann zehn Meilen weiter nach der Hacienda des Paez.

Da Paez dort nicht anwesend war, so traf er nur dessen Frau und Donna Elwira.

Die beiden Damen bekamen einen freudigen Schreck, als sie diesen Mann erblickten.

Das Beste, was nur je eine Tafel jener Gegend trug, ward auf dieselbe gebracht, und der kleine Priester that sich gütlich.

Nachdem er sich gut gepflegt, und während er den feurigen Ceres zu sich nahm, mehrmals heiter gelächelt hatte, begaben sich alle drei in ein anderes Zimmer.

„Es wird endlich geschehen!" sagte der kleine Mann, „Don José wird die Nothwendigkeit selbst einsehen."

Die beiden Damen verbeugten sich. Donna Maria hatte keine Arme, aber es schien, als wolle sie den kleinen Priester umarmen.

Alle drei hatten während der drei Tage, daß jener blieb, sehr oft geheime Conferenzen.

Eine derselben endete folgendermaßen:

Der Priester sagte:

„Man muß die Leute glauben machen. Was ist an einer Summe Geldes gelegen?“

„Wenn Sie meinen, mein Vater?“ entgegnete Maria.

„Gewiß, gewiß.“

„Wir sind bereit.“

„Schön!“

Der Priester ging also.

Nachdem drei Tage verstrichen waren, erschien er wieder und holte die Bewohner der Hacienda ab.

Nur zwei Leute blieben auf derselben zurück, um die Feuersbrunst anzufachen, welche die Gebäude in Asche legten.

Jener Priester aber brachte die Frauen und die Leute nach Carraccas, während er sich selbst nach Barcelona begab.

Hier traf er wieder mit dem Profeß zusammen und berichtete.

„Es ist geschehen!“

„Gut, gut!“ eutgegnete Jener.

„Eure weiteren Befehle?“

„Ihr bleibt hier!“

„Und Ihr?“

„Ich gehe nach Angostura!

„Es wird ein Fest abgeben dieses Wiedersehen!

„Ich hoffe es!“

Die beiden Priester trennten sich wiederum.

Als aber derjenige, welcher gewissermaßen eine geheimnißvolle Rolle spielte, Lainez verließ, kniff er seine Lippen erst zusammen und murmelte dann:

„Ja, dies Wiedersehen wird herrlich werden.“

Auf der Plaza angelangt, warf er einen sonderbaren, gewissermaßen schmerzlichen Blick auf die Burg und sprach dann für sich:

„Endlich!“

Gleich darauf ging er nach Carraccas zurück und hier gradezu in die Wohnung von Paez.

In derselben waren aber der neue Präsident und Donna Maria in einer lebhaften Unterhaltung begriffen.

„Unmöglich!" hatte eben Paez gerufen.

Da ward der Mann gemeldet.

Paez ließ ihn eintreten.

„Unmöglich!" wiederholte er, als er denselben erblickte, „und doch," setzte er nach einiger Zeit hinzu, „doch finde ich einige Aehnlichkeit."

Der Priester lächelte.

„Wirklich?" meinte er, „nun die Zeit hat mich verändert, aber ich bin wirklich der Vater Ihrer Frau, wirklich der ehemalige Gouverneur Alvierez?"

Paez drückte seine Zweifel zwar nicht wieder durch Worte aus; jedoch zeigten sich dieselben desto deutlicher in seinen Zügen.

Alvierez ergriff seine Hand und sagte:

„Verzeihung, daß wir Sie so lange oder doch seit lange täuschten, von früher will ich nichts sagen, denn auch ich habe gebüßt, aber ich war nicht eher am Ziele!"

„Jetzt wo ich Herr der Ereignisse bin, darf ich mich zu erkennen geben, um — zugleich meinen Priesterrock abzuwerfen!"

„Sie sind unterrichtet?"

„Ja, man hat mich von Dingen in Kenntniß gesetzt, die ich nicht glauben wollte; Sie bestätigen diese?"

„Ja, und füge hinzu:

Daß Lainez, der Marquis und dessen Gemahlin in acht Tagen in unserer Gewalt sein werden!"

„Aber Monezas ist ein Verräther!"

„Er will es nicht sein und wird deshalb die Verräther verrathen!"

„Ich weiß nicht, soll ich Sie fürchten, oder achten?"

„Lieben Sie mich — meiner Tochter wegen!"

„Ich werde es versuchen!"

„Thue es, José!" rief jetzt Maria.

Paez fand sich endlich in die Verhältnisse, welche er anfänglich nicht glauben wollte und später nicht begreifen konnte.

„Aber wie?“ fragte er zuletzt die dort anwesenden Personen anblickend, „wie ist dies Alles möglich?“

„Hören Sie!“ entgegnete Alvierez, „ich weiß nicht, ob das Gift, welches man mir beigebracht hatte, ein tödtendes oder nur ein einschläferndes hatte sein sollen.

„So viel ist aber gewiß, daß es letzteres nur war, da ich nach einigen Tagen wieder in das Leben zurückkehrte.

„Als dies geschah, befand ich mich im Jesuitercollegium und in der Pflege der Jesuiten.

„Ich genaß bald. Aber eine Art von Stumpfsinn trübte meine Begriffe und erst nach und nach war ich wieder im Stande klar zu denken.

„Man ließ mich jedoch nicht in Barcelona.

„Ich ward erst nach Cumana, dann nach Carraccas und endlich nach Angostura gebracht.

„Offenbar waren die Jesuiten mit meinen Gegnern im Bunde.

„Indessen man behandelte mich nicht schlecht und ich erfuhr fast Alles was vorfiel.

„Mir blieb keine Wahl.

„Entweder ich mußte zu entkommen versuchen und dies war schwierig, oder ich versuchte unter irgend einer Maske in den Orden aufgenommen zu werden und ich war gegen jede Verfolgung gesichert.

„Das letztere gelang leichter als ich zu hoffen Ursache hatte und lange blieb ich in den niedern Graden.

„Dann ward ich nach Afrika geschickt, kam nach Europa und von dort wieder hierher.

„Als hier der Stern meines Ordens unterging, wanderte ich mit nach Spanien.

„Seit einigen Jahren schon hatte ich unablässig diejenigen verfolgt, welche mich nur elend gemacht und in Spanien suchte ich mich ihnen zu nähern.

„Da war mir der Zufall günstig. Ich ward ersehen, die Wiedereinführung des Ordens in Südamerika wieder zu bewirken. Don Rovierez sollte das Werkzeug sein, welches unsern schlimmsten Feind unschädlich machte und dies letztere waren Sie.

„Ich ging nach Südamerika.

„Ich war thätig und sehr thätig, aber ich habe falsche Berichte gemacht und die Befehle der Obern nicht ausgeführt, wie es hätte geschehen müssen.

„Ich habe für mich gearbeitet.

„Der Marquis und die Marquise sind hier und in Monezas Gewalt.“

Der Profeß Lainez begiebt sich jetzt zu ihm.

Monezas wird sich unterwerfen und als Beweis seines guten Willens diejenigen ausliefern, welche die Urheber seines Irrthums sind.

Diese beabsichtigten:

„Wiedereinführung des Ordens der Jesuiten.

„Zurücklieferung des Landes an Spanien.

„Rache an Ihrer Person und der meiner Tochter.

„Ich glaube dies sind Verbrechen genug, um den Stab über sie zu brechen und an Ihnen ist dies thun zu lassen.

„Ich bin fertig!“

„Paez, der diesen Mittheilungen aufmerksam gefolgt war, schien immer noch unschlüssig zu sein.

Möglich, daß ihm bei dem plötzlichen Erscheinen des Mannes die frühere Zeit ebenfalls in das Gedächtniß zurückgerufen wurde.

Indessen Alvierez war ein ganz Anderer geworden.

Sein kleiner Körper hatte die unbeholfene Korpulenz verloren.

Sein ehemaliger aufgeblasener Stolz war einer demüthigen Bescheidenheit gewichen.

Er war übrigens auch ein vollkommener Greis geworden.

Paez stieß endlich einen Seufzer aus, reichte ihm abermals die Hand und rief:

„Nun gut, da sie selbst sich dem Henker überliefern, möge geschehen was Sie verlangen. Nicht ich werde mich rächen aber die Rechte des Landes müssen gewährt werden!“

„Ja, und damit dies geschehe, bleiben Sie an der Spitze der Verwaltung!“

„Ah, keinen Augenblick länger als nöthig!“

„Wie, Sie wollten abermals —!“

„Nicht gleich, Don Alvierez, nein, nicht gleich, erst später wenn ich entbehrlich bin!“

„Gut, dies wird so lange dauern bis alle Schlupfwinkel der Jesuiten aufgehoben sind; ich werde Ihnen dieselben zeigen!“

78.

Eine Ueberraschung.

Ob der General Sucre auf Veranlassung Monezas getödtet worden, ist nirgends angegeben.

Es ist indessen möglich und der Ermordete ahnte selbst so etwas vorher.

Doch ohne Weiteres Jenem die Schuld aufzubürden, würde übereilt und unvorsichtig sein; Monezas hat überdem genug zu verantworten.

Was aber sein Verhältniß zu Venezuela betraf, so war er noch zur rechten Zeit zur Einsicht gekommen, und hatte begriffen, daß es mit den Versprechungen des Marquis und der Marquise ein mißliches Ding sei.

Natürlich hatte derselbe Jesuit, welcher jene Verbindung erst vermitteln und den wir bereits kennen, ihm diese Einsicht rechtzeitig verschafft und Monezas griff eifrig darnach, als sich ihm ein Ausweg zeigte, denselbeu zu benutzen.

Indessen wußte er, obgleich im Ganzen ziemlich plump, seinen neuen Verrath sehr gut zu verbergen und so wenig der Marquis als die Marquise ahnten etwas davon.

Noch weniger war dies der Fall bei dem Profeß, welcher nach der Abbrennung der Hacienda von Paez nicht anders glaubte, als daß dessen Frau und Kinder sich als Gefangene auf dem Wege nach Angostura befänden.

Er eilte ebenfalls dorthin und traf dort ein.

Seine Ankunft war ein Fest und auch Monezas ward benachrichtigt, um an diesem Feste Theil zu nehmen.

Monezas erschien.

Bei allem aber wunderte man sich sehr, daß die Gefangenen noch nicht eingetroffen seien.

„Sie werden schon kommen!" meinte Monezas.

Dabei beruhigte man sich einstweilen und nur Monezas schien mit jedem Tage unruhiger zu werden.

Als Bedingung, seine rebellische Stellung aufzugeben, hatte er ein eigenhändiges Schreiben von Paez verlangt und dieses erwartete er.

Es kam endlich und lautete:

„Sie werden hierdurch aufgefordert, die von Ihnen versammelte Armee zu entlassen, sich in Carraccas einzufinden und die bei Ihnen befindlichen bewußten Personen auszuliefern."

Monezas beeilte sich, dieser Weisung nachzukommen.

Zunächst aber begab er sich zu dem Marquis.

Hier befanden sich außer diesem Donna Isabella und Lainez.

„Es ist!" rief ihm Erstere entgegen, „ein Courier angekommen!"

„Allerdings Madame!" erwiderte Jener.

„Und er hat gebracht?"

„Wir müssen aufbrechen!"

„Wohin!"

„Nach Carraccas!"

„Wirklich?"

„Bolivars Partei hat gesiegt!"

„Und Paez?"

„Ist gefangen!"

„Ah!"

„Ebenso befindet sich auch seine Familie in Carraccas!"

„Ja, dann müssen wir!" rief die Marquise.

„Dann müssen wir!" meinte auch Rovierez.

Nur Lainez blickte zweifelnd auf Monezas.

Doch dieser benahm sich so unbefangen wie möglich.

Wirklich verließen er und jene Personen am nächsten Tage die Stadt, begleitet von einem Reiterregiment.

Dagegen marschirten später die Truppenabtheilungen einzeln ab, um entlassen zu werden.

Die Reise durch die Steppe ging in gewohnter Weise und ohne Anfall von Statten.

Es sah nirgend eben kriegerisch aus und dies gefiel dem Marquis sehr wohl.

Doch ging es nicht bis Carraccas, sondern nur bis Barcelona.

Als nämlich die Gesellschaft diesen Ort eines Tages gegen Mittag erreichte, sah sie sich plötzlich von Truppen der Republik umringt.

Der General Arismendi erschien, tauchte mit Monezas einige Worte des Empfangs aus und wendete sich dann an die denselben begleitenden Herrschaften.

Diese hatten staunend bald sich, bald das was um sie vorging, beobachtet.

Noch mehr aber erstaunten sie, als Arismendi sagte:

„Ich verhafte Sie als Verräther!“

„Das war ein Donnerschlag für Alle!“

Der Marquis jammerte.

Die Marquise weinte.

Selbst Lainez hatte Mühe seine Fassung zu behalten.

Alle drei aber ahnten leicht den Zusammenhang und ihr Schicksal.

Es wurde ihnen indessen keine Zeit gelassen, sich lange ihren Empfindungen hinzugeben.

Sie wurden vielmehr einzeln in die unterirdischen Räume des Schlosses abgeführt, in welche zwei von ihnen so unverantwortlich Opfer gesendet.

Der Marquis befand sich in einem furchtbaren Zustande.

Siegesgewiß, dem Ziele nahe, war er aus seiner zuversichtlichen Gewißheit, so plötzlich und unvorbereitet herausgerissen, daß er gar nicht wieder zur Besinnung kommen konnte.

Dazu nun der gräßliche dunkle dumpfe Kerker und die unheilschwangere Zukunft.

Aerger wie ein gefangener und in einen Käfig gesperrter Vogel eilte er ruhelos in seinem Kerker umher.

Ueberall schienen ihm die Augen derjenigen entgegenzustarren, welche vor ihm das Gemach bewohnt hatten.

Die Geister der einst durch seine Schuld gemordeten schienen in riesiger Größe aufzutauchen und ihm zu drohen.

Doch wenigstens war er in seiner Herzensangst stille.

Dagegen die Marquise —!

Dies Weib mit dem boshaften Charakter, diese unnatürliche Mutter hatte auch jede Spur von Festigkeit verloren.

Sie raste und wüthete erst in dem Kerker wie ein wildes Thier.

Dann schrie sie laut:

Auf ihr Geschrei kamen die Aufseher.

„Laßt mich hinaus!" heulte sie.

Man bedeutete sie, ruhig zu sein.

„So tödtet mich!" fuhr sie fort.

Einer der Männer sprach von Zwangsmitteln.

Die Marquise erstarrte.

Doch ihr Schreck währte nur kurze Zeit.

Vielleicht hielt dies Weib immer noch für unmöglich, daß man sie so behandeln konnte, — konnte sich noch immer nicht in ihre Lage finden.

„Wagt es!" schrie sie.

„Wagt es!" wiederholte sie ihre Fäuste vorstreckend, wißt Ihr, mit wem Ihr zu thun habt?"

„Wir wissen es!" lautete die Antwort.

Bei weitem anders als der Marquis und dessen Gemahlin benahm sich dagegen der Profeß.

Der Jesuit war aber auch schon seines Standes wegen auf das Märtyrerthum vorbereitet.

Er konnte daher wohl durch eine plötzliche unvermuthete Verhaftung überrascht, doch nicht von wirklicher anhaltender Furcht befallen werden.

Er blieb deshalb, nachdem er erst den Kerker betreten hatte, ruhig, verschlossen und zeigte den Muth, welchen eine Wirkung des Jahrelangen Gedankens an ein durch Gewalt herbeigeführtes Ende ist.

Ja, es ist sogar möglich, daß der doppelte Verräther Monezas in der ersten Nacht bei weitem unruhiger war, als der Priester.

Wenigstens war er insofern, als er nicht wußte und nicht wissen konnte, welches Schicksal ihn treffen werde, während es die drei Opfer

seines Verraths bereits wußten, oder doch wissen konnten, wenn schon die Marquise als Weib und zugleich lebhaftes Weib nicht daran glauben wollte.

Doch während sie sich einem wilden Verzweiflungsschmerze hingab und der Profeß in aller Stille erwartete, was da kommen werde, verfiel der Marquis trotz seiner Herzensangst auf Gedanken, die darauf hingingen, ihn aus seiner gegenwärtigen Lage zu befreien.

Der Marquis hatte bekanntlich eine Million empfangen.

Er war sparsam mit derselben umgegangen und der größere Theil stand daher noch zu seiner Verfügung, obschon er ihn nicht gegenwärtig in Händen hatte.

Hiervon wußten diejenigen, welche ihn jetzt in seiner Verwahrung hatten, nichts.

Dagegen konnten sie wissen, daß er sich in Barcelona befinde, in dem Orte, wo er einst, um das rechte Wort anzuwenden, regiert hatte.

Er mußte also hier noch verschiedene Leute kennen.

Dies war auch wirklich der Fall und als es später geworden, pochte er ebenfalls.

Da dies jedoch leiser, man möchte sagen, natürlicher geschah, als es von der Marquise geschehen war, so ging nur einer der Aufseher zu der Zelle, in welcher man den Marquis gesperrt hatte.

„Was wollen Sie?“ fragte der Mann barsch, indem er eine kleine Laterne vor die Oeffnung der Thür hielt.

Der Marquis nahm sich Zeit, bis seine Auge die blendende Wirkung des Lichts ertragen und er seinen Mann sehen konnte.

Dann antwortete er:

„Ich möchte Euch sprechen.“

„Mich sprechen?“ fragte jener.

„Ja, Allerdings!“

„Was können Sie mit mir zu sprechen haben?“

„Oh Vieles — indessen kennt Ihr mich?“

„Nein!“

„Also nicht von Person?“

„Nein!“

„So seid Ihr noch nicht lange auf Eurem Posten?“

„Nein — wenigstens nicht so lange, um Sie in Ihrem Posten zu kennen."

„Ah — aber Sie kennen meinen Namen?"

„Ich habe ihn heut vernommen."

„Von wem?"

„Von vielen Seiten und mit verschiedenen Bemerkungen!"

„Das glaube ich — doch ich möchte wissen."

„Hm, die Wände haben Ohren!"

„Es muß Mitternacht vorüber sein!"

„Das ist richtig!"

„Ihr könnt dreist sprechen!"

„Warten Sie ein Wenig!"

Der Mann machte die Oeffnung der Thüre zu und ging davon, als wolle er eine Ronde machen.

Diese Vorsicht war nöthig, weil ihm leicht einer der andern hätte folgen können.

Der Marquis aber horchte auf jeden Schritt, welchen jener machte und bebte, als sich der Mann so weit entfernte, daß er jene Tritte nicht mehr vernahm.

Doch endlich ließen sich dieselben wieder hören und zwar in einer Weise, welche andeuteten, daß der Mann sich wieder näherte.

Der Marquis bebte jetzt vor Freude.

Als der Mann daher die Thüre öffnete, streckte er den Kopf so schnell vor, als wolle er hindurch schlüpfen.

Dies war indessen jetzt noch nicht seine Absicht und er wollte sich nur überzeugen, ob der Mann derselbe von früher sei.

Dies war er nun wirklich und trat auch selbst in die Zelle, wo ihn der Marquis so schnell musterte, wie dies wohl Jemand thut, der von einem Andern einen bedeutenden Dienst erwartet.

Dann rief er:

„Ah Ihr kommt!"

„Ja, ich komme!" erwiderte Jener, „doch lassen Sie uns wieder nach dort unsern Platz nehmen.

„Gut, gerne."

Beide setzten sich im Hintergrunde des Gefängnisses auf die Pritsche desselben.

„Sie hatten mir, wie ich glaube, Etwas zu sagen, begann der Schließer.“

„Ja, daß ist der Fall!“

„So bitte ich!“

„Zuvörderst wollten Sie mir mittheilen, welche Bemerkungen man über mich machte!“

„Es ist wahr.“

„Nun, so bitte ich.“

„Schön —“

„Doch theilen Sie mir erst mit, was die Bewohner der Stadt über mich äußerten.“

„Man erinnerte sich Ihrer zuerst eben nicht mit angenehmen Gefühlen.

„Ah, das war unrecht!“

„Das sagten und äußerten später auch Andere.“

„So so!“

„Sie meinten zum Beispiel: Ihre Verwaltung sei besser gewesen, als die der republikanischen Generale.

„Also zur Einsicht gekommen!“

„Ja, so sagten Sie selbst und fügten hinzu: man wisse stets was man habe und nicht was man bekomme, wenn man sein Vermögen in das Wasser werfe.“

„Die Leute hatten Recht!“

„Der Ansicht war der General Arismendi nicht!“

„Das will ich glauben!“

Er fragte, als er Aeußerungen dieser Art vernahm, ganz barsch:

„Dann sei es den Leuten auch wohl lieber, wenn die Spanier wieder Besitz von dem Lande ergriffen!“

„Was sagte man hierauf?“

„Man antwortete: Vielleicht!“

„Und Arismendi, wie gefiel ihm dies Vielleicht?“

„Er spie aus und nannte jene Sclaven!“

„Ja, ja, sie sind auch Sclaven!“

„Wie meinen Sie dies, mein Herr?“

„Das Volk ist Sclave der Anmaßung und des Terrorismus; so

zum Beispiel: Sie sind Creole, wie kommt es, daß Sie dem Mulatten und dem Indier dienen müssen?"

„Ah, Sennor, ich bin ein Spanier!"

„Wie, Sie ein Spanier?"

„Gewiß, und zwar so gut, wie Sie!"

„Dann um so vielmehr; indessen, wie kommen Sie in diese Lage?"

„Es sind viel Spanier im Lande!"

„Die meisten in bedeutender Stellung?"

„Im Elende, Sennor, fast alle im bittersten Elende!"

„Das ist zu bewundern!"

„Keineswegs!"

„Aber, wie kommt es, daß Sie hier bleiben?"

„Auch dies ist einfach!"

„Ich begreife es nicht!"

„Familienverhältnisse fesselten die größere Anzahl!"

„So so!"

„Trotzdem aber ist der Name Spanier einem Fluche gleich zu achten!"

„Ich glaube es; doch mir ist es lieb, daß Sie ein Spanier sind!"

„Sollte dies der Fall sein?"

„Gewiß, gewiß; es vereinfacht unser Geschäft!"

„Unser Geschäft?"

„Allerdings!"

„Worin aber würde dies bestehen?"

„Man hat mich wie einen Verbrecher verhaftet!"

„Dies ist richtig!"

„Man legt mir ein schweres Verbrechen zur Last!"

„So heißt es!"

„Aber ich bin kein Verbrecher!"

„Man wird es untersuchen!"

„Ich muß diese Untersuchung fürchten."

„Das ist schlimm!"

„Doch wohlgemerkt, nicht, weil ich schuldig bin!"

„Dann ist überhaupt kein Grund dazu vorhanden!"

„Doch, man haßt mich!"

„Seit Paez am Ruder ist, wird sehr streng, aber auch gerecht gerichtet!"

„Grade Paez haßt mich am ärgsten!"

„Ich glaube, er wird es Ihnen in dieser Lage nicht zeigen!"

„Ich glaube das Gegentheil, doch gleichviel, ich möchte auch unter allen Umständen die Untersuchung nicht abwarten!"

„Sie wollen also?"

„Entfliehen!"

„Ah, den Henker, das zu verhindern ist meine Pflicht!"

„Hm, ich kaufe Ihnen die Pflicht ab!"

„Sie ist theuer, Herr Marquis!"

Gut, murmelte dieser; er nennt mich schon Marquis, ich bekomme Hoffnung.

Laut fügte er hinzu:

„Eine gezwungene Pflicht ist keine, Sie befinden sich aber in dieser Lage und außerdem — dächte ich, Sie gingen mit nach Spanien!"

„Um dort belohnt zu werden?"

„Das käme auf Sie an!"

„Dann bleibe ich hier, weil ich hier weiß, was ich habe und dort möchte man mein Hierbleiben grade so betrachten, wie Ihre Anwesenheit!"

„Ah, ich gelte Etwas in Spanien!"

„Ich desto weniger, ja, ganz gewiß!"

„So haben Sie überhaupt Ursache, Spanien zu meiden!"

„Nicht eben besondere, indessen ich befinde mich hier wohl!"

„Nun, so nehmen Sie den Lohn hier!"

„Wenn dies geht, so ließe sich über die Sache reden!"

„Sie verlangen Geld?"

„Wenn ich es haben könnte!"

„Wie viel?"

„Ich weiß wirklich nicht, wie viel Sie werth sind, mein Herr, schätzen Sie sich selbst!"

„Hm, vielleicht zwischen fünf bis zehntausend Realen!"

„Natürlich, zehntausend!"

„Gut, zehntausend!"

„Wann und wo zu zahlen?"

„Auf meine Anweisung, wann Sie wollen in Angostura!"

„Das ist weit!"

„Sie dürften das Papier nur einsenden!"

„Ich sage, es ist weit und deshalb — unsicher!"

„Durchaus nicht!"

„Nun, ich werde mich bedenken!

„Doch bald, wenn ich bitten darf!"

„Bald!"

Der Schließer entfernte sich nach diesem Gespräche, verschloß die Thüre wieder und wendete sich in dem Gange der Gegend zu, wo ehedem unter dem Portale des Schlosses eine Militairwache der Spanier sich befand.

Diese fehlte jetzt, weil die Bediensteten zugleich die Gefangenen mit bewachen mußten.

Doch jener Mensch ging nicht sofort nach jenem Locale, sondern schritt, während er den Schall seiner Schritte dämpfte, noch im Gange auf und ab.

Dabei hatte er eine außerordentlich nachdenkliche Miene angenommen, strich sich mehrmals mit der Hand über die Stirne und schien in tiefen Gedanken begriffen zu sein.

Endlich raffte er sich auf; murmelte noch einige Worte und eilte dann schnellen Schrittes nach dem Zimmer, in welchem sich seine Collegen befanden.

Dieselben schliefen jedoch und zwar so fest, daß sie sich erst ermunterten, nachdem jener mehrmals mit lauter Stimme sie aufgerufen hatte.

Als sie aber erwachten, schrieen alle drei zugleich:

„Was ist, was giebt es?"

„Ich muß zum Commandanten!" erwiderte der Mann.

„Wie, zum Commandanten?"

„Ja und dies augenblicklich!"

„Aber was ist denn vorgefallen!"

„Laßt mich nur!"

Der Schießer eilte auf diese Worte schnell davon und begab sich in die oberen Räume des Schlosses.

Der jetzige Commandant desselben, General Arismendi, ein grader ehrlicher Charakter und tapferer Soldat, gehörte zu jenen Leuten, denen der Scharfsinn als erworbenes Gut mangelt und die ihn nur als eine Art von Instinkt besitzen.

Obwohl ihn nur eine unumstößliche Festigkeit auszeichnete, so war er dagegen weniger im Stande, einen schlau angelegten, spitzbübischen Plan zu durchschauen, weil er von vorn herein vielleicht ebenfalls jeden Menschen für ehrlich hielt.

Als Mann, der den größten Theil seines Lebens im Felde zugebracht hatte, war er dagegen jederzeit Jedermann zugänglich und sollte man ihn auch mitten in der Nacht aus dem festesten Schlaf aufpochen.

Dies geschah jetzt ebenfalls durch die Ordonnanz, welche in einem Vorzimmer wachte und an welche der Schließer mit dem Verlangen, den General zu wecken, sich wendete.

Der General befahl den Mann hereinzuführen.

„Nun?“ fragte er kurz.

Jener begann:

„Exellenza —!“

Doch Arismendi unterbrach ihn und fragte:

„Wie heißt Ihr?“

„Ich heiße Giakomo Mendoz, Exellenza!

„Was seid Ihr?“

„Schließer und Gefangenaufseher im hiesigen Schlosse!“

„Was wollt Ihr?“

„Exellenza melden, daß mir eben von dem frühern Gouverneur, dem Spanier Rovierez, zehntausend Thaler geboten sind, wenn ich ihm zur Flucht behülflich sein will!“

Aus den ersten Fragen des Generals geht schon genug hervor, wie er trotz seiner graden Offenheit gewöhnt war, logisch zu denken und zu handeln.

Auf die Meldung des Schließers stutzte er dagegen einige Sekunden und sagte dann:

„Und Ihr, was habt Ihr geantwortet?“

„Ich habe, um etwas zu antworten, gesagt, ich würde mir die Sache überlegen!"

„Ihr seid ein braver Mann!"

„Ich suche meine Schuldigkeit zu thun, Excellenza!"

„Nun gut, dafür werdet Ihr diesen Gefangenen von jetzt ab allein beobachten!"

„Excellenza befehlen!"

„Und besonders werdet Ihr beobachten, daß er sein Anerbieten nicht Jemand macht, der weniger fest als Ihr an seiner Pflicht hängen könnte!"

„Ich werde es thun, Excellenza!"

„Der Gefangene ist überhaupt eine Person von großer Wichtigkeit!"

„Ich habe es mir gedacht!"

„Später sollt ihr reichlich belohnt werden!"

„Mendoz verbeugte sich!"

Da er aber zugleich begriff, daß seine Aufgabe erfüllt sei, so machte er auch Anstalten, sich zu entfernen, welche der General durchaus nicht unterbrach.

„Auf dem Flure aber murmelte er:

„Ich soll später belohnt werden — wie aber? Man vergißt die Versprechen auf später in der Regel; ich kann indessen noch thun und lassen was ich will.

Wiederum wandelte er nachdenklich einige Male in dem Gange auf und ab und betrat dann die Wachtstube, wo er seinen Collegen den Befehl des Generals mittheilte.

Da jene die Bedeutung desselben jedoch nicht kannten, so sahen sie sich fragend bei dieser Mittheilung an, ohne dadurch um ein Haar breit klüger zu sein.

79.

Das erste Verhör.

Da durch die fortwährenden Unruhen die Civilverhältnisse des Staates noch nicht geordnet waren, so lag die Verwaltung der einzelnen Gouvernements auch noch meist überall in den Händen der höhern Militairs, welche theils ganzen Provinzen, theils einzelnen Distrikten vorstanden.

Arismendi war daher nicht allein derjenige, welcher nur die drei Gefangenen verhaftet hatte, sondern auch zugleich der, von dem ihre Untersuchung und Verurtheilung geleitet werden konnte und abhing.

Der Bestechungsversuch war daher nur geeignet, das etwa nöthig werdende Verfahren zu beschleunigen und Arismendi's Erstes war daher am nächsten Morgen, ein Verhör anzuberaumen, dessen Beisitzern natürlich nur aus Militairs bestanden.

Auch der Marquis war hierdurch außerordentlich überrascht.

Denn nachdem er über sein Gespräch mit dem Schließer nachgedacht, hatte er gefunden, daß er sich dreist der Hoffnung hingeben dürfe, aus dem Kerker zu entkommen.

Sein Gebot war freilich ein solches, was diese Hoffnung nur unterstützen konnte.

Er hatte ferner in seiner Freude oder Siegesgewißheit sogar daran gedacht, auch den Profeß und seine Gemahlin zu retten.

Freilich den Profeß, ja diesen gerne, denn der Mann mußte ihm werth sein als Verbündeter.

Doch seine Gemahlin?

Donna Isabella Valeria hatte ihm während ihres jetzigen Hierseins in Venezuela zu oft Beweise ihres Hasses oder ihrer Verachtung gegeben, so daß er ihr dieselben selbst in diesem Momente nicht im Stande war zu vergessen.

Von hier aus kam er auf eine andere Seite seines Verhältnisses zu diesem Lande.

Er war früher allerdings als spanischer Beamter hier gewesen, doch jetzt war er es als Privatperson.

Er beurtheilte alle Menschen nach sich selbst und fand somit, daß nun die Privatrache des gegenwärtigen Präsidenten ihm eigentlich drohe.

Indessen — armer Marquis!

Paez dachte nicht daran sich zu rächen, sondern nur daran, die Handlungsweise von Menschen zu beschränken, die seinem Vaterlande, so wie seiner Familie, so gefährlich zu werden droheten.

Offenbar war er hierzu verpflichtet und berechtigt, oder umgekehrt.

Doch keineswegs war es seine Absicht, bisher alte frühere Verbrechen aufzudecken, um deswegen jene Personen bestrafen zu lassen.

Erst andere Umstände sollten dies herbeiführen und andere Personen die Strafen für jene Verbrechen herbeizuführen suchen, ohne daß Paez selbst etwas dazu beitrug.

Doch gleich viel, der Marquis hielt sich durch diese Reflexionen für weniger schuldig als Donna Isabella Valeria.

Er mochte im Grunde Recht haben.

Denn er war ein Fremder, als er damals hier anlangte.

Er kannte die Verhältnisse des Landes nicht, während die Marquise dieselben kannte.

Er konnte sich sogar damit entschuldigen, daß er die Indier für Wilde und den wilden Thieren gleich gehalten; er konnte die Schuld auf eine allgemeine irrige Ansicht der Welt schieben.

Ferner war er der Donna Maria ebenfalls kein eigentlicher Verwandter, während die Marquise ihre leibliche Mutter war.

Wenn seine Handlungsweise ihr gegenüber daher auch noch grausam, selbst brutal genannt zu werden verdiente, so hatte er doch nicht wie jene das natürliche und natürlichste Gefühl verleugnet.

Und endlich der Marquis Alvierez?

Rovierez konnte schlimmstenfalls nachweisen, daß er bereits vor seiner Ankunft das Gouvernement in der Tasche hatte, daß er also nicht nöthig gehabt, sich seines Vorgängers durch Gift zu entledigen.

Ja, ja, dies Alles konnte er nachweisen und vielleicht noch vielmehr, nämlich daß er sich nur als Privatperson im Lande befinde

und er hoffte schließlich noch auf Bolivar, wenn dieser nicht wie er selbst sich in Haft befinde, was er nicht hoffte.

Jedoch schien es ihm dennoch immer am besten zu sein, sich auf die Flucht zu verlassen.

Hier sollten indessen seine Hoffnungen sehr bald niedergeschlagen werden.

Denn als der nunmehr zu seiner alleinigen Aufsicht bestellte Schließer erschien, versicherte er ebenfalls die Thüre wieder und winkte ihn in den Hintergrund des Kerkers.

Dort angelangt, sagte er zu ihm:

„Nun wollen wir sehen, Herr Marquis, ob ich Ihrer Klugheit, so wie Ihnen selbst vertrauen darf!"

Der Marquis horchte hoch auf.

„Inwiefern?" fragte er.

„Hört!"

„Ich höre mit großer Aufmerksamkeit!"

„Ich ging gestern von Ihnen fort!"

„Gewiß!"

„Ich begab mich zu meinen Collegen!"

„Schön, nur weiter!"

„Ich fand sie schlafend!"

„Das glaube ich!"

„Ihr seht also, daß auch Schließer Menschen sind!"

„Ich wußte es!"

„Und daß sie des Schlafes bedürfen!"

„Ich weiß es!"

„Wir hätten also an ihnen vorüber, nach Angostura, nach Spanien oder sonst wohin, gehen können!"

„Ah — wirklich!"

„Ja, wir hätten können, doch wir sind nicht gegangen!"

„Nein, leider nicht!"

„Dies kam daher, weil Sie die zehntausend Realen nicht gleich hier hatten!"

„Ah — wie konnte ich!"

„Das ist nicht meine Sache — doch da es so ist, ging ich, nachdem ich meine Collegen geweckt hatte, zu dem General Arismendi!"

„Wie?“

„Ich sage, ich ging zu dem Gouverneur!“

„Zum Gouverneur!“

„Ja, Arismendi ist Gouverneur!“

„Das thaten Sie?“

„Ja, wie ich sagte!“

„Und was wollten Sie bei diesem in der Nacht!“

„Für den Mann ist die Nacht, Tag!“

„Aber was wollten Sie bei ihm?“

„Ich wollte nicht allein, ich führte auch aus!“

„Aber Mann, ihr tödtet mich!

„Das ist nicht meine Absicht!“

„So sagt mir doch —!“

„Was ich ausgeführt?“

„Freilich!“

„Ich theilte ihm mit, daß Sie mir zehntausend Realen geboten hätten, wenn ich Ihnen zur Flucht behülflich sei!“

„Das haben Sie gethan?“

„So wahr ich vor Ihnen stehe!“

„Sie sind kein Spanier!“

„Mit Leib und Seele, hören Sie weiter!“

„Ich habe fast genug!“

„Ah, Sie besitzen keinen Muth!“

„Unter diesen Umständen!“

„So hören Sie doch nur!“

„Die Hauptsache ist nicht, klug sein, sondern klug handeln!“

„Ah, ja ich glaube es!“

„Gut, so handeln auch Sie klug, nachdem ich es gethan!“

„Was soll ich thun?“

„Also ich machte dem General meine Mittheilung!“

„Gott — ich hörte es ja!“

„Er lobte mich dafür!“

„Ich glaube es!“

„Er bestimmte, daß ich allein sie beaufsichtigen solle!“

„Und er hatte Recht dazu!“

„Nun, das weiß ich nicht so ganz!“

„Er wird keinen bessern Diener finden!“

„Sehen wir, er sprach von Belohnung!“

„Auch — noch?“

„Ja, nur gab er derselben keinen bestimmten Namen, er nannte zum Beispiel nicht zehntausend Realen!“

„Wie!“

„Mit einem Wort, Ihr Gebot ist das bessere!“

„Wie, verstehe ich Recht!“

„Ist denn da unrecht zu verstehen?“

„Ah, ich glaube —?“

„Nun — nicht wahr, ich glaube, wir haben gewonnenes Spiel!“

„Wenn Ihr mich nicht auf's neue täuscht!“

„Gewiß nicht, sobald die Zehntausend —!“

„Das ist unmöglich!“

„Nun, so lassen Sie uns ein Auskunftsmittel suchen!“

„Welches Mittel!“

„Ein Mittel zu meiner Sicherheit!“

„Schlagen Sie ein solches vor!“

„Gut, Ihre Person!“

„Wie!“

„Mit andern Worten, ich werde Sie begleiten!“

„Gut, es sei!“

„Später wird sich zeigen, ob ich noch weiter mit gehe!“

„Ja — gut!“

„Und nun noch —!“

„Wie, noch eine Bedingung?“

„Eine Nachricht!“

„Gut oder böse!“

„Heute früh neun Uhr werden sie zum Verhöre abgeholt werden!“

„So zeitig schon?“

„Ja!“

Der Marquis hatte abermals durch diese Mittheilung einen nicht geringen Schreck bekommen.

Doch er tröstete sich und indem er nunmehr völlig mit sich einig geworden, nur noch der Flucht zu vertrauen, überlegte er sein Benehmen in dem Verhör.

Er nahm sich vor, den Leuten zu imponiren.

Doch wenn schon die Bahn, welche er jetzt zu betreten hatte, eine natürlichere für ihn war, als die, wo er Schwertern oder Kugeln begegnen konnte, so war ihm bei dem Gange zum Verhöre dennoch nicht gut zu Muthe.

Merkwürdig aber das Zimmer, in welchem jenes Verhör stattfinden sollte, war dasselbe, in welchem sich einst Rovierez und Paez zum ersten Male begegneten.

Es war dasselbe, von welchem aus das eigentliche Unheil des Indiers begonnen und von welchem aus der Marquis jene Reihe von Ungerechtigkeiten begonnen, welche bereits im Verlaufe dieser Erzählung mitgetheilt wurden.

Ob dies einigen Eindruck auf ihn machte?

Solches möchte unsicher sein, gewiß ist aber, daß er bebte als er eintrat vor dem Collegium, welches jetzt hinter der Barre saß.

Und vielleicht hatte er Recht dazu; vielleicht dürfte er von den Männern in Uniform mit den dunkel gebräunten Gesichtern mehr oder schlimmeres erwarten, als von denjenigen, welche er früher hier gefunden hätte.

Er als Spanier ganz gewiß.

Bald nach ihm, oder vielmehr fast mit ihm zugleich, wurde eine Mitgefangne eingeführt.

Es ist indessen kaum nöthig über dieselben noch Etwas zu sagen.

Der Jesuit erschien ruhig und gefaßt.

Die Marquise mit allen Zeichen und Spuren einer durchwachten und zwar in Verzweiflung und Angst verbrachten Nacht.

Die drei Personen begrüßten sich mit jener Vorsicht, die in ihrer Lage natürlich war.

Nächst ihnen erschien auch Monezas, der hier als Hauptzeuge auftrat.

Arismendi begann seine Fragen mit dem Jesuiten, ohne die andern beiden Verhafteten hinauszuschicken.

„Sie sind,“ hob er an, „der Padre Lainez, der ehemalige Profeß des Jesuiten-Collegiums zu Cumana!“

„Ja der bin ich!“

Ihr Orden oder Ihre Gesellschaft war ausgewiesen; sie waren

auf Ihren ausdrücklichen Wunsch nach Spanien geschafft worden, mit der Weisung, sich nicht wieder in diesen Landen sehen zu lassen!"

„Ja, das ist wahr!"

„Weshalb sind Sie zurückgekehrt?"

„Im Interesse meines Ordens oder meiner Gesellschaft!"

„Sie haben also dem Verbote zuwider gehandelt!"

„Ich kann keinem Verbote zuwider handeln, ich gehorche nur dem Gebote meiner Oberen!"

„Was hat Ihr Orden noch für Interessen in diesem Lande, um einen Gesandten herzusenden?"

„Das Interesse, was er in der ganzen Welt hat; warum ist dem Orden der Aufenthalt hier versagt?"

„Dies weiß ich nicht!"

„Ferner aber haben wir als eine Gesellschaft hier noch bedeutende Besitzungen; es ist nichts vergütet worden!"

„Das ist möglich, doch darüber habe ich nicht mit Ihnen zu rechten, sind dies Ihre Vergehen alle?"

„Vergehen habe ich mir überhaupt nicht zu Schulden kommen lassen, was ich that, habe ich aus Ueberzeugung und zwar in der Ueberzeugung, recht zu handeln, gethan."

„Es ist mit Euch Herren schlecht streiten: General Monezas, Ihr Bericht legt dem Padre noch mehr zur Last!"

„Allerdings; auch noch die Absicht, die Herrschaft Spaniens in den Kolonien wieder herstellen zu helfen!"

„Ist dies richtig?"

„Ja, es ist richtig!"

„Sie wollten sich also bei einem Unternehmen Spaniens betheiligen, vielleicht dasselbe einleiten."

„Es war mein Nebenzweck, ja!"

„Ihr Rock untersagt Ihnen aber, an kriegerischen Unternehmungen Theil zu nehmen!"

„Das wäre auch nicht geschehen, jedoch da meiner Ueberzeugung nach das Recht Spaniens auf den Besitz dieser Lande außer allem Zweifel ist, so werde ich stets durch Wort, Belehrung dahin wirken lassen, daß die Bewohner des Landes über dieses Verhältniß aufgeklärt werden.

„Sie werden sich die Folgen eines solchen Versuches selbst zuzuschreiben haben.“

„Ich weiß es!“

Der Jesuit lächelte, als er diese Worte sagte.

Außerdem aber hatte er alle seine Antworten mit jener bescheidenen Ruhe gegeben, die sämmtliche Mitglieder des Ordens auszeichnet und sie meistens über ihre Gegner stellt, selbst wenn der Schein es anders zeigt.

Bezeichnend aber war es von Arismendi, daß derselbe sagte: Mit den Herren sei schlechtes Streiten und daß er in diesem vorläufigen Verhöre keine Drohung machte, oder irgend Etwas sagte, was das Schicksal des Profeß hatte bezeichnen können.

Ganz anders verfuhr er dagegen mit dem Marquis und der Marquise.

Denn kaum war der Profeß wieder abgeführt worden, als er sofort und mit höhnender Stimme fragte:

„Nun aber, Herr Gouverneur, was führte Sie nach Venezuela?“

„Ich liebe das Land, welches mir so lange zum Aufenthalt diente!“ erwiderte er.

„Ah, das glaube ich, und auch die Frau Marquise, nicht wahr?“

„Donna Isabella theilt meine Neigungen!“

„Das ist sehr hübsch; wird sie auch zehntausend Realen für ihre Freiheit bieten?“

„Ich verstehe nicht!“

Desto besser hat der Kerkerhüter verstanden! Indessen man bietet nicht zehntausend Realen, um den Kerker zu verlassen, wenn es nicht gerade dringend ist!“

„Was hatten Sie für Geschäfte in Venezuela?“

„Ich habe diese Frage bereits beantwortet!“

„Aber nicht ausreichend!“

„Ich glaube vollkommen!“

„Sie haben dort dem General nähere Auskunft darüber ertheilt.“

„Ich kenne den Herrn kaum!“

„Desto besser kennt er Sie!“

„Das ist möglich.“

„Auch Sie, Donna Isabella Valeria haben keine weitere Antworten zu geben?"

„Nein!"

„Es ist gut!" man führe beide ab.

Während dies geschah, beschloß das Gericht, die Gefangenen nach Carraccas zu senden!

Man hatte mit diesem Beschlusse eben nicht so groß Hehl und so erfuhr Mendoz denselben ebenfalls.

Er beeilte sich, seinem Pflegebefohlenen denselben mitzutheilen.

Alvierez ward ängstlich.

Denn jener Schließer ging natürlich nicht mit nach Carraccas, sondern mußte in Barcelona bleiben.

Was sollte aber dann aus der Flucht werden?

Augenscheinlich war der Schließer selbst in Verlegenheit und diese Verlegenheit machte ihn unruhig.

Er ging ab und zu und beide, sowohl der Schützling, als der Schützer, wußten lange keinen Rath.

Da jedoch ward um die Hälfte des Nachmittages der Befehl bekannt, daß die Gefangenen am nächsten Morgen nach Carraccas abgehen sollten.

„Was nun?" fragte der Schließer erst sich selbst und dann den Marquis?

„Ja, das frage ich Sie!" rief dieser verzweifelnd.

„Uns bleibt nur die Nacht!"

„Ja, nur die Nacht."

„Wir müssen es also in dieser Nacht ausführen!"

„Aber es ist nichts vorbereitet!"

„Bedarf es denn der Vorbereitung?"

„Wie wollen wir durch die Steppe kommen?"

„Es ist schwierig."

„Es ist unmöglich!"

„Aber versuchen wir!"

„Was denn?"

„Die Schwierigkeiten zu überwinden!"

„Wohin denken Sie?"

„Bedenken Sie, daß Ihnen die Gelegenheit entschlüpft!"

„Den Henker wohl.“

„Noch eines, wie wird es mit meiner Gemahlin?“

„Sie glauben doch nicht etwa —?“

„Wenn es irgend anginge.“

„Das ist rein unmöglich, es hätte sich vielleicht einleiten lassen, wenn Zeit und Mittel vorhanden waren, doch so, nein, nein, es ist nicht möglich.

„So lassen wir sie einstweilen und gehen allein.“

„Ich werde mir das Ding überlegen.“

„Mendoz ging nach diesen Worten hinaus; doch die Zeit zur Ueberlegung war kurz gemessen.

Es verging eine Stunde nach der andern, es ward Abend und ward Nacht.

Mendoz überlegte noch immer.

Zugleich aber that er dabei, als befinde er sich auf dem Gange nur um desto wachsamer zu sein.

In Wahrheit aber überlegte er noch immer.

Ob er bereits mit seinem Weibe Rücksprache genommen?

Es ist möglich!

Andererseits mochte es ihm vielleicht auch keine große Sünde scheinen, dasselbe zu verlassen.

Je später es aber wurde, desto lebhafter dachte er an das Geld und nicht mehr an die Gefahren und Mühen der That.

Es ging ihm, wie allen Verbrechern.

Er schritt endlich nochmals in die Wachtstube und beschwerte sich hier bei seinen Collegen über den Dienst, welchen man ihm allein aufgebürdet.

Jene verhöhnten ihn wegen seines Diensteifers.

Mendoz that, als wolle er schlafen.

Bei allen Wachen und Wächtern muß dies ansteckend sein, denn entschlummert erst Einer, so folgen die übrigen bald nach.

Jene Kameraden von Mendoz machten hiervon keine Ausnahme, sondern schnarchten bald ein so schönes Trio, wie solches nur je Wächter gethan.

Als Mendoz dies wahrnahm, ging er hinaus, öffnete die Zelle des Marquis und forderte ihn auf, zu folgen.

Der Marquis ließ sich dies nicht zwei Mal sagen.

Mendoz verschloß die Thüre wieder, löschte das Licht aus und legte jenes Instrument an seine Seite, welches schon die Wachen, welche Paez einst mißhandelten, geführt und welches vielleicht deshalb Hirschfänger heißt, weil nie ein Hirsch damit abgefangen worden.

Als er aber jenes Alles verrichtet, schlich er leise hinaus in die Vorhalle und von hier auf die Plaza.

Es war eine herrliche sternhelle Nacht.

Die alte bekannte Plaza schien den Marquis begrüßen zu wollen.

Doch sein Führer gönnte ihm eben keine bedeutende Zeit sich dieser Begrüßung zu erfreuen.

Vielmehr zog er ihn schnell mit sich fort und beide verließen die Stadt, welche noch eben so stille war, wie vor so und so viel Jahren.

Auch die Steppe war still und öde und nur jene hellen Silberstreifen, welche vom Thau gebildet werden, lagen auf derselben.

Der Thau erfrischte zwar die Glieder der Fliehenden und mit frischen Kräften eilten sie vorwärts.

Doch lange dauerte auch dies nicht und bald sollten sie wahrnehmen, daß der Weg weit sei, den sie sich vorgenommen hatten, zurückzulegen.

Denn nachdem die Sonne im Osten aufgestiegen, sahen sie noch immer Barcelona in ihrem Rücken liegen; trotzdem waren sie bereits erschöpft und müde.

„Ja!“ stöhnte der Schließer, „wenn wir nicht nach Angostura müßten!“

„Aber wir können ja zu Wasser dorthin,“ meinte der Marquis.

„Nein, wir müssen erst das Geld holen!“

„Gut, also erst das Geld, drum auch vorwärts!“

Vorwärts eilten nun zwar Beide wieder, ja, doch der Geiz und die Habsucht, welche schon so vieles verdorben haben, verdarben und vereitelten auch hier die Flucht des Marquis.

Bald nach Sonnenaufgang zeigten sich ringsum Barcelona, näher und ferner kleine Punkte.

Die Punkte wurden größer und größer und die Flüchtlinge betrachteten sie immer aufmerksamer.

Endlich ließen sich in jenen Punkten Reiter erkennen, und es konnte nicht mehr zweifelhaft sein, daß dieselben schon zu der Verfolgung abgesendet worden.

Zugleich aber sammelten sich mehrere der Reiter auf einen Punkt, und schlugen eine Richtung ein, welche grade auf die Fliehenden zuging.

Sie hatten dieselben also schon bemerkt.

Beide liefen im ersten Moment nach dieser Entdeckung nur um so viel schneller und so, daß sie keuchten.

Doch folglich schien dem Schließer, der übrigens aufgeregter, als der Marquis war, ein fürchterlicher Gedanke zu kommen.

Er blickte stier und blaß zu dem Letztern hinüber und murmelte zu wiederholten Malen etwas zwischen den Zähnen.

Erst als der Marquis zu wiederholten Malen gefragt, verstand er:

„Ich habe das Geld noch nicht!"

Er horchte hoch auf.

„Ich habe das Geld noch nicht!" wiederholte Mendoz und knirschte dazu mit den Zähnen.

„Ich habe das Geld noch nicht und werde es auch nie bekommen," sagte er nochmals, „ich muß mich selbst retten."

Seine Hand legte sich bedrohlich um den Griff seines Hirschfängers bei diesen Worten.

Der Marquis konnte nicht länger zweifeln, was jener beabsichtigte.

Eine fürchterliche Angst ergriff ihn.

„Ihr wollt mich doch nicht tödten?" rief er.

„Ja, das will ich!" brüllte Jener.

Die Feigheit des Marquis ist uns schon bekannt.

Vielleicht überzeugt, daß er dennoch den Tod und zwar den von Henkershand erleiden müsse, fürchtete er sich doch jetzt schon zu sterben.

Schreiend versuchte er dem ihn verfolgenden Manne zu entrinnen.

Was er aber schrie, waren Worte und diese lauteten:

„Ich gebe Euch mehr als das Versprochene, nur tödtet mich nicht!“

Jener blieb bei seinem Rufe:

„Ich habe das Geld nicht, ich bekomme es nicht, ich muß mich sichern, bist Du todt, so kann mir nichts schaden!“

Dabei hatte er seine Waffe aus der Scheide gerissen und verdoppelte seine Anstrengungen, jenen einzuholen.

Vielleicht lähmte die Angst die Kräfte des Marquis.

Der Schließer gewann sichtlich bei diesem fürchterlichen Rennen und bald hatte er ihn erreicht.

Statt nun um das Leben, um welches er jammerte, zu kämpfen, warf sich der Marquis zu Boden und streckte flehend die Hände empor.

Doch Mendoz rief:

„Der Todte kann nichts verrathen!“

Zugleich stieß er ihm den Hirschfänger bis an das Heft in die Brust.

In demselben Augenblick brausten die ersten der Verfolger heran.

80.

Der Proceß.

Unter den Reitern, welche in dem Moment, als Mendoz seine verzweifelte That vollbrachte, heransprengten, war auch Arismendi und als einige jener ersten Miene machten, den Schließer niederzuhauen, rief er:

„Halt, halt!“

Zu Mendoz gewendet, sagte er aber:

„Wie entkam der Mann und wie kamst Du hierher und weshalb hast Du ihn erstochen?“

Mendoz antwortete:

„Excellenza, er ist entflohen und ich verfolgte ihn, ich stieß ihn

nieder, weil ich ihn nicht allein fortbringen konnte. Freilich hatte ich gewußt —!"

Arismendi blickte den Mann durchdringend einige Sekunden an.

Wahrscheinlich aber schenkte er den Angaben desselben keinen Glauben, obschon er nach einiger Zeit sagte:

„Du hast Deine Schuldigkeit gethan, Du bist ein braver Mann."

Die Gesellschaft begab sich wieder nach Barcelona und man traf Vorbereitungen, die beiden andern Gefangenen nach Carraccas zu transportiren.

Die Marquise sollte jetzt dasselbe ertragen, was sie einst ihrer armen Tochter auferlegt.

Der Profeß und sie wurden rittlings auf den Rücken eines Maulthiers gesetzt und ihre Füße unter dem Bauche desselben zusammengebunden.

Diese Art des Transports Gefangener hatten die Spanier erfunden und jene Beiden mochten es daher mit diesen ausmachen, wenn dieselbe ein wenig unbequem war.

Bequem war sie jedenfalls nicht und sich behaglich in einer solchen Lage zu fühlen, dazu hätte für eine Dame besonders mehr als gewöhnlicher Humor gehört.

Dennoch war die Marquise einen Moment glücklich, nur ihrem Käfig entrissen zu sein.

Sie grüßte den Profeß und dieser erwiderte:

„Der Himmel segne Sie!"

„Segnen Sie uns! segnen Sie uns!" rief die Marquise.

„Ich habe für uns Beide gebetet!"

„Ich danke Ihnen!"

„Aber wie befinden Sie sich?"

„Ach, soll ich es noch aussprechen!"

„Ich glaube es wohl, das es Ihnen schwer werden muß!"

„Mein Padre, ich bin der Verzweiflung nahe!"

„Warum, Sennora?"

„Ich sehe keine Rettung aus dieser Noth!"

„Dem Himmel ist alles möglich!"

„Stille da!" rief ein Soldat.

Der Profeß wendete sich zu demselben hin und sagte:

„Mein Sohn, es ist nicht edel von Dir, die Lage armer Gefangener durch unnöthige Grausamkeit noch zu erschweren!“

„Schweigt!“ hieß es barsch.

Der Profeß schwieg und er sowohl als die Marquise stießen einen tiefen Seufzer aus.

Man brach endlich auf.

Mit verwunderten Blicken schauten sowohl der Priester als die Dame auf, als sie den Marquis nicht sahen.

„Und er?“ flüsterte die Marquise.

„Ich sehe ihn nirgends!“ entgegnete Lainez.

„Sollte es vielleicht schon um ihn geschehen sein?“

„Ich kann es kaum glauben!“

„Aber wenn es dennoch wäre?“

„So würden auch wir nicht abgeführt werden!“

„Ich bitte, fragen Sie einmal.“

Der Profeß wartete noch ein wenig. Dann aber wendete er sich an einen Soldaten und fragte:

„Wo ist unser Leidensgefährte?“

„Der ehemalige Gouverneur?“ fragte Jener.

„Ja!“

„Hm! das möchte selbst Euch schwer sein zu sagen!“

„Bleibt er zurück?“

„Wenigstens was von ihm übrig ist!“

„Wie, was von ihm —?“

„Uebrig ist, ja!“

„So ist er verstorben?“

„Nun ja, so ungefähr!“

„Also verurtheilt!“

„Nein!“

„Aber ich bitte Euch sagt mir —?“

„Er ist erstochen!“

„Ha — wie? Erstochen, weshalb und durch wen?“

„Durch seinen Wächter, weil er entfliehen wollte!“

„Er wollte entfliehen?“ rief die Marquise, „ohne mich?“

„Oh, er war sogar schon fort, Sennora!“

„Ohne mich, ohne mich?“

„Er scheint nicht weiter nach Ihnen gefragt zu haben!“

„Sehen Sie, mein Padre!“

„Es ist traurig!“

„Mich nicht mitzunehmen, mich zurückzulassen!“

„Ich meine, daß seine Flucht nicht geglückt ist!“

„Ohne mich —!“

„Er konnte ja nicht anders, wie sollte er noch versuchen, Sie zu retten!“

„Ah, das verzeihe ich ihm nimmer!“

„Er scheint Ihrer Verzeihung nicht mehr zu bedürfen, Donna!“

„Es ist wahr!“

Die beiden Gefangenen beendeten hier ihr Gespräch, weil man die Stadt verlassen, aus welcher ihnen eine starke Bedeckung das Geleite gab.

Als man aber vor der Stadt angekommen war, ließ der Führer der Eskorte antraben.

Später ward galloppirt.

Das war zu viel für die Marquise.

Sie ward ohnmächtig und war somit eine fürchterliche Last für Lainez, an welchen sie gebunden worden.

Doch die Soldaten kümmerten sich nicht darum.

Denn die Stricke hielten gut und die Marquise kam endlich durch die Bewegung, welches sie ohnmächtig gemacht hatte, wieder zu sich.

Sie schrie, jammerte und weinte.

Doch die Soldaten kehrten sich nicht daran, sie schienen gefühllos zu sein.

Ob die Marquise vielleicht daran dachte, wie sie es einst gewesen.

Es ist schwer zu sagen; aber in der Regel sollen boshafte Leute auch egoistisch sein, was sich sehr leicht erklärt, und immer nur an sich denken.

Vielleicht dachte auch sie nur an sich allein.

Gegen Mittag ward Halt gemacht und die Gefangenen während desselben befreit.

Beide sanken in das Gras der Steppe hin, ohne im Stande zu sein, sich viel zu bewegen und ohne Lust zu haben, ein Wort zu sprechen.

Nach einigen Stunden brach man wieder auf.

Es ging ganz wie zuvor und bis zum Abend fand keine Abwechslung statt.

Am Abend oder vielmehr gegen Mitternacht ward wieder Halt gemacht.

Die kühlere Jahreszeit erlaubte nämlich jetzt am Tage zu reisen.

Die Gefangenen wurden eben so wie vorher ihrer Fesseln entledigt und Niemand kümmerte sich weiter um sie.

Die Soldaten zäunten und sattelten ihre Pferde ab und jagten sie in die Steppe.

Der Jesuit sah diesem Treiben mit dem Wunsche zu, 40 Jahre jünger zu sein.

Die Marquise warf sich in das Gras und weinte.

Am vierten Tage langte man in Carraccas an.

Die Reise hatte die Marquise so mürbe gemacht, daß sie sich jetzt nach dem Kerker sehnte, welchen sie froh gewesen war in Barcelona zu verlassen.

Wohin doch der Mensch kommen kann.

Außerdem war den Reisenden in Carraccas ein gewaltig lärmender Empfang bereitet und auch dieser mochte sein Theil dazu beitragen, daß die Marquise vollkommen niedergedrückt war.

Im Gefängnisse angelangt, brach sie fast zusammen.

Die Centraljunta bestimmte bald nach ihrer Ankunft, daß sie den Proceß selbst verhandeln wolle.

Dies geschah natürlich nicht der Marquise wegen, welche als eine Verbrecherin vor ein gewöhnliches Ortsgericht gehörte.

Ebenso wenig geschah es des Jesuiten wegen, der dem Sekretär des Auswärtigen zu überlassen war.

Es geschah Bolivar's wegen, welcher mit angeklagt war und mit vor den Schranken erscheinen sollte.

Der Libertador ward jetzt aber so sehr gehaßt und verachtet, als erst geliebt und gefeiert.

Daß er auf Paez nicht werde einwirken können, begriff er.

Er hatte dies auch schon aufgegeben und obschon er eine heitere Miene und eine stolze Verachtung seiner Gegner zur Schau trug, so war ihm im Grunde genommen, doch nicht wohl bei der Sache.

Ein Lichtblick in der Sache war der Tod des Marquis Rovierez für ihn.

Denn Bolivar wußte recht gut, wie wenig auf diese zu bauen war, sobald es an das Leben gehen konnte. Er war eines bösen Zeugen ledig.

Bolivar begab sich zu Monezas.

Dieser schlaue und verrätherische Mensch, der, wir müssen es gestehen, jedoch erst zum Verrath griff, als er überall nur ein gleiches Schicksal für sich sah, war selbst noch nicht recht sicher was ihm die Zukunft bringen werde.

Er lebte daher zurückgezogen und achtete aus seinem Verstecke auf die Bewegungen, welche vorgehen, wie der Seefahrer, welcher während einer Windstille den Sturm erwartet.

Er schien überrascht als er Bolivar erblickte.

Sie bildeten übrigens ein sonderbares Paar, diese beiden Herren.

Bolivar, klein und untersetzt, braun, mit schwarzen Haaren und einem gewaltigen Backenbarte und heftig in seinen Bewegungen.

Monezas, groß und schlank, blaß und blond und langsam in allem was er that, so schien es wenigstens.

Denn im Grunde genommen war auch er rasch und heftig.

Wie aber Monezas erschrak oder doch etwas Aehnliches beim Anblicke Bolivars, so machte dieser eben kein sehr freudiges Gesicht bei dem seinigen.

Auch ihr Gruß konnte schon als Commentar gelten für ihre Gesinnungen und Gefühle gegen einander.

Beide verbeugten sich stumm, und erst, nachdem ein eigenthümlicher stechender Blitz ihrer Augen sich forschend begegnet war, sagte Monezas:

„Welche Ehre — ich heiße Sie willkommen!"

„Ich danke!" sagte der Libertador.

„Ich bitte Platz zu nehmen — was verschafft mir das Glück!"

„Halten Sie meinen Besuch wirklich für ein Glück!"

„Man ist gewöhnt Ihre Nähe schon so zu nennen!"

„Ah, das ist vorbei!"

„Sie scherzen!"

„Behüte, ich scherze überhaupt selten, wie Sie wissen!"

„So täuschen Sie sich!“

„Keineswegs oder Sie hätten diese Täuschung theilweise veranlaßt!“

„Ich?“

„Ja, Sie mein Herr!“

„Excellenza, wenn ich wissen dürfte —?“

„Ich bin deswegen gekommen!“

„Ah!“

„Sie erhoben die Fahne des Aufruhrs!“

„Ich bitte um Entschuldigung —!“

„Wie — oder wäre es nicht so?“

„Ich erhob mich für die Unabhängigkeit!“

„Ei — Monezas!“

„Ich versichere Sie!“

„Aber gegen wen für die Unabhängigkeit!“

„Soll ich es gradezu sagen?“

„Ich bitte!“

„Gegen Sie!“

„Ah — so irrte ich mich!“

„Worin?“

„Ich glaubte, Sie sehen ein —!“

„Was?“

„Doch das ist jetzt gleichgültig!“

„Wenn Sie glauben!“

„Aber Sie haben den Jesuiten bei sich aufgenommen!“

„Das ist richtig!“

„Sie haben mit ihm unterhandelt!“

„Alles wahr!“

„Haben endlich mit den Spaniern selbst unterhandelt!“

„Alles in Ordnung!“

„Und nun —?“

„Nun habe ich meine Schuldigkeit gethan!“

„Ich will es nicht bestreiten — indessen —!“

„Nun, ich bitte, mein Herr!“

„Das schmeckt wie Verrath nach allen Seiten!“

„Mag es!“

„Aber das ist nicht hübsch, mein Herr!“

„Sie meinen?“

„Sie sind zu tadeln!“

„Haben Sie an sich gedacht!“

„Ah — ich?“

„Nun, wie nennen Sie Ihre Absichten und Ihre Unternehmungen?“

„Ich will doch nicht hoffen!“

„Sie haben ebenfalls den Jesuiten aufgenommen!“

„Mit mir war das ein Anderes!“

„Sie haben ebenfalls mit den Spaniern unterhandelt!“

„Ich mußte ihre Pläne kennen lernen!“

„Sehr gut!“

„Sehen Sie anderes in meinen Handlungen?“

„Ich möchte wissen, zu welchem Zwecke Sie die Pläne derselben kennen lernen wollten!“

„Um Ihnen begegnen zu können!“

„Als Freund oder Feind?“

„Sie werden beleidigend!“

„Sie waren es schon!“

„Ich bin dazu nicht hergekommen!“

„Ich wünschte dies auch fast selbst!“

„Ich wollte hören was ich jetzt von Ihnen zu erwarten habe?“

„Inwiefern?“

„Sie werden als Zeuge auftreten?“

„Wenn ich dazu aufgefordert werde, ja!“

„Sie werden sprechen?“

„Ja!“

„Sie werden aber auch schweigen?“

„Ueber Dinge die uns Beide compromittiren könnten!“

„Die kenne ich nicht!“

„Sie haben Sucre empfangen?“

„Allerdings!“

„Sucre hat sie benachrichtigt?“

„Das hat er nicht!“

„Nein — nicht?“

„Aber er hatte Aufträge!“

„Gleichviel, er hat sie nicht ausgerichtet, sondern Ihre Absichten an Paez verrathen!“

„So darf ich also nicht auf ihr Schweigen rechnen?“

„Nein, durchaus nicht; ich werde die Junta nicht belügen!“

„Ah, das ist hübsch!“

„Wie, mein Herr?“

„Monezas, Sie sind nicht allein ein Verräther, sondern auch ein feiger Wicht!“

„Und Sie ein Schurke!“

Die beiden Herren erhoben sich und verbeugten sich gegen einander als hätten sie sich die schönsten Complimente gesagt und doch war es diesmal, was eine Seltenheit auf der Welt ist, nur die Wahrheit.

Monezas hatte sogar noch ein verbindliches Lächeln auf den Lippen als er seinen Besuch hinausließ.

Nur Bolivar schien ein wenig erregt und angegriffen.

Als er die Straße hinaufging, bemerkte er, wie einzelne Leute an den Ecken der Straßen Proklamationen befestigten.

Er trat zu einer derselben hin und las:

„Es wird zur öffentlichen Kenntniß gebracht, daß der Prozeß wider die Agitatoren gegen die gesetzliche Gewalt und das Bestehen des Staates übermorgen mit ihrer Vernehmung seinen Anfang nimmt, geladen werden zugleich:

Don Bolivar, Expräsident von Venezuela.

Der Padre Lainez.

Die Marquise Rovierez.

Der vierte Verbrecher ist verstorben!“

Bolivar runzelte die Stirne und biß die Zähne zusammen als er dies gelesen und murmelte vor sich hin:

„Ich hätte doch nicht geglaubt, daß man mich als einen gemeinen Verbrecher behandeln würde, die Pest auf dieses Volk!“

Mit schnellen Schritten ging er weiter.

Nach einer Stunde ungefähr langte der Artilleriemajor Flodoardo in der Wohnung des Generals Monezas an und fragte den Diener desselben:

„Ist der General zu sprechen?"

Der Diener sah nach und kam mit dem Bescheide zurück, daß der Major eintreten möge.

Jener that es.

81.

Das Duell.

Ob Monezas, als der am mehrsten Beleidigte ebenfalls die Absicht hatte, sich blutig zu rächen, mag dahin gestellt bleiben; wenigstens hatte er noch keine Anstalten dazu getroffen und Bolivar kam ihm daher zuvor.

Doch dieser hatte auch ein besonderes Interesse daran, die Sache schnell abgemacht zu wissen, welche schlimmsten Falls nur günstig für ihn ausfallen konn

Denn fiel Monezas, so war er des schlimmsten und gewichtigsten Zeugen ledig.

Fiel er, so war alles vorbei und bis auf den Nachruf zu Ende, wenn Bolivar nicht auch vielleicht sich damit trösten mochte, daß er besser als sein Ruf sei.

Monezas kannte indessen sehr gut die Bedeutung der Erscheinung des Majors.

Er erwiderte den Gruß desselben freundlich und bat ihn, Platz zu nehmen.

Flodoardo that es.

„Sie haben!" sagte Monezas, „Sie haben mir einen Auftrag auszurichten, Herr Major!"

„Ja, Exellenza!"

„Gut, gut, ich kenne ihn zwar, doch ich bitte!"

„Exellenza der General Bolivar lassen bitten ihm die Ehre eines kleinen Ganges auf Pistolen zu schenken!"

„Mit Vergnügen, sind nähere Bedingungen dabei?"

„Ja, Herr General!"

„Welche, mein Herr?"

„So lange Kugeln zu wechseln, bis einer der Gegner vollständig getödtet ist!"

„Das ist mir sehr angenehm; — möchten Sie mir wohl eine Gefälligkeit erzeigen?"

„Mit dem größten Vergnügen!"

„So bitte ich Sie, zu dem Herrn General Arismendi zu gehen, ihn von der Sache in Kenntniß zu setzen, um mit ihm das Weitere zu verabreden. Vielleicht ist der Herr General nachher so gütig mich zu beehren!"

„Haben Exellenza sonst noch zu befehlen?"

„Ich bitte, ich danke Ihnen recht sehr!"

Der Major empfahl sich und ging hinaus.

Bald darauf trat Arismendi bei ihm ein.

Duelle und Schlägereien waren, wie dies jeder bei dem wildbewegten Kriegsleben und der mangelhaften Ordnung leicht begreifen wird, in dem neuen Staate durchaus nichts seltenes und fanden zwischen den höchsten Personen statt.

Es konnte daher Niemand groß Wunder nehmen, wenn ein Paar Personen, die sich jedenfalls unsaubere Vorwürfe zu machen hatten, nachdem sie solche einander gemacht, ihre vermeintlich verletzte Ehre, wenn sie nämlich solche hatten, mit Blut rein zu waschen suchten.

Doch diesmal lag die Sache noch etwas anders und Arismendi, so grade sein Charakter auch war, entdeckte doch gar bald die Ursachen, weshalb Bolivar den Monezas gefordert hatte.

Zwar hatte er mit dem Sekundanten des Generals bereits das Nöthige verabredet.

Dennoch rief er in das Zimmer tretend:

„Sie wollen sich schlagen, General, jetzt schlagen?"

„Allerdings!"

„Sie dürfen nicht!"

„Wer will mich hindern?"

„Ich, der Präsident, das Gesetz!"

„Das Gesetz thut es nicht, vom Präsidenten lasse ich mich nicht

abhalten und Sie werden mich, wie ich hoffe, bei dieser Gelegenheit unterstützen!"

„Den Teufel will ich!"

„So würde ich in die Nothwendigkeit versetzt werden, mich nach einem andern Zeugen umzusehen!"

„Das dürfen Sie nicht!"

„Wenn Sie aber das Vertrauen, was ich zu Ihnen gehegt, täuschen?"

„Ich werde es nicht täuschen!"

„Das ist mir sehr angenehm zu hören!"

„Es ist eine verteufelte Geschichte!"

„Erzeigeu Sie mir die Ehre mit mir zu frühstücken?"

„Meinetwegen, es sei!"

Der General bestellte ein Frühstück, dies ward aufgetragen und er nöthigte seinen Gast Platz zu nehmen.

„Also Sie bestehen darauf?" begann der General wieder, „Sie bestehen darauf sich zu schlagen?"

„Ich kann dies Arrangement nicht von der Hand weisen ohne feige zu erscheinen!"

„Aber wenn Sie fallen!"

„Nun, was dann?"

„Sie sind ja der Hauptzeuge gegen Bolivar!"

„Das weiß ich nicht!"

„Ja, ja, das sind Sie!"

„Und Sie meinen?"

„Wenn Sie fallen, so fehlen Sie!"

„Das ist richtig!"

„Das will Bolivar nur!"

„Ich glaube es selbst!"

„Also sie begreifen —?"

„Immer noch nichts weiter als daß ich mich stellen muß!"

„Nein — nein, zum Henker nein!"

„Ja, ja, General, ja!"

„Sie gehören dem Staate jetzt!"

„Ein wenig auch mir, — übrigens —!"

„Was —?"

„Uebrigens kann ich ihn auch tödten!“

„Ah, Sie glauben?“

„Haben Sie einen Grund, es nicht zu glauben?“

Bolivar giebt der Verzweiflung die Waffe in die Hand.

„Die Verzweiflung zielt schlecht und darauf kommt es an!“

„Aber Bolivar ist ein guter Schütze!“

„Ich etwa nicht?“

„Er ist ruhig in der Verzweiflung!“

„Meinen Sie, daß ich ohne verzweifelt zu sein, nicht auch ruhig sein werde?“

„Ich weiß es nicht, zum Teufel!“

„Doch lassen Sie hören, was bestimmt ist!“

„Ah, es ist eine wahre Mordvorbereitung!“

„Das läßt sich denken!“

„Es soll mich gar nicht wundern, wenn Sie beide draufgehen!“

„Desto besser!“

„Hören Sie!“

„Ich bin ganz Ohr, doch erst lassen Sie uns anstoßen!“

„Worauf soll ich Bescheid thun?“

„Auf langes Leben und viel Glück!“

„Ah, ja Sie haben es nöthig!“

„Hoffen wir darauf!“

„Ja, hoffen wir?“

„Also nun?“

„Zuerst dreißig Schritt Distance!“

„Wie, also eine Avancirpartie?“

„Ja!“

„Nun schon!“

„Es wird im Secundenschritt avancirt!“

„Wie gewöhnlich!“

„Gefeuert nach Belieben!“

„Auch gut!“

„Es wird avancirt, bis Sie sich die Kugeln auf die Brust setzen können!“

„Das ist tapferer Männer würdig!“

„Es wird gefeuert bis einer von Ihnen vollkommen getödtet ist!“

„Das wußte ich schon!“
„Nun, dann wissen Sie alles!“
„Die Zeit, General, die Zeit!“
„Ah, ja — morgen früh um 3 Uhr!“
„Das ist verteufelt früh!“
„Flodoardo wollte nicht anders!“
„Nun, auch gut!“
„Sie sagen es, Punktum!“
„Hören Sie, General!“
„Nun!“
„Wissen Sie, der Libertador ist ein rechter Narr!“
„Weshalb?“
„Ich weiß nicht warum er uns noch so quälen will!“
„Womit?“
„Nun, mit dem Avancirmarsch unter Feuer!“
„Ach so!“
„Wir könnten uns ja lieber übers Schnupftuch schießen!“
„Sie haben recht, soll ich es ihm sagen!“
„Nein, nein, es mag geschehen wie er es wünscht!“
„So bleibts beim Alten!“
„Ja!“

Die weitern Gespräche der beiden Herren waren von geringem Interesse und als das Frühstück beendet worden, entfernte sich Arismendi wieder.

Am nächsten Morgen fuhren er und Monezas in einem von zwei Maulthieren bespannten Wagen zum Thore von Carraccas hinaus und der Gegend zu, wo einst das Erdbeben so tiefe Furchen in den Boden gerissen.

In einer dieser Spalten fanden sie bereits Bolivar mit seinem Zeugen ihrer harrend.

Ein Arzt war nicht zugegen.

Man grüßte sich, wie dies gewöhnlich bei solchen Rencontres ist, höflich und die beiden Sekundanten waren bemüht, das nöthige zu veranlassen, während die Gegner einander fern blieben.

Als jene die Abmessungen getroffen, sagte Monezas:

„Noch einen Moment, meine Herren; ich spreche zu Ihnen, Bolivar!“

„Ich höre!“

„Wollen Sie meine Fragen beantworten?“

„Ja!“

„Auch der Wahrheit gemäß!“

„Ohne Zweifel!“

„Nicht wahr, Sie kamen gestern zu mir!“

„Ja!“

„Sie sprachen mit mir über eine Angelegenheit, wegen welcher eine Untersuchung wider Sie schwebt!“

„Ja!“

„Sie wollten mich zu einem falschen Zeugnisse verleiten?“

Bolivar schwieg.

„Antworten Sie mir, mein Herr!“

„Darauf kann ich nicht antworten!“

„Merken Sie sich dies, meine Herrn, für den Fall, daß ich bleiben sollte; ich wollte indessen hierauf nicht eingehen und Sie beleidigten mich!“

„Ich habe Sie beleidigt, ja, weiter nichts?“

„Warum haben Sie mich beleidigt?“

„Weil Sie mich eines Verbrechens beschuldigten!“

„Ah — merken Sie sich auch dies, meine Herrn; es war also Ihre feste Absicht mich zu beleidigen?“

„Ja!“

„Und Sie haben mich gefordert, um mich zu tödten!“

„Es ist gut, geben Sie mir Ihre Hand, Arismendi, leben Sie wohl, Flodoardo, der Tanz kann beginnen!“

Die beiden Gegner schritten, wie bestimmt worden, von ihrer Distance aus, auf einander zu.

Monezas feuerte hinter einander mehrere Kugeln ab.

Eine derselben streifte Bolivar am Ohre, eine andere an der linken Schulter.

Bolivar that den ersten Schritt auf dem halben Wege.

Jetzt warteten Beide, um, wie es schien, einander die Waffen auf die Brust zu setzen.

Als aber Monezas seinen Arm heben wollte, gab Bolivar, der

mit der Mündung seiner Pistole schon die Uniform des Gegners berührte, Feuer.

Durch die krampfhafte Bewegung des Fingers ging auch der Schuß von Monezas los, jedoch in die Erde.

Der General sank, ohne einen Laut von sich zu geben, zusammen, wälzte sich auf die linke Seite und blieb dann regungslos liegen.

Der Schuß war mitten durch die Brust gegangen.

„Das war ein Mord!" rief Arismendi.

Bolivar wendete sich verächtlich nach ihm um und sagte:

„Wer sollte der Mörder sein, mein Herr?"

„Sie!"

„So werde ich Sie bitten —!"

„Nach dem Urtheil!"

„Ah — sie fürchten sich —!"

„Das könnten Sie von mir nicht erwarten; aber wohl, daß wenn Sie infamirt sind, ich Ihnen mit der Peitsche zu Leibe gehen werde!"

Monezas also war todt.

Laute Stimmen und das Schnauben von Pferden verkündeten die Ankunft von Menschen.

82.

Vor den Schranken.

Einen Moment, nachdem man jene im vorigen Abschnitte zuletzt erwähnten Laute vernommen, erschien Paez, gefolgt von einigen Offizieren und Reitern auf der Höhe der Schlucht.

Sein finsterer Blick war drohend und als er den halsbrechenden Ritt die steile Wand herab wagte, konnte man recht gut sehen, wie er im Innern mit sich kämpfte, um nicht übereilt zu handeln.

„Was geht hier vor?“ rief er mit dumpfer, erstickter Stimme.

Arismendi wies schweigend auf den blutenden Leichnam des Erschossenen.

„Und auch Du?“ fragte Paez.

„Ich mußte wohl!“

„Konntest Du es nicht hindern?“

„Es war nicht möglich!“

„Wenigstens hinausschieben?“

„Es war die Absicht jenes Herrn, entweder sich tödten zu lassen oder ihn zu tödten, der Mann war ihm unbequem.

„Das glaube ich! mein Herr —!“ sagte er zu Bolivar!

„Was wünschen Sie von mir?“ fragte Jener.

„Ein Paar Worte, Sie erlauben!“

„Ich bitte!“

„Glauben Sie, daß dies zu ihren Gunsten sprechen wird?“

„Glauben Sie, daß es dies soll?“

„Mir scheint es so!“

„Der Schein trügt!“

„Ueberzeugen Sie mich davon!“

„Der Mann hatte mich beleidigt!“

„Das ist — möglich!“

„Ich bin nicht gewöhnt, Beleidigungen zu ertragen!“

„Aber selbst zu beleidigen —!“

„Wie, mein Herr!“

„Ich sage, selbst zu beleidigen!“

„Mag sein; jedenfalls strafe ich Beleidigungen sofort.“

„Auch ich thue dies gern.“

„Ich weiß, wir sympatisiren darin.“

„Doch in dem Wie liegt ein Unterschied.“

„Sollte dies der Fall sein.“

„Ja.“

„Darf ich ihn kennen.“

„Gewiß.“

„So bitte ich.“

„Ich verachte verächtliche Menschen.“

„Ah — soll dies etwa —!“

„Erlauben Sie — und zu den verächtlichen Menschen zähle ich meineidige Verräther und solche Leute, die mich zum Verrath verleiten wollen.“

„Ah, mein Herr —!“

„Ich glaube, Sie verstehen mich.“

„Mein Herr, nur Ihre gegenwärtige Stellung hält mich zurück!“

„Und Ihre Schande hält mich ab —!“

„Dies muß zwischen uns ausgeglichen werden!“

„Gewiß!“

„Es kostet Blut, entweder das Ihre oder das Meine!“

„Glauben Sie das nicht?“

„Wie?“

„Ich will Ihr Blut nicht und werde meins nicht für Ihre verdorrte und durchlöcherte Ehre geben, oder sie müßten denn noch einen Banditen bereit haben; aber ich werde es dadurch ausgleichen, daß ich Sie begnadige, wenn Ihre Frevel bestraft werden.

„Arismendi, laß den armen Monezas nach der Stadt schaffen; Adieu, meine Herren!“

Bolivar war während dieses Gespräches bald blaß, bald kirschbraun im Gesicht geworden; er zitterte vor Wuth und es ist nicht daran zu zweifeln, daß er den Gedanken hatte, Paez vom Pferde zu schießen.

Doch blieb er so viel Herr über sich, um dies wenigstens zu unterlassen.

Er setzte sich mit dem Major in seinen Wagen und fuhr ab.

Arismendi schaffte den Körper des Monezas nach der Stadt.

Schon in der Frühe des nächsten Morgens bemerkte man eine bedeutende Aufregung in Carraccas.

Nicht allein die Bewohner dieser Stadt, sondern auch aus der Umgegend und aus entferntern Städten hatten sich Leute eingefunden, um dem Processe beizuwohnen, welcher für das Land ein so großes Interesse hatte.

Das Präsidialgebäude war bereits lange vor Beginn der Verhandlungen gefüllt.

Vor demselben stellte sich eine andere Menge, Kopf an Kopf auf

und trotz dem Gemisch aller Raçen, welche hier vertreten waren, verhielt sich alles still und ruhig.

Der Unwille gegen Bolivar hatte den höchsten Grad erreicht.

Denn man kannte bereits seine letzte verbrecherische Handlung und obwohl Monezas keineswegs beliebt gewesen, so blieb doch immer Bolivars That eine schändliche.

Gegen neun Uhr endlich erschienen die Mitglieder der Junta, meistens zu Fuß.

Nur einige bedienten sich eines Wagens.

Paez kam zu Pferde.

Wunderbar stach dagegen der Aufzug ab, mit welchem Bolivar erschien.

In einer leichten englischen Chaise sitzend, welche von vier Pferden gezogen wurde, die wiederum von zwei kleinen schwarzen Jockeis geführt wurden, rasselte er im Fluge daher.

Sein sonst kühner Muth hatte sich für heute in Frechheit umgewandelt und während seine kleinen schwarzen Teufel rücksichtslos in die Menge hineinfuhren, beachtete er ebenfalls nicht die Gefahr, in welche verschiedene Personen durch die Räder seines Wagens geriethen.

Man murrte dumpf.

Doch mehr Schaden als dieser Unwillen that ihm die Ueberzeugung der Menge davon, daß er wirklich ein Tyrann sei.

Bolivar sprang mit Leichtigkeit aus dem Wagen und eilte in den Sitzungssaal.

Dieser Saal bot ein merkwürdiges und imposantes Schauspiel.

Es war derselbe Raum, in welchem der Congreß bisher seine Sitzungen gehalten.

Im Hintergrunde desselben auf einer Art Bühne befanden sich durch dieselbe erhöht, die Sitze der Richter, die Mitglieder der Junta, sechszehn an der Zahl.

Zu beiden Seiten der Bühne stand ein Trupp Soldaten, mit Karabinern und Säbeln bewaffnet.

Vor der Bühne war ein leerer Raum, der Platz für die Angeklagten, deren Vertheidiger und für die Zeugen.

Eine Chaine von Soldaten trennte diese von den Zuhörern, welche bunt, in allen möglichen Trachten und von allen möglichen

Raçen, dicht gedrängt, ungefähr drei Viertheile des Saales einnahmen.

Bald nach dem Eintreffen Bolivars wurden die Marquise Isabella Valeria und der Profeß Lainez hereingeführt.

Eine Art Schamröthe bedeckte Bolivars Antlitz, als er neben diesen Personen auf der Anklagebank Platz nahm.

Die Marquise Isabella Valeria schien mehr todt als lebendig zu sein.

Nur der Jesuit hatte seine Fassung vollständig behalten.

Hinter diesen Angeklagten nahmen nach und nach Platz:

Der Marquis Alivarez, dem fast Niemand kannte und der daher ein Gegenstand allgemeiner Neugier war.

Der General Arismendi.

Donna Marie.

Der Schließer Valdoz.

Ein Diener Bolivars.

Ein Engländer, Namens Jinkins Carris und endlich:

Der Banquier Hernandez Silvia.

Paez präsidirte die Junta.

Gleich nach neun ein halb Uhr verkündete derselbe die Eröffnung der Sitzung.

Demnächst stellte er den Sekretair der Republik, Titus Galba als den öffentlichen Ankläger vor.

Sodann ernannte er Cortes de Madariaga zum Inquisitar.

Als alles dies geschehen, forderte er Galba auf, die Anklage zu verlesen.

Als dieser sich erhob, herrschte eine lautlose Stille.

Derselbe begann:

„Mit Bedauern sehe ich mich genöthigt auf diesen Platz zu treten und meine Stimme zu erheben, um einen Mann anzuklagen, dem unser junge Staat und seine Bewohner eine Zeit lang den schönsten Titel, welchen nur ein Staatsmann und Heerführer sich wünschen kann, gaben, ich meine den eines Libertadors.

Mit Trauer blickt das Land auf diesen Akt, ich weiß es, und ich spreche nur die Gefühle aller meiner Mitbürger aus, wenn ich sage, ich hätte gewünscht, der Mann, welchem jener Titel zu Theil wurde, sei im Bemühen, seinem Vaterlande treu und redlich zu dienen, gefallen,

damit es ihn ehren dürfte, wie es seine früheren Verdienste zu fordern schienen.

Aber leider hat ein ungemessener Ehrgeiz diesen Mann auf eine verderbliche und verrätherische Bahn getrieben; verderblich für ihn, indem er damit umging, sein Vaterland zu verrathen.

Der Verdacht, daß er diese Absicht hegte, hatte sich schon seit längerer Zeit herausgestellt; doch die öffentliche Meinung verbarg sich vor seiner Stellung, vor seinen glänzenden Eigenschaften und vor seinem Ruhme, sie wagte nicht zu wiederholen, was einzelne flüsterten, bis eklatante Beweise denselben rechtfertigten und jene ihre Stimme erhob.

Leider haben die in Folge dieser Umstände angestellten Ermittelungen ergeben, daß das Streben des Libertadors schon von vorne herein seine Erhöhung und persönliche Erhebung bezweckte und daß die Befreiung des Vaterlandes ihm nur Nebensache war.

Gehen wir, um diese Behauptung zu beweisen, die einzelne Zeitabschnitte seines Lebens durch.

Der ehemalige Präsident und General Bolivar gehörte und gehört einer Familie an, welche im Dienste Spaniens eine der höchsten Stellen dieses Landes, so lange es noch spanische Colonie war, erblich besaß und besetzte.

Derselbe hat die Jahre seiner Jugend in Spanien verlebt und sich dort durch Heirath mit einer spanischen Familie verbunden.

Er hat sich später wiederum dorthin begeben und während der ganzen Zeit der Jahre von 1789 bis 1809 zeigte er auch nicht die geringste Neigung, sich gegen die schändliche Herrschaft der Spanier aufzulehnen, um für sein Vaterland in die Schranken zu treten.

Erst als die Revolution wirklich ausbrach und Erfolge gewann, schloß er sich derselben willenlos an, weil ihm nur die Wahl blieb, dies zu thun, oder sein bedeutendes Vermögen zu verlieren. Sein Beweggrund zu diesem Schritte ist daher leicht erklärlich.

Auch im ersten Verlaufe der Aufstände zeigte sich Bolivar lau und im höchsten Grade zweideutig. Er zog es vor, statt seine glänzenden Eigenschaften zum Nutzen seines Vaterlandes zu entfalten, in der Stellung eines gewöhnlichen Agenten nach Europa zu gehen und Waffen anzukaufen. Erst als sich England zu unserm Gunsten erklärte,

trat er offen und thätig auf und begann nun, um die Gunst der Massen wie der Einzelnen, förmlich zu buhlen.

„Ich erinnere an die Feste, welche er den Mitgliedern des Congresses gab und an die Freilassung seiner Sclaven."

„Die Folge davon war, daß er in schneller Reihefolge stieg, bis zu einer Höhe, die ihm möglich machte, sein Vaterland schon damals zu verrathen, ja ich scheue mich nicht dies zu sagen, da ich Beweise habe, daß der General in jener Zeit mit den Spaniern unterhandelte, ohne dem Congresse davon Mittheilung zu machen."

Als Galba diese Worte gesprochen, erhob sich Bolivar heftig und rief:

„Halten Sie gefälligst einen Augenblick inne!"

„Was wünschen Sie?" fragte Madariago.

„Ich werde hier gleich einige Bemerkungen machen!"

„Sie haben kein Recht, die Vorlesung der Anklage zu unterbrechen!"

„Sie nennen dies eine Anklage!"

„Die Einleitung zu derselben, ja!"

„Es sind Verleumdungen!"

„Das wird sich später zeigen!"

„Es sind die schändlichsten Lügen!"

„Don Simon Bolivar!"

„Und Sie machen sich der Theilnahme an diesen Lügen schuldig!"

„Don Simon Bolivar, Sie kennen die Stellung des Richters und des Angeklagten zu genau, als daß ich noch nöthig hätte, Sie darüber zu belehren!"

„Ja, ich kenne Sie freilich, freilich!"

„So bitte ich Sie, dieselben stets im Auge zu behalten!"

„Und ich ersuche Sie, nicht zu erlauben, daß die schändlichsten Lügen öffentlich vor der ganzen Welt ausgesprochen werden!"

„Don Bolivar —!"

„Ja, darum bitte ich Sie nicht allein, ich fordere es, es ist Ihre Pflicht es zu verhindern!"

„Don Bolivar, besinnen Sie sich!"

„Halten Sie mich für unbesonnen, Sennor?"

„Ich kann Ihnen die Frage nicht beantworten!"

„Weshalb nicht?"

„Don Bolivar, ich thue es ungern, gewiß ungern!"

„Ich frage, ob Sie mich für unbesonnen halten!"

„Ich thue es wahrhaft ungern, aber Sie zwingen mich —!"

„Ja, ich will es hören!"

„Sie zwingen mich, Ihnen zu sagen, daß Sie vor einem Gerichtshofe stehen, der über Sie und die Anklage gegen Sie urtheilen soll!"

„Ich widerhole, daß die Anklage nichts als Verläumdungen enthält!"

„Ich ersuche Sie jetzt zu schweigen!"

„Wie, ich — soll —?"

Bolivars Aeußeres zeigte deutlich alle Anzeichen einer fürchterlichen Wuth.

Jedoch Paez erhob sich und sprach mit seiner starken durchdringenden Stimme, ehe jener noch ein Wort hervorzubringen im Stande war:

„Don Simon Bolivar, der Staatssecretair Galba ist beauftragt, die Anklage gegen Sie zu verlesen und Sie werden später Gelegenheit bekommen, sich gegen dieselbe zu vertheidigen. Für jetzt haben Sie zu schweigen!"

Bolivar warf einen fürchterlichen Blick des Hasses und des Zornes auf Paez und schien wiederum etwas entgegnen zu wollen.

Jedoch ein dumpfes Murren des hinter ihm befindlichen Publikums belehrte ihn, daß er hier nur Gegner habe; er schwieg daher und Galba fuhr fort:

„Es ist offenbar, daß der General sich dadurch den Rücken sichern wollte, um, wenn der Aufstand unterdrückt werden sollte, als ein den Spaniern ergebener Mann zu erscheinen. Wir wissen nicht, wie viel seine Handlungsweise zu dem Unglücke vom März 1812 beigetragen.

„Vermuthlich aber hatte sich Bolivar in seinen Hoffnungen auf die Spanier getäuscht, oder traute ihren Versicherungen nicht, und statt jede Anstrengung darauf zu richten, sein bedrängtes Vaterland zu befreien, trat er in die Dienste eines damals uns fremden Staates, wo er mit ungleich mehr Glück als in Venezuela kämpfte, wo ihn das Glück in der berühmten Affaire von Varinas sofort wieder verließ.

„Jetzt erst und nachdem er sah, daß Monteverde mit ihm wahrscheinlich thun würde, wie mit Miranda, entschloß er sich, Ernst zu machen und erließ die fürchterliche Proklamation vom 13. Januar 1813, die so vielen Patrioten das Leben kostete, weil der Libertador sich an zweitausend Wehrlosen rächte, daß die Spanier seine Hoffnungen getäuscht und seine Absichten zu Schanden gemacht.

„Wir Alle wissen was nun folgte.

„Bolivar schwang sich durch seine von Intriguen unterstützten Fähigkeiten bis zum Oberbefehlshaber sämmtlicher Armeen auf.

„Als solcher vereinigte er mit seiner militairischen Stellung auch die oberste Civilgewalt, nachdem er in Carraccas eingezogen.

„Statt aber hier den Congreß zusammenzurufen, um eine Verfassung zu entwerfen und dem Lande Gesetze zu geben, erließ er Dekrete mit Gesetzeskraft und setzte einen Rath von Officieren ein, die Land und Volk willkürlich behandelten.

„Ja, noch mehr; er brachte es endlich dahin, daß ihm wirklich die Dictatur mit unumschränkter Gewalt übertragen ward.

„Wahrscheinlich hätte er schon damals seine Absichten enthüllt, wenn sich nicht das Kriegsglück wendete.

„Aber der geschlagene Dictator ließ sein Vaterland zum zweiten Male im Stiche und ging nach Granada, um für dessen Rechnung die Spanier zu bekriegen, wobei er noch die Trümmer unserer geopferten Armeen mit sich nahm.

„Endlich verließ er gar das Land und ging nach Jamaika und Domingo, wo er seine Zeit in Nichtsthun verbrachte und er erst wieder erschien, als Paez, Arismendi und Mac Gregor dem Dinge eine andere Wendung gegeben.

„Er entfloh zum zweiten Male als er wiederum geschlagen ward.

„Demungeachtet und nachdem hinlänglich bewiesen, daß sich Bolivar auf dem Schlachtfelde nur durch die erhaltenen Niederlagen ausgezeichnet, gelang es, als unsere tapfern Generale das Land wieder befreit, seinen Intriguen, seine abermalige Wahl zum Präsidenten durchzusetzen.

„Er wollte aber noch mehr.

„Er versuchte die höher stehenden Offiziere für sich zu gewinnen

und ihnen die Vortheile einer absoluten Regierungsform mit einem Kaiser oder Könige an der Spitze darzustellen.

„Er verschmähete bei dieser Beweisführung sogar nicht, den Dolch des Meuchelmörders zu benutzen.

„Doch sein verwegener und verrätherischer Plan scheiterte an der Rechtschaffenheit unserer Generale und das Vaterland war gerettet.

„Demungeachtet ward er später, als der jetzige Präsident die Wahl ablehnte, wiederum zum Präsidenten gewählt und in der Zeit zwischen dort und hier fallen seine Verbrechen gegen das Vaterland.

„Sennores, ich habe es für nöthig gehalten Sie mit dieser langen Einleitung zu quälen, damit es Ihnen möglich wird, den Charakter des Angeklagten genau kennen zu lernen. Ich gehe jetzt zu der Anklage selbst über!"

„Der neuerwählte Präsident begann sofort die Armee in seinem Sinne zu reinigen, das heißt, alle ihm mißliebigen Officiere zu entfernen.

„Er führte diese Armee aus dem Lande, um sie dort, wie es seinen Zwecken entsprechend, zu organisiren.

„Er vergeudete in einem, dem Stande fremden Kriege ohne Sanction der Cortes, Blut und Geld des Volkes.

„Nach seiner Rückkehr nahm er abermals die Versuche auf, für sich einen Thron aus dem Präsidentenstuhle zu machen.

„Er schüchterte die Cortes durch die Armee ein.

„Er unterhandelte mit spanischen geheimen Emissären.

„Er unterhandelte mit den Jesuiten.

„Er munterte endlich einen General zur Empörung auf und nahm an derselben Theil.

„Ich werde nach Beendigung der nöthigen Förmlichkeiten speciell auf jeden Punkt der Klage eingehen."

Die Mitschuldigen des Präsidenten befinden sich neben ihm.

„Wollen Sie, daß deren Prozesse erst verhandelt werden? Es würde noch ein besonderes Licht auf den Hauptangeklagten werfen!"

Die Junta beschloß einstimmig auf den Vorschlag einzugehen.

Bolivar war so blaß wie eine Leiche.

Aber obschon er sich nach Beendigung der Rede des Secretairs erhoben, um zu antworten, mußte er sich doch wieder setzen.

Madariago forderte den Jesuiten auf, sich zu erheben.

Dieser that es.

„Ihr Name?" fragte der Inquisitor!"

„Martinez Lainez!" lautete die Antwort.

„Ihr Stand?"

„Priester!"

„Sie gehören einer Gesellschaft an?"

„Ja!"

„Weshalb fügen Sie dies nicht hinzu?"

„Sie haben nur nach meinem Stande gefragt!"

„Nun?"

„Alle eigentlichen Mitglieder der Gesellschaft sind Priester; ich bin ein Priester!"

„Aber ein Mitglied der Societé?"

„Allerdings!"

„Die Societé besteht aber nicht mehr?"

„Sie besteht!"

„Sie ist überall aufgehoben!"

„Niemand hat das Recht sie aufzuheben!"

„Das sind Ihre Begriffe von der Sache!"

„Ja, und ich hoffe, die richtigen!"

„Sie irren!"

„Jeder Mensch kann irren!"

„Wenn die Gesellschaft noch irgend wo besteht, so ist sie eine geheime!"

„Die Societé scheut die Oeffentlichkeit nie!"

„Welchen Grad haben Sie in dieser Gesellschaft?"

„Ich bin Profeß!"

„Wie alt sind Sie?"

„Zweiundachtzig Jahre!"

„Was bewegt Sie in diesem Alter noch so gefährliche Missionen zu übernehmen?"

„Meine Pflicht!"

„Wurden Sie von Jemand beauftragt, oder handeln Sie nach eignem Ermessen?"

„Beides zusammen!"

„Was ist denn Ihre Absicht?"

„Die Restituirung der Societé!"

„Warum grade hier in diesen Landen?"

„Was hier geschieht, soll überall geschehen!"

„Wo sind Sie geboren?"

„In Valadolid in Spanien!"

„Seit wann gehören Sie dem Orden an?"

„Seit ich denken kann!"

„Sie handeln also überhaupt aus inniger Ueberzeugung bei ihren Versuchen, demselben das verlorene Feld wieder zu verschaffen?"

„Ja!"

„Secretair, verlesen Sie die Anklage!"

Der Angeredete, welcher während des Verhörs die für ihn nöthigen Notizen nieder geschrieben, erhob sich und nach Nennung des Namens, Alters und Standes des Angeklagten, fuhr er fort:

„Derselbe hat sich, den bestehenden Gesetzen und Vorschriften entgegen, schuldig gemacht, die aus dem Lande verwiesenen Jesuiten wieder einzuführen und mitzuwirken, daß jenes wieder unter die Herrschaft der Spanier komme."

Der Mann setzte sich.

„Sie haben gehört!" sagte Madariago.

„Ja!" entgegnete der Padre.

„Was haben Sie der Anklage zu entgegnen?"

„Daß sie theils wahr, theils unwahr ist!"

„Worin wahr?"

„Es ist richtig, was über die Jesuiten gesagt!"

„Also Sie gestehen dies ein?"

„Ich habe keine Ursache zu leugnen, mein Stand verbietet es!"

„Sie kannten die Gesetze des Landes!"

„Das heißt die Intriguen!"

„Ja!"

„Ich kannte sie!"

„Sie wissen also auch, daß Sie gegen dieselben gefehlt?"

„Ja!"

„Sie bekennen sich also für schuldig?"

„Nein!"

„Nicht?"

„Nein, ich kann mich nicht schuldig bekennen!"

„Weshalb nicht?"

„Weil Ihre Gesetze für mich nicht bestehen!"

„Sie können doch keine Wirklichkeit leugnen!"

„Die alten Märtyrer kümmerten sich ebenfalls nicht um sie!"

„Sie glauben vielleicht ein Märtyrer zu werden?"

„Ich bin zu allem bereit!"

„Das Alles löscht Ihre Schuld nicht aus!"

„Ich trage keine Schuld, ich that nur meine Pflicht!"

„Ihre Pflicht hat Sie zu weit geführt!"

„Das kann sie nie!"

„Sie werden bestraft werden!"

„Ich bin darauf gefaßt!"

„Doch zum zweiten Punkt der Anklage."

„Den bestreite ich!"

„Sie sind indessen mit Leuten gekommen —?"

„Ah, diese Leute —?"

„Wissen Sie, was sie wollten?"

„Ja!"

„Und Sie leugnen dennoch Ihre Theilnahme?"

„Auf das Entschiedenste!"

„Ich bitte mir dies zu erklären!"

„Ich bitte mir zu sagen, wodurch ich mich der in der Anklage behaupteten Theilnahme schuldig gemacht habe!"

„Durch die stete Begleitung der Leute!"

„Nur dadurch?"

„Durch Ihre Unterhandlungen mit Bolivar!"

„Unmöglich!"

„Durch Ihre Unterhandlungen mit Monezas."

„Alle hatten nur den ersten Zweck!"

„Es scheint nicht so!"

„Ich versichere Sie!"

„Halten Sie es für Recht, daß die sogenannten Colonien die Herrschaft Spaniens abgeschüttelt haben?"

„Ah, das ist etwas Anderes!"

„Halten Sie es für Recht?"

„Nein!“

„Ah — also —!“

„Das ist meine Meinung, Sennor!“

„Würden Sie mitgewirkt haben, die alte Herrschaft herzustellen?“

„Ohne Zweifel!“

„Das gestehen Sie zu?“

„Alles was wahr ist!“

„Es ist gut, setzen Sie sich. — Donna Rovierez, ich ersuche Sie, sich zu erheben!“

Die Marquise versuchte der Aufforderung nachzukommen, doch war sie so schwach, daß es nicht ohne Unterstützung ging und die beiden braunen Soldaten, welche sie zu halten neben sie traten, schienen ein Paar broncene Statuen neben einem bekleideten Marmorbilde zu sein.

„Ihr Name?“ fragte Madariago.

„Isabella Valeria de Rovierez!“

„Wo sind Sie geboren?“

„In Malaga!“

„Sie waren schon früher verheirathet?“

„Ja!“

„An wen?“

„An den Marquis Alvierez!“

„Wodurch ist diese Ehe getrennt?“

„Durch den Tod des Marquis!“

„Sind Sie dessen gewiß?“

„Ja!“

„Wodurch?“

„Ich habe ihn sterben und begraben sehen!“

„Giebt es keinen andern Grund zu ihrer Ueberzeugung?“

„Nein!“

„Besinnen Sie sich!“

„Ich weiß keinen andern!“

„Sie hatten eine Tochter?“

„Ja!“

„Wo ist diese?“

„Das weiß ich nicht!“

„Sie gaben dieser früher die Schuld am Tode des Marquis!"

„Ja, ich that es!"

„Glaubten Sie wirklich selbst daran?

„Ja!"

„Donna Rovierez, überlegen Sie Ihre Worte!"

„Ich thue es!"

„Sie fordern durch Unwahrheiten das Gesetz heraus!"

„Ich sage keine Unwahrheiten!"

„Sie schänden sich dadurch selbst!"

„Mein Herr, ich versichere Sie —!"

„Also, Ihre Tochter hätte —?"

„Sie hat ihren Vater vergiftet!"

„Sie wissen dies gewiß?"

„Ja!"

„Wie ist das aber möglich?"

„Sie entlief sofort nach dem Tode desselben!"

„Das scheint ein schwacher Beweis!"

„Für mich hinreichend!"

„Für eine Mutter sollte er dies gerade nicht sein!"

„Es thut mir leid!"

„Mir, in Wahrheit, ebenfalls; Sie bleiben also dabei?"

„Ja!"

„Was wollten Sie in Venezuela —?"

„Ah — ich —?"

„Sprechen Sie!"

„Ich — eigentlich nichts!"

„Sie kamen mit Ihrem verstorbenen Gemahle!"

„Ja!"

„Was wollte dieser?"

„Ich weiß es nicht!"

„Er scheint einen bestimmten Zweck gehabt zu haben."

„Es ist möglich!"

„Also Sie wissen wirklich nicht darum?"

„Nein!"

„Verlesen Sie die Anklage."

Der Sekretair erhob sich und las:

„Donna Isabella Valeria de Rovierez ist beschuldigt der Mitwissenschaft an verrätherischen Umtrieben gegen den Staat und der Theilnahme an Mordbrennerei, verübt durch Anzündung einer dem Präsidenten Paez zugehörigen Hacienda bei Barcelona."

„Sie haben gehört?" fragte Madariago.

„Ja!"

„Bekennen Sie sich des Verbrechens schuldig?"

„Nein!"

„Sie glauben überhaupt, nicht schuldig zu sein?"

„Nein!"

„Donna Rovierez, kennen Sie jenen Mann? erheben Sie sich, Don Alvierez!"

Die Marquise bebte.

Dessenungeachtet warf sie einen Blick hinter sich.

Aber mit einem lauten Schrei sank sie zusammen.

Ihre Ohnmacht war jedoch nicht von Dauer.

Sie erholte sich bald.

„Nun?" fragte Madariago.

„Was wünschen Sie?"

„Kennen Sie den Mann?"

„Ja!"

„Sie sehen, er ist nicht vergiftet!"

„Nein!"

„Wenigstens Ihre Tochter hat es nicht versucht, ihn zu vergiften!"

„Ich weiß es nicht!"

„Sie wußten es erst sehr bestimmt!"

„Ich glaubte es!"

„Aber Sie —?"

„Wie, mein Herr?"

„Haben Sie nie einen Versuch dazu gemacht?"

„Ich weiß es nicht!"

„Antworten Sie bestimmter!"

„Ich kann nicht!"

„Verlangen Sie Zeit?"

„Ich bin bereits mehr todt als lebendig!"

Der Präsident ließ eine Pause eintreten und dann ward das Verhör fortgesetzt.

Die Kraft der Marquise ward jedoch völlig gebrochen, als ihr endlich auch Donna Maria vorgestellt wurde.

Sie gestand.

Ihr Geständniß aber war ein so umfassendes, daß noch bei Weitem mehr zum Vorschein kam, als man wollte.

Nach dem Geständnisse sank sie wiederum ohnmächtig zusammen.

Donna Maria, Alvierez und selbst Paez konnten, trotzdem sich der Letztere alles Ungemach, welches er von jenem Weibe erlitten, in das Gedächtniß zurückrief, die Marquise nicht ohne Rührung betrachten.

Donna Isabella Valeria ward unter den Verwünschungen der Menge hinausgeführt.

Jetzt also sollte die Verhandlung gegen Bolivar beginnen und Alles lauschte gespannt.

Madariago begann zu fragen:

„Ihr Name?"

„Simon Bolivar!"

„Geboren?"

„Am 25. Juli 1783!"

„Wo?"

„Hier in Carracas!"

„Sie haben bereits die Anklage im Allgemeinen gehört?"

„Ja!"

„Wollen Sie darauf zunächst antworten, oder sollen die einzelnen Punkte erst genau specificirt und mit Beweisen unterstützt werden?

„Es wird dies überhaupt nicht nöthig sein!"

„Weshalb nicht?"

Ich werde so antworten, daß es überflüssig ist!"

„Sprechen Sie!"

Bolivar warf einen stolzen Blick um sich und begann:

„Ich stehe hier an einem Orte, welchen einzunehmen ich nie geglaubt hätte.

„Doch es ist das Schicksal aller großen Männer, verkannt zu werden, und ich stehe hier, weil ich verkannt worden.

„Es ist das Schicksal aller großen Männer, daß der Neid sie verleumdet, und ich stehe hier, weil kleinliche Neider mich zu schmähen für gut finden, um mich vor der ganzen Welt zu schänden.

„Aber sie mögen sich vorsehen.

„Ich fürchte nicht, vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung und später der Geschichte zu treten; sie aber mögen sich davor entsetzen.

„Mein Leben liegt wie ein geöffnetes Buch vor der Welt!

„Alles, was ich that, that ich öffentlich, beseelt von dem Wunsche, der Welt und meinem Vaterlande zu nützen.

„Zwergideen geistiger Krüppel wollten es anders.

„Ich übergehe die Schmähungen und offenbaren Lügen, welche der öffentliche Ankläger sich erlaubt hat, gegen mich vorzubringen; ich halte sie nicht der Beantwortung werth und meine Landsleute, alle Völker und Nationen werden wissen, was sie davon zu halten haben.

„Ich gehe sofort zu den mir zu Verbrechen gemachten Thatsachen über.

„Meine Absicht im Kampfe gegen Spanien war nicht allein die Befreiung von Venezuela!

„Nein, ich wollte ganz Südamerika befreien und es zu einem Staate oder Staatenbunde vereinigen!

„Dies schien mir wünschenswerth!

„Dies schien mir ersprießlich!

„Es schien mir auch möglich zu sein!

„Die Nützlichkeit davon kann jedoch kein beschränkter Verstand begreifen; hoffentlich aber werden Sie einsehen, Sennores, daß ich nur deshalb bald hier, bald dort, wo es mir am günstigsten schien, die Macht der Spanier zu schwächen suchte.

„Sie werden bald auch einsehen, was aus den einzelnen Staaten werden wird; sie tragen die Lebensunfähigkeit bereits in sich und werden unwiderruflich in ihrem Siechthum die Beute eines jeden Abentheurers, oder die mittelbaren Kolonien Nordamerikas und Seestaaten Europas bleiben.

„Denken Sie seiner Zeit an meine Worte!

„Es wird mir zur Last gelegt, nach Alleinherrschaft getrachtet zu haben!

„Ich gestehe dies zu, ja ich wollte der Beherrscher und der unumschränkte Beherrscher von Südamerika sein!

„Sie nicht, Sie alle nicht, ich weiß es, sind im Stande, eine solche Idee zu fassen, die demungeachtet nur das Beste des großen Staates bezweckte.

„Ich wollte die Macht zeitweise in die Hand einer Person koncentriren, um erst eine wirkliche Vereinigung aller Kräfte herbeizuführen. Das kann eine zerspaltene, zerfahrene, von Parteigeist zerrissene Versammlung nicht; ich halte überhaupt nichts von diesen Versammlungen, denen man durch Gewalt imponiren und die man für Geld Gut oder Stellen kaufen kann; ich halte sie für ein Hinderniß im Leben eines Staates!

„Ich scheue mich nicht, dies zu sagen, Sennores, es giebt nur eine Regierungsform für große Reiche und diese umfaßt der Ausdruck Krone.

Sie kennen jetzt meine Gründe und meine Absichten und um Ihnen vollkommen genügend zu antworten, bekenne ich auch, daß ich viel, sehr viel Ehrgeiz besitze und für Staatsmänner nur die Moral des Vortheils kenne.

„Was die weitere Beschuldigungen betrifft, so sind dieselben eigentlich Lächerlichkeiten.

„Wenn ich mich Kaiser oder König von Südamerika träume, werde ich mich hoffentlich nicht sehnen, unter Spanien Statthalter zu sein!

„Indessen die Jesuiten!

„Doch ich habe nicht Lust, auch nur das Geringste meiner Ansichten zu verbergen!

„Ich halte die Jesuiten für Südamerika so nothwendig, wie die christliche Religion überhaupt!

„Nun wissen Sie hoffentlich, was Sie wissen wollten!

„Sennores, ich sage dies, weil ich Ihnen noch etwas zu sagen habe! was Ihnen vielleicht nicht so wünschenswerth erscheinen möchte.

„Ich habe Ihnen geantwortet, weil es mir so beliebte; aber ich erkenne dessenungeachtet so wenig Ihr Recht an, mich zur Untersuchung zu ziehen, wie mich zu verurtheilen!"

„Nach einem einstimmigen Beschlusse des Congresses zu Granada bin ich zum Präsidenten dieses Staats erwähtt.

„Sie sehen in mir also das zeitige Oberhaupt eines von Ihnen unabhängigen Landes und haben auch nur in der für solches Verhältniß üblichen Weise mit mir zu verhandeln.

„Ich gebe Ihnen von vorne herein das Bürgerrecht in diesem Staate zurück.

„Doch verstehen Sie wohl, freiwillig!

„Denn sonst könnte es mir Niemand nehmen!

„Hier ist übrigens eine amtliche Ernennungsurkunde, falls Sie meinen Worten keinen Glauben schenken sollten."

Bolivar legte das amtliche Instrument auf den Tisch der Junta und entfernte sich stolz, ohne aufgehalten zu werden, aus dem Saale.

Die Junta beschloß, das Urtheil auszusetzen, während ein Höllenlärm von draußen verkündete, welcher Empfang dem Libertador von der Menge geworden.

Doch Bolivar blickte nur verächtlich auf dies Mischlingsvolk, während seine Equipage durch dieselbe rollte und wieder, wie vorhin, mehrmals nahe daran war, die Säumigen oder Unvorsichtigen auf ihrem Wege zu rädern.

Der Jesuit und die Marquise wurden einstweilen wieder in's Gefängniß geführt.

83.

Was nun.

Paez und Marie waren zu Hause angelangt.

Ebenso Don Alvierez.

Auf Alle aber hatte das eben Erlebte einen unbehaglichen Eindruck gemacht.

Man war sehr stille, fast traurig.

Diese Stimmung blieb auch während des Mahles.

Als es vorüber und Alvierez gegangen, seine Siesta zu halten, sagte Paez zu Marie und Elwire:

„Bleibt!"

„Was willst Du, José?" fragte Marie.

„Ich habe mit Euch zu sprechen!"

„Was denn?"

„Ahnst Du es nicht?"

„Wohl — ich mag nicht daran denken!"

„Doch müssen wir darüber sprechen!"

„Wie Du willst!"

„Was hast Du heute Vormittag empfunden?"

„Einen bittern, bittern Schmerz!"

„Weiter nichts?"

„Ach ja; eine große Trauer!"

„Ich glaube es!"

„Noch mehr, einen tiefen Kummer!"

„Ich sah es!"

„Weißt Du, was ich wünschte?"

„Nun?"

„Aber verzeihe mir!"

„Weshalb?

„Daß ich eine böse Erinnerung wach rufe!"

„Thue es, ich bin an Alles erinnert!"

„Ich wünschte, meine Mutter —!"

„Nun, Deine Mutter?"

„Ich wünschte, sie wäre den Tod der deinigen gestorben!"

„Ich stimme Dir bei!"

„Doch, Du verstehst mich nicht unrecht!"

„Nein, nein!"

„Ich meine nicht die Todesart: ich meine so unschuldig!"

„Ich verstand vollkommen!"

„Aber hast Du ihren Zustand genau beobachtet?"

„Ich habe weiter nichts gethan!"

„Ihre Kraft ist gebrochen!"

„Ja, gänzlich!"

„Ihr Muth scheint hin zu sein!"

„Wie bei allen alten Verbrechern!“

„Ach ja, sie ist eine große Verbrecherin!“

„Du hast Recht!“

„Wie frech noch bis zuletzt!“

„Ich habe sie bewundert!“

„Höre, Paez!“

„Sollte mein Gemüth Aehnlichkeit mit dem ihrigen haben?“

„Nicht das Mindeste!“

„Gewiß nicht?“

„Nein, nein, ich versichere Dich!“

„Ach — sonst —!“

„Nun, sonst?“

„Ich könnte mir das Leben nehmen!“

„Beruhige Dich!“

„Es wäre mir wirklich zu schrecklich!“

„Wie mag die Stimmung Deines Vaters sein?“

„Ich weiß es nicht!“

„Er war sehr still!“

„Ja — fast niedergeschlagen!“

„Er ist alt!“

„Weshalb, meinst Du?“

„Das Alter stimmt zur Sanftmuth!

„Sein Groll scheint gemildert zu sein, ja!“

„Wenn ich es wüßte —?“

„Weshalb?“

„Doch erst müssen wir einig werden!“

„Worüber?“

„Ueber die Marquise!“

„Ah —!“

„Sage mir, aufrichtig aber, empfindest Du noch Haß gegen die Marquise?“

„Nein — nicht mehr!“

„Gewiß nicht — wie Du!“

„Ich war längst mit mir einig!“

„Ja!“

„Ich verzieh ihr schon seit lange!“

„Du bist ein edler Mann!“

„Deshalb nicht!“

„Aber sieh, ich, ihre Tochter, that es noch nicht!“

„Das mußt Du mit Dir abmachen!“

„Doch, ich will es jetzt thun!“

„Gut — so ziemt es sich!“

„Ich weiß es!“

„Damit ist es jedoch noch nicht genug!“

„Was sollen wir thun!“

„Wir müssen sie retten!“

„Wir — das wirst Du allein können!“

„Nein, wir, sage ich!“

„Ah, Du bedarfst der Hülfe dazu?“

„Ja —!“

„Und meiner —?“

„Ja, nur Deiner!“

„Erkläre mir —!“

„Sie in Freiheit zu setzen, wäre Kleinigkeit!“

„Ich dächte auch!“

„Sie fortzuschaffen ebenfalls!“

„Gewiß!“

„Aber ich möchte Sie mit beruhigtem Bewußtsein zurücksenden!“

„Ah —!“

„Ja Maria!“

„Ich — soll sie sehen, mit ihr sprechen?“

„Unbedingt!“

„Ach, Paez —!“

„Es wird Dir schwer?“

„Unendlich!“

„Und dennoch —!“

„Ja, Du magst recht haben!“

„Glaubst Du, daß mir dieser Schritt leicht wird?“

„Nein, gewiß nicht!“

„Wahrlich, ich sage Dir, ich stürzte mich lieber in das Gewühl der Schlacht!“

„Ich glaube es!“

„Doch nun der Vater —!“

„Soll ich mit ihm sprechen?“

„Wenn Du wolltest!“

„Gerne!“

Maria ging.

Der alte Marquis hielt bereits Siesta.

Doch die Tochter weckte ihn.

Neben ihm sitzend, begann sie:

„Vater!“

„Was willst Du, meine Tochter?“ fragte der ehemalige Gouverneur.

„Vater, ich habe eine Bitte an Sie!“

„Sprich, meine Tochter!“

„Sie haben mir vollständig verziehen!“

„Was denn!“

„Meine frühere Thorheiten!“

„Ach Kind, was fällt Dir ein!“

„Ich möchte es gerne noch mal hören!“

„Nun gut, ja!“

„Sie haben mich lieb!“

„Du bist ja das einzige Wesen auf der Welt, welches ich lieb hatte und lieb haben darf!“

„Wie freue ich mich!“

„Was willst Du denn eigentlich?“

„Mein Vater —!“

„Nun —?“

„Paez ist recht großmüthig!“

„Oh, daß weiß ich, ja!“

„Denke Dir nur —!“

„Was giebt es!“

„Er verzeiht —!“

„Wem — mir!“

„Ach, das ist ja längst geschehen!“

„Dir?“

„Auch das — ist schon lange geschehen!“

„Nun wem und was verzeiht er denn?“

„Der Marquise!"
„Wie —!"
Der Marquis fuhr auf.
Sein Blick flammte.
„Wie —!" rief er; „er verzeiht!"
„Ja, mein Vater!"
„Unmöglich!"
„Er vergiebt Alles!"
„So schwer aber gekränkt und alles vergeben?"
„Ist das nicht edel?"
„Es mag sein!"
„Sollen wir ihm nachstehen?"
„Ah — an Edelmuth gewiß!"
„Versuchen wir aber es ihm gleich zu thun?"
„Es geht nicht!"
„Doch annährend!"
„Auch das nicht; in diesem Falle nicht!"
„Mein Vater —!"
„Stille, Kind!"
„Haben Sie nicht gesehen?"
„Was denn!"
„Ihre Zerknirschung!"
„Ich habe mich daran geweidet!"
„Oh, sie ist hin —!"
„Denke an meine Qualen!"
„Sie hat viel gelitten!"
„Denke an meine Leiden!"
„Das Gewissen wird sie tödten!"
„Kein Kaiman frißt sich selbst!"
„Vater —?"
„Nein, nein!"
„Sie ist meine Mutter!"
„Wollte Gott es wäre nicht so!"
„Aber es ist so!"
„Ja leider!"
„Ich bin ihr Kind!"

„Nein — durchaus nicht!“
„Kann ich es leugnen!“
„Jetzt nicht mehr, sage ich!“
„Und dennoch!“
„Sie hat Dich geboren!“
„Nicht wahr?“
„Aber sie hat das Band zerrissen!“
„Das wieder anzuknüpfen, fällt mir auch nicht ein!“
„Was denn!“
„Wir wollen ihr nur verzeihen!“
„Nun, dann?“
„Ihr dies sagen!“
Der Marquis stutzte.
„Ihr Gewissen beruhigen!“
„Wenn sie ein solches hat!“
„Sie hat es!“
„Ich zweifle!“
„Oh, es war heute zu sehn!“
„Also das will Paez?“
„Ja, mein Vater!“
„Nein, nein, ich kann nicht!“
„Wie?“
„Ich kann nicht!“
„Mit dieser Antwort soll ich gehen?“
„Ja — geh!“
„Oh, sie wird ihm wehe thun!“
„Das ist meine Absicht nicht!“
„Sehen Sie — also um so mehr!“
„Ist Paez unten?“
„Ja!“
„Ich werde mit Dir gehen!“
„Ach ja!“
Vater und Tochter gingen hinab.
Paez schritt unruhig im Zimmer umher.
„Also sie wollten —?“ fragte ihn der Marquis.
„Ja, Sennor!“

„Ah — ich weiß nicht —!“

„Hören Sie mich an!“

„Gerne!“

„Die Marquise hat viel Verbrechen begangen!“

„Ja — sehr viele!“

„Sie befindet sich jetzt in trauriger Lage!“

„Ein wirkliches Glück für uns!“

„Es mag sein — aber sie hat ein Gedächtniß!“

„Wenigstens früher!“

„Gut gesagt, dies hat sich in ein böses Gewissen verwandelt!“

„Das ist zweifelhaft!“

„Nein, nein, ich kenne das menschliche Herz!“

„Die Marquise hat keins!“

„Glauben Sie das nicht, das Gewissen spricht am lautesten unter dem Galgen!“

„Da möchte ich sie sehen!“

„Nein, nie — nie!“

„Sie hat den Galgen verdient!“

„Mag es sein, ihr Anblick hat mir gesagt, daß sie bereits mehr gelitten, als wenn sie zehn mal gehängt worden!“

„Das wäre auch noch, um zehn Mal zu wenig!“

„Sie sind hart!“

„Aber nicht zu hart!“

„Ich glaube fast!“

„Nein, nein, Sie haben für Ihre Person Recht; Sie sind ihr ein Fremder!“

„Und Sie stehen oder standen ihr nahe!“

„Ja, ja, auch Maria hat Recht, denn sie ist ihre Mutter?“

„Aber Sie!“

„Ich war ihr Mann, ihr betrogener, geschändeter, tyrannisirter, verachteter und endlich vergifteter Mann, fragen Sie jeden Ehemann, was er für solches Scheusal von Weib in meinen Verhältnissen haben könnte?“

„Ich wiederhole, Sie sind hart!“

„Nein, durchaus nicht!“

„Also —?“

„Thun Sie, wie Ihnen gut dünkt!“

„Aber Sie?“

„Ich verzeihe ihr nie, noch mit meinem letzten Athemzuge werde ich ihrer fluchen!“

„Paez sah finster zu Boden!“

Maria weinte leise.

„Onkel!“ bat jetzt Elvire.

„Nichts, nichts!“ rief jener, „bin ich noch nöthig?“

„Nein, mein Herr!“ sagte Paez.

Der Marquis ging.

„Zürne ihm nicht!“ bat Maria.

„Nein, das kann ich nicht!“ entgegnete Paez.

„Er ist zu sehr gekränkt!“

„Ja, und er hat nicht ganz unrecht!“

„Also Du meinst auch?“

„Gewiß, sie hat ihm Alles genommen, es war zu viel!“

„Aber wir?“

„Ja, Maria, wir —!“

„Nun Paez!“

„Wir wollen thun, wie ich gesagt!“

„Wann?“

„Sofort — komm!“

„Wird uns Elvire begleiten?“

„Wenn Du willst, Cousine!“

„Erlaubst Du, Paez?“

„Komm, komm, es ist vielleicht gut!“

Paez, Maria und Elvire machten sich auf den Weg nach dem Gefängnisse.

Natürlich erhielten sie sofort Einlaß.

Als sie die Zelle der Marquise betraten, fanden sie diese auf dem Bette liegend.

Donna Isabella Valerias Stimmung war in ein neues Stadium getreten.

Sie hatte getobt; sie war verzweifelt, sie war zusammengebrochen und gefühllos geworden.

Sie war durch die verschiedenen, sie betreffenden Ereignisse dazu

veranlaßt worden und das letzte, das Verhör, setzte dem Ganzen in sofern die Krone auf, als es ihr jede Hoffnung nahm und sie abstumpfte bis zu Gleichgültigkeit.

In eine Art von Lethargie versenkt, lag sie daher auf ihrem Bette und schien nicht zu hören, noch zu sehen.

Die drei Besuchenden blieben einige Zeit an der Thüre.

Dann jedoch trat Maria vor.

„Madame!" sagte sie leise.

„Madame!" wiederholte sie.

„Donna Rovierez!"

Nur langsam richtete sich die Donna auf und jene äußerte:

„Madame, erkennen Sie mich!"

Jene schwieg noch immer.

„Madame, ich müßte Sie eigentlich Mutter nennen!"

„Mich, Sie?" fragte jetzt jene.

„Ja, ich Sie!"

„Ich weiß es nicht!"

„Aber Sie hatten einst eine Tochter?"

„Ah, jetzt verstehe ich!"

„Was meinen Sie?"

„Der hohe Gerichtshof ist sehr klug!"

„Ich spreche nicht von ihm!"

„Natürlich nicht!"

„Ich komme in einer guten Absicht!"

„Natürlich!"

„Kennen Sie mich?"

„Ganz gewiß!"

„Madame, Sie trauen mir nicht?"

„Oh freilich, ich traue Ihnen alles zu!"

„Sie thun unrecht!"

„Daß ich nicht beichte!"

„Wollen Sie beichten?"

„Ich bekenne nie!"

„Sie glauben, ich verlangte Geständnisse!"

„Was sonst?"

„Nein, Madame!"

„Der Gerichtshof braucht sie noch!“

„Ich habe mit ihm nichts zu schaffen!“

„Aber er sendet sie doch!“

„Nein, Donna!“

„Ah, was Sie sagen!“

„Ich versichere Sie!“

„Sie kamen also ohne Absichten?“

„Ich habe allerdings einen Zweck!“

„Nun, so sagen Sie ihn rund heraus!“

„Donna Isabella — ich wünschte —!“

„Was —?“

„Ich wünschte, daß Sie mich mit andern Augen ansehen!“

„Ich habe nur dies eine Paar!“

„Sie wollen mich nicht verstehen!“

„Oh, doch, ich verstehe vollkommen!“

„Sie wollen mich nicht kennen!“

„Ich kenne Sie sehr gut!“

„Sie wollen meine Absichten nicht erkennen!“

„Ich erkenne Ihre Absichten ganz klar!“

„Es ist hier nicht von dem die Rede, worüber ein irdischer Gerichtshof abzuurtheilen hätte!“

„Nicht, wirklich nicht?“

„Nein, Donna!“

„Nun, wovon denn?“

„Madame, Sie waren hart gegen mich!“

„Was hatte ich mit Ihnen zu schaffen?“

„Oh, Donna —!“

„Sagen Sie was?“

„Sie haben mir das Leben gegeben!“

„Schlimm genug!“

„Ich war Ihr Kind!“

„Jetzt nicht mehr?“

„Sie wollten es nicht!“

„Also was habe ich mit Ihnen zu schaffen!“

„Kann Sie wirklich nichts rühren!“

„Daß ich nicht wüßte!“

„Ist Ihr Herz zu Stein geworden?"

„Möglich wäre es schon!"

„Madame, ich bitte Sie —!"

„Weshalb?"

„Sie zwingen mich —!"

„Durchaus nicht!"

„Sie zwingen mich Ihnen Unangenehmes zu sagen!"

„Ihre Gegenwart ist schon nichts Angenehmes!"

„Sie waren meine Mutter!"

„Ich war es!"

„Sie hätten gegen mich die Pflichten einer Mutter zu erfüllen gehabt!"

„Ich hatte es!"

„Sie haben diese Pflichten nicht erfüllt!"

„Nein!"

„Oh und dies sagen Sie so kalt!"

„Ich gebe Ihnen Recht!"

„Warum haßten Sie mich so!"

„Weil ich sie eben haßte!"

„Ohne Ursache ohne Grund!"

„Nun meinetwegen, weil Sie die Tochter ihres Vaters waren!"

„Konnte ich denn dafür!"

„Das ist gleichgiltig!"

„War dies der einzige Grund?"

„Nein!"

„Darf ich noch mehr wissen?"

„Sie waren schöner wie ich!"

„Ah, Donna —!"

„Sie standen mir im Wege!"

„Ich — nie mit meinem Wissen und Willen!"

„Sie waren eine Thörin!"

„Zu dem letztern hatten Sie mich gemacht!"

„Nun wissen Sie alles!"

„Madame Sie haben also mit Vorsatz nicht die Pflichen der Mutter gegen mich erfüllt!"

„Freilich, so ist es!"

„Das ist hart zu hören!“

„Sie hatten nicht nöthig es zu hören!“

„Freilich nicht!“

„Es wäre für uns Beide besser gewesen, wenn wir uns nicht mehr gesehen hätten!“

„Sie mögen Recht haben!“

„Ich glaube es!“

„Aber Madame Sie haben es nicht bei der Vernachlässigung ihrer Pflicht bewenden lassen!“

„Nicht —? desto besser!“

„Sie versuchten mich zu vernichten!“

„Ach so — ja allerdings!“

„Sie hätten mich tödten können und es wäre gegen das, was sie gethan noch ein gutes Werk gewesen!“

„Meinen Sie?“

„Ja Madame!“

„Vielleicht hätte ich es gethan!“

„Warum mußten Sie mich noch zur Verbrecherin machen?“

„Es war mir so am bequemsten!“

„Mir ein Verbrechen aufzubürden, welches Sie begangen hatten!“

„Ich habe es nicht begangen, man hat mich hintergangen!“

„Und Sie danken nicht Gott, daß es so gekommen?“

„Nein!“

„Oh, Madame!“

„Noch mehr Moral!“

„Ich kam mit der Absicht, Sie wieder Mutter zu nennen!“

„So scheint es!“

„Aber Sie verlöschen den letzen Funken der Kindesliebe, welcher noch in meinem Herzen für Sie glüht!“

„Ich habe nie darauf gerechnet!“

„Sie rechnen auch jetzt nicht darauf?“

„Nein!“

„Und dennoch Madame, sehen Sie her!“

„Ich sehe!“

„Sehen Sie, hätte ich die Arme die mir fehlen, dennoch würde

ich Sie umarmen und sollte es auch nur sein, um Ihnen Lebewohl zu sagen!"

„Es ist unnöthig!"

„Sie wollen mich nicht an Ihr Herz drücken!"

„Nie!"

„Ah, das ist zu viel; doch ich verzeihe Ihnen, ich vergebe Ihnen Alles; es ist meine Kindespflicht, ich erfülle sie und sage: Mutter, meine Mutter, ich verzeihe Ihnen, leben Sie wohl!"

Die Marquise antwortete nicht und Maria zog sich mit Thränen in den Augen zurück.

Der peinliche Eindruck, welchen dies Gespräch auf die beiden Zuhörer gemacht, läßt sich denken.

Paez blickte finster zu Boden.

Elvire schluchzte.

„Gehe Du!" sagte Maria zu dieser.

„Elvire flog zu dem Bette hin und rief:

„Oh Tante, Tante, Donna Isabella, Sie können nicht so hart sein, werfen Sie diese unnatürliche Maske ab, erkennen Sie Ihr Kind und nehmen Sie dasselbe wieder in ihrem Herzen auf, die Zeit hat ja gesühnt und beseitigt was sie einst trennte!"

Die Marquise blickte kalt auf das neben ihr kniende Mädchen und sagte:

„Bist Du auch da!"

„Oh, Madame!"

„Doch freilich, es wundert mich nicht!"

„Warum sollte ich nicht kommen?"

„Ja, ja, es ist gut so, das Ihr alle kommt!"

„Wo ist er —?"

„Wer, Donna?"

„Nun, das Gespenst von heute Morgen!"

„Ich weiß nicht wen Sie meinen!"

„Das Geschöpf, welches ich einst meinen Mann nannte!"

„Sie wissen nicht was Sie sprechen, Donna!"

„Oh, vollkommen!"

„Nein, nein, das ist nicht die Stimme des Verstandes!"

„Meinst Du, ich sei unverständig?"

„Oh, was soll ich thun, was soll ich beginnen, diese unnatürliche Gedanken zu verscheuchen?"

„Nichts, es wäre doch alles vergebens!"

„Sollen wir wieder kommen?"

„Nein!"

„Sie wollen uns nicht wieder sehen?"

„Nein!"

„So leben Sie wohl, Donna!"

„So gut es geht!"

Auch Elwire trat zurück und alle drei standen einige Augenblicke unschlüssig an der Thüre.

Dann trat Paez vor und sagte:

„Donna Rovierez, kennen Sie mich?"

„Nein!"

„Sie kennen mich wirklich nicht?"

„Ich kannte nie einen Menschen ihrer Farbe!"

Paez zuckte leicht zusammen.

Doch er beherrschte sich und sagte:

„Sie wollen mich nicht kennen!"

„Nehmen Sie es meinetwegen so!"

„Gut, es sei, ich bin José Antonio Paez!"

„So?"

„Ich bin der Mann, dessen Eltern, Brüder und Verwandte durch ihren verstorbenen Gemahl schmälich hingeopfert wurden!"

„Was kümmerts mich!"

„Ich bin derselbe, den Sie in Verbindung mit ihm stets verfolgten und zu verderben suchten!"

„Es ist möglich!"

„Ich bin ein Indianer und wie Sie vielleicht glaubten und noch glauben, ein blutdürstiger Wilder der jede Beleidigung schwer zu rächen Neigung hat!"

„Es ist möglich!"

„Trotzdem vergebe ich Ihnen und werde Sie aus der Lage in der Sie sich befinden, befreien, unter der Bedingung, daß Sie nie wieder in dies Land zurückkehren.

„Ich verlange nichts von Ihnen und lasse mir keine Bedingungen vorschreiben!"

Paez blieb einen Moment schweigend stehen.

Dann wendete er sich ab und sagte zu seinen Begleiterinnen:

„Kommt, laßt uns gehen!"

Alle drei verließen die Marquise und den Kerker und es währte eine geraume Zeit ehe Jemand von Ihnen ein Wort sprach.

Endlich that dies Maria und sagte:

„Mich berührt diese Angelegenheit am mehrsten und am nächsten, aber ich muß gestehen, daß ich wirklich nichts mehr für die Frau, welche mich geboren, empfinde!"

Paez antwortete:

„Du hast Recht, eine solche Verstocktheit zerreißt jegliches Band, doch ich werde sie aus dem Lande schaffen!"

84.

Das Urtheil.

Es ist möglich, daß der von Bolivar erhobene Einwand der Unfähigkeit des Congresses von Venezuela über ihn zu urtheilen, den Aufschub der Publikation des Erkenntnisses verursacht hatte.

Lange jedoch dauerte dieser Anfschub nicht.

Denn bereits am nächsten Tage versammelte sich der Congreß wieder und ließ den Libertador ersuchen, zu erscheinen.

Bolivar kam.

Der Jesuit und die Marquise wurden vorgeführt.

Madariago verlaß nach einigen Förmlichkeiten:

„Daß, Don Bolivar des Landesverrathes schuldig, seiner Aemter entsetzt, seiner Würden und Güter verlustig erklärt uud erschossen werden solle.

„Daß die Marquise Rovierez der Theilnahme an jenem Ver-

brechen und der Mordbrennerei schuldig, gehängt werden und daß der Priester Lainez, seinen eignen Bekenntnissen nach schuldig, den Versuch gemacht zu haben, eine mit dem Bestehen des Staates nicht verträgliche Gesellschaft in das Land zu schmuggeln, mit fünfjährigem Gefängnisse zu bestrafen!"

Bis auf den Padre, welcher sein Urtheil mit vollkommenem Gleichmuthe anhörte, machte dasselbe einen gewaltigen Eindruck auf die Verurtheilten.

Bolivar bebte und ward leichenblaß.

Die Marquise zitterte wie ein Espenlaub.

Ersterer wollte antworten.

Doch Paez, der wie gestern den Vorsitz führte, winkte mit der Hand und sprach:

„Nachdem das Urtheil verlesen, welches nach den bestehenden Gesetzen die vor den Schranken stehenden Angeklagten treffen würde, eröffne ich denselben, daß der Congreß, in Anbetracht, daß das wahre Vergehen der drei Personen, welche verurtheilt worden, nie in dem Maaße bestraft werden könnte, wie es solches verdiente, beschlossen hat, jenes Urtheil im Wege der Gnade dahin zu ändern; daß Don Bolivar seiner Würden und Aemter im Staate entsetzt und auf ewige Zeiten aus demselben verbannt wird und daß die Marquise Rovierez, so wie der Priester Lainez des Landes mit der Warnung verwiesen werden, sich nicht wieder in demselben sehen zu lassen. Alle drei sind sofort auf freien Fuß zu setzen."

Die Abänderung des Urtheils erregte eine allgemeine Sensation.

Das Geschrei der Menge auf der Plaza vor dem Congreßhause ward so groß, daß man Unruhen befürchten mußte.

Paez ging hinaus und beschwichtigte das Volk.

Dann kehrte er zurück und bat Bolivar ihm in eins der Nebenzimmer zu folgen.

Bolivar that es.

Dort angekommen, sagte Paez:

„Don Bolivar, so weit ich Sie kenne, fühlen Sie sich durch meine vor Kurzem gegen Sie gemachten Aeußerungen beleidigt!"

„Ja, dies ist allerdings der Fall!"

„Sie wünschen vielleicht Genugthuung?"

„Ich muß sie wünschen!"

„Jene Aeußerungen erhalten zwar bereits im Allgemeinen die Gründe, weshalb ich glaube nicht nöthig zu haben Ihnen Genugthuung zu geben."

„Dieselben Gründe erheischen aber, daß ich solche dringend fordere."

„Schön, ich will Ihnen einen Vorschlag machen!"

„Lassen Sie hören!"

„Wir haben zu oft gezeigt, daß wir den Tod nicht scheuen, um nicht von einander zu glauben, daß wir stets bereit seien, das Leben zu wagen!"

„Ohne Zweifel!"

„Schlagen wir uns daher mit andern Waffen, als Säbel und Pistolen!"

„Mit welchen dann?"

„Und setzten wir etwas anderes ein, als das Leben!"

„Was sonst!"

„Unsern Ehrgeiz!"

„Wie verstehe ich das?"

„Ich entsage für alle Zeiten der Präsidentenwürde hier, und Sie verpflichten sich, nie an die Spitze eines südamerikanischen Staates zu treten!"

„Ein sonderbarer Vorschlag!"

„Ein Vorschlag, der wie ich hoffe, den Völkern ersprießlich sein soll!"

„Ich weiß es nicht."

„Nun überlegen Sie, ich bitte Sie, mir vor Ihrer Abreise die Ehre Ihres Besuches zu schenken."

Bolivar antwortete nicht weiter auf diesen letzten Vorschlag des Paez und Beide betraten wieder den Saal.

Paez ließ den Jesuiten und die Marquise seinen eigenen Wagen besteigen, und geleitete Beide zu Pferde bis an den Hafen.

Hier lag bereits ein Schiff segelfertig, um sie aufzunehmen.

Die Einschiffung der beiden Personen geschah unter dem Zulauf einer gewaltigen Menge.

Doch verhielt sich dieselbe ruhig.

Paez hatte während der Fahrt bis zum Hafen die Marquise genau betrachtet.

Er glaubte wahrgenommen zu haben, daß die günstige Wendung der Dinge sie milder gestimmt hätte.

Wenigstens sprach sie freundlich mit ihrem Begleiter.

Er sandte deshalb seinen Wagen fort, um seine Gattin und Donna Elwire zu holen.

Beide erschienen sofort, und Paez fuhr mit ihnen in einem Boote nach dem Schiffe.

In der Kajüte desselben hatten Mutter und Tochter nochmals eine Zusammenkunft, und den Worten des Jesuiten besonders gelang es, jene endlich umzustimmen, der Natur den ihr gebührenden Tribut zu zollen.

Man nahm Abschied von einander und das Schiff lichtete bald darauf die Anker.

Doch die Vebrecherin, welche die Menschen, welche von ihr zu leiden gehabt, nicht strafen wollten, übernahm das Schicksal zu strafen.

Das Schiff hatte bereits die Höhe von Trinidas erreicht, als eins jener Naturereignisse, welche Amerika so oft erschüttern und seinen gesegneten Fluren Verderben bringen, Westindien heimsuchte.

Ein Erdbeben erschütterte die Karaiben.

Zugleich entstand ein fürchterlicher Nordweststurm und von ihm ergriffen, war das Schiff, welches die Marquise und den Jesuiten trug, wieder südwärts geworfen.

Es war, als sollte die gute Dame durchaus dort, wo sie ihre Vergehen verübt, auch ihre Strafen erleiden.

Das Fahrzeug ward an die Küste zwischen Cumana und Carraccas getrieben.

Aber grade an einer Stelle, wo sich die Schiffe weit in das Meer hineinzogen, festsitzend, war es nicht möglich, die auf dem Schiffe befindlichen Menschen zu retten.

Zwei Tage blieben sie in der schrecklichen Noth und Lebensgefahr.

Denn obschon der Sturm bald nach der Strandung nachließ, gingen doch die Wogen immer noch sehr hoch.

Endlich nach einer schrecklichen letzten Nacht und als bereits das Schiff völlig zertrümmert worden, gelang es den Küstenbewohnern die noch übrigen Menschenleben zu retten.

Doch die Marquise hatte schon vorher zu viel gelitten, um dies letzte Ungemach noch überwinden zu können.

Einem Schattenbilde ähnlich kam sie an das Land.

Sie war nicht mehr im Stande allein zu stehen.

In einer elenden Hütte auf grobem Reisstroh lag sie vier Tage, ohne ärztliche Hülfe, im hitzigen Fieber.

Erst als die Nachricht von ihrem Unglück nach Carraccas gelangt, erhielt sie jene, doch es war bereits zu spät.

Maria Elvire und der alte Marquis waren ebenfalls herbeigeeilt.

Donna Isabella Valeria erkannte sie.

Sie bat, sie mit ihrem früheren Gemahle allein zu lassen.

Es geschah.

Die Marquise schien völlig aufgelöst zu sein.

„Setzen Sie sich!" sagte sie mit matter Stimme.

Alvierez that es.

„Ich habe viel gegen Sie verbrochen!" sagte sie, „es ist wahr, aber ich hoffe, Sie werden jetzt Genugthuung haben, Sie werden mir vergeben!"

„Ich habe dies insofern längst gethan, als ich mich nicht an Sie rächen wollte!"

„Nun auch das mag genügen, aber Sie werden meine Handlungsweise erklärlich finden, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie stets nur als das Mittel betrachtete, dessen man sich bedient, mich zu bestrafen. Ich haßte Sie tödtlich!"

„Das habe ich empfunden!"

„Und doch nicht ganz so, wie ich es früher wünschte!"

„Das glaube ich!"

„Das ist es, was ich Ihnen sagen wollte, nämlich damit Sie die volle reine Wahrheit noch aus meinem Munde haben; jetzt wo ich keine Hoffnung mehr habe, ist auch jenes vorbei, ich hasse Sie nicht mehr, Sie sind mir gleichgiltig, leben Sie wohl!"

Der Marquis schwieg, reichte ihr jedoch die Hand, welche sie durch eine schwache Bewegung zu verlangen schien.

Jenes aber waren die letzten Worte, welche sie sprach und nach einer Stunde hatte sie bereits vollendet.

Ihre Verwandten begruben sie in der Stille.

Der Jesuit wartete ihre Bestattung ab und bestieg bald darauf ein Schiff, welches nach England bestimmt war.

Er starb jedoch auf der Reise in Folge von Entkräftung.

85.

Schluß.

Bolivars ehrgeiziger Charakter erlaubte ihm nicht, auf die von Paez gemachten Vorschläge einzugehen, noch weniger aber konnte er demselben die durch ihn erlittenen Beleidigungen vergeben.

Er suchte Paez nicht selbst zu einer Unterredung auf, aber er sendete zu ihm.

Einer seiner Adjutanten hatte den Auftrag übernommen und brachte an Paez die Botschaft, daß er von Granada aus, auf seinen Vorschlag antworten werde.

Diese stolze und zugleich unüberlegte Mittheilung ließ deutlich genug erkennen, was er beabsichtigte.

Als Bolivar daher Carraccas verlassen, begann Paez zu rüsten, um auf alle Fälle bereit zu sein.

Die Klugheit und die Humanität bedingten jedoch auch dem ehrgeizigen Libertador in Granada entgegenzuwirken.

Man wählte hierzu einen jungen Mann Namens Santander, den Sohn eines Mannes, der viel durch Bolivar gelitten.

Dieser langte auch fast zugleich mit ihm in Bagata an, um ihn zunächst zu beobachten, während man in Venezuela rüstete.

Doch mit dem Eintreffen in jene Stadt schien überhaupt der Wendepunkt seines Glückes eingetreten zu sein.

Ein großer Fehler seinerseits war die Abfassung eines Code boliviano durch seine Adjutanten.

Die Bekanntmachung desselben erbitterte die angesehenen Bürger der Republik außerordentlich.

Dennoch ward Bolivar auf Lebenszeit zum Präsidenten gewählt.

Dafür ward von ihm sofort die Preßfreiheit und die Schulbildung beschränkt.

Doch in schneller Folge machten ihn nunmehr seine Maaßregeln beim Volke wie beim Heere verhaßt und als er willkürlich den Congreß aufgelöst, gab es vielleicht keine Stimme im Volke mehr für ihn.

Sein eigentlicher politischer Tod aber waren die Worte:

„Colombier, ich rede jetzt nicht mit Euch von Freiheit; denn erfülle ich meine Versprechungen, so werdet Ihr mehr als frei, Ihr werdet geachtet sein, überdies, weshalb unter einer Dictatur von Freiheit reden; möge ein Band der Eintracht das Volk, welches gehorcht und denjenigen, der als Höchster regiert, aneinanderketten!"

Zum Kaiser fehlte nur noch ein Schritt.

Doch Santander hatte alle Ereignisse gebührend an Paez berichtet und dieser nahete sich in der Stille mit einem Heere den Grenzen.

Er selbst ging im Geheimen nach Bagata, und erschien in der Generalversammlung, in welcher Bolivar sich wählen zu lassen beabsichtigte.

Bolivar erblickte ihn.

„Ha!" rief der ehrgeizige Mann, „seht dort!"

Alles blickte hin, wohin er zeigte.

„Seht dort!" wiederholte jener, „ein Spion, ein Verräther, ergreift ihn!"

Doch Paez erhob seine mächtige Gestalt.

„Der Verräther," rief er, „steht dort. Zwar bin ich ein Fremder in diesem Lande, aber dennoch ist mein Charakter demselben bekannt, wie mein Name und der Letztere ist Paez!"

„Paez hier!" murmelte man.

„Als jener Mann!" fuhr Paez fort, „vor nicht langer Zeit begangener Verbrechen wegen in Carraccas hätte verhaftet werden müssen, achtete man seine Nationalität, ich hoffe man wird dies auch mit mir und bei mir thun!"

„Ja wohl, ja wohl!" riefen eine Menge Stimmen.

Doch Bolivar, so gestört in seinen Plänen, schrie:

„Man verhafte ihn.

Da jedoch brach der Sturm aus.

Die Versammelten drangen auf ihn ein!

„Nieder mit dem Tyrannen!“ rief man.

„Nieder mit dem Verräther!“

Bolivar einen Moment erschrocken, versuchte den Wirbel zu beschwichtigen.

Doch es war vergebens.

Sich zu retten, mußte er durch das Fenster entfliehen.

Aus dem Fenster sprang er in einen Garten.

Von hier lief er zu einem Flüßchen, über welches eine Brücke führte.

Unter dieser verbarg er sich mehrere Stunden.

Als der Lärm sich ein wenig gelegt hatte, wagte er sich wieder hervor und in den Sitzungssaal hinein.

Doch hier hatte sich Paez indessen mit der Versammlung geeinigt und durch die Vollmacht des jüngsten Congresses von Valenzia sich als Gesandten von Venezuela ausgewiesen.

Als Bolivar wieder eintrat, sagte er:

„Somit also, Simon Bolivar, bin ich hier, um mein Anerbieten von früher zu wiederholen, Sie entsagen der Präsidentenwürde hier und ich in Venezuela!“

Bolivar schwieg längere Zeit.

Endlich jedoch sagte er:

„Wer giebt Ihnen ein Recht hier zu erscheinen!“

Paez reichte ihm schweigend die Vollmacht.

„Aber wer giebt Ihnen das Recht so hier aufzutreten?“

„Dies thue ich selbst!“

„Sie müssen dies doch durch irgend etwas zu stützen suchen?“

„Gewiß!“

„Nun, darf ich wissen?“

„Ja, durch Ihre Absichten!“

„Durch meine Absichten?“

„Durch Ihre Gelüste sich zum Kaiser oder Könige ausrufen zu lassen!“

„Ah — das ist Verleumdung!“

„Diese Herren hier werden das zu beurtheilen wissen!“

„Und wenn es wahr wäre —?“

„Nun —!“

„So kümmerten meine Gelüste Sie nicht!"

„Oh — doch!"

„Nie werde ich dies zugeben!"

„Darauf rechnete ich auch nicht!"

„Eben so wird es die Welt, sie wird über uns richten!"

„Sie wird es und ich scheue ihr Urtheil nicht!"

„Es wird endlich doch kommen was ich beabsichtigte!"

„Nicht, so lange ich es verhindern kann!"

„Sie leben nicht ewig!"

„Sie ebenfalls nicht!"

„Es werden andere nach mir dieselben Gelüste haben!"

„Es giebt nicht viel Bolivars!"

„Was meinen Sie damit?"

„Nicht jeder thut unrecht, wenn er Gelegenheit hat, recht zu handeln!"

„Don Paez!"

„Don Bolivar?"

„Sie beleidigen stets, ohne Genugthuung zu geben!"

„Gehen Sie auf meinen Vorschlag ein und es soll Ihnen auch Genugthuung werden!"

Bolivar schwieg wieder.

So lange hatte auch die Versammlung sich ruhig verhalten.

Doch jetzt schrie man:

„Ja wohl, entsagen Sie der Würde, welche Sie entehrten!"

Bolivar erbleichte und biß die Zähne zusammen.

Dann rief er:

„Wohl, es sei, auch die Römer behandelten ihre Edelsten mit Undank!"

Diese Aeußerung rief mehrfaches Lächeln hervor.

Doch man schwieg.

Eine Entsagungsurkunde ward aufgesetzt und unterzeichnet.

Bolivar erhielt ein Jahrgeld von 30,000 Piastern.

Die Versammlung schritt sofort zur Wahl eines neuen Präsidenten.

So weit wäre die Sache hier beendet gewesen.

Doch nunmehr trat Paez zu Bolivar und sagte:

„Jetzt, wo es gleichgiltig ist, ob ich todt bin oder lebe, stehe ich zu Diensten!"

„Gut!" rief Bolivar.

Doch es sollte nicht so kommen!

Bolivar durch das Mißlingen seines Planes mitgenommen, durch die Aufregung, welche die letzten Ereignisse erzeugt hatten, erweckt, erkrankte bereits einige Stunden nach Beendigung der Sitzung.

Sein Zustand verschlimmerte sich in der Nacht so sehr, daß die Aerzte die Hoffnung aufgaben.

Der Bischof von Santa Marta wachte bei ihm.

Am Morgen verlangte er, daß man Paez rufen sollte.

Paez erschien.

Bolivar war bereits sehr schwach.

Er sagte:

„Freund Paez, Sie wollten mir Genugthuung geben!"

„Ja, Don Bolivar, doch reden wir jetzt nicht davon!"

„Ja, reden wir davon!"

„Es scheint aber gegenwärtig überflüssig!"

„Auch für die Zukunft, Freund!"

„Hoffen wir dies, doch nicht wie Sie es meinen!"

„Gleichviel, doch es ist auf alle Fälle so, hören Sie?"

„Ich bin Ohr!"

„Der Sünder, welcher stirbt, bereut wohl stets?"

„Man sagt es, aber wir sind alle Sünder!"

„Wenigstens ich!"

„Vielleicht nicht so sehr als es scheinen mag!"

„Ja doch — ich bereue auch!"

„Jeder Mensch hat wohl irgend etwas zu bereuen!"

„Nicht so wie ich, ich litt an Ehrgeiz!"

„Auch an Edelmuth, Don Bolivar!"

„Ich war rachsüchtig!"

„Doch auch großmüthig!"

„Nein, nein, ich war listig!"

„Doch auch wieder offen!"

„Ich wollte Sie tödten lassen!"

„Das habe ich vergeben!"

„Ich wollte alles daran wagen zu steigen!"

„Das glaube ich, doch der Adler fliegt gerne hoch!"

„Ich habe mit den Feinden des Landes intriguirt!"

„Das ist erklärlich!"

„Nun, mit einem Worte, Ihre Beschuldigungen waren begründet!"

„Sonst hätte ich sie nicht gemacht!"

„Würden Sie mir jetzt nach diesem Geständniß noch Genugthuung geben!"

„Ja!"

„So geben Sie mir dieselbe!"

„Wie?"

„Ich meine Ihre Hand!"

„Ah — gerne!"

„Und Ihre Verzeihung?"

„Ich verzeihe Ihnen, Don Bolivar!"

„Und ich — ich entbinde Sie Ihres Wortes!"

„Oh, unnöthig!"

„Aber ich thue es!"

„Jene Würde ist mir eine Last!"

„Ich begreife einen Mann ohne Ehrgeiz nicht!"

„Freuen Sie sich dessen!"

„Weshalb?"

„Die Schule, in welcher man ihn erlernt, ist bitter!"

Bolivar sah seinen bisherigen Gegner mit großen Augen an und schien nicht recht verstanden zu haben.

Gleich darauf redete er irre.

Doch kam er wieder zur Besinnung und rief:

„Eintracht, Eintracht, sonst wird die Hyder der Zwietracht Alles verderben!"

Dann starb er ohne einen Seufzer auszustoßen.

Es war ein Uhr Mittags geworden.

Paez ging sofort nach Venezuela zurück.

Er entließ die Truppen und begab sich nach Carraccas.

Hier legte er seine Würde nieder, um wieder seinen Landsitz zu beziehen.

Doch bevor dies geschehen konnte, bevor der arme Paez völlig

nach einem so vielfach bewegten Leben zur Ruhe kommen konnte, sollte er nochmals traurig berührt werden.

Der Marquis Alvierez war von dem Begräbniß seiner einstigen Gattin zurückgekehrt.

Er schien schweigend und traurig.

Marie suchte ihn zu erheitern.

„Was fehlt Ihnen, mein Vater?" fragte sie.

Der ehemalige Gouverneur blickte sie groß an.

„Vieles!" entgegnete er dann.

„Kann ich es nicht wissen?"

„Es nutzt zu nichts!"

„Aber es erleichtert Sie vielleicht!"

„Wohl kaum!"

„Doch, versuchen Sie es!"

„Ich dachte an das Leben, welches ich geführt!"

„Oh, mein Vater —!"

„Es war traurig!"

„Gott, wohl, aber Sie haben ausgelitten!"

„Sie hat ausgelitten, willst Du sagen!"

„Auch sie, ja, doch Sie nicht!"

„Nein!"

„Fühlen Sie sich nicht glücklich?"

„Nein, Maria!"

„Wer trägt die Schuld daran?"

„Oh, ich sagte es Dir ja, mein früheres Leben!

„Sie kommen immer wieder darauf zurück!"

„Ich muß!"

Der Marquis seufzte!

An diesem Tage war noch nichts weiter zu bemerken, als seine Trauer.

Am nächsten jedoch erklärte er, daß er seine Tage in der Nähe des Grabes der Marquise zubringen wolle.

Dorthin wanderte er von jetzt ab jeden Tag.

Als die zuletzt erzählten Ereignisse vorgefallen und Paez wieder zurückgekehrt, sich im Kreise seiner Familie befand, öffnete sich die Thüre des Zimmers und eine Gestalt trat ein.

Paez erschrak.

Denn jene Gestalt, verschrumpft, geisterbleich, mit stierem Auge, war der Marquis.

„Mein Gott!“ rief jener.

Der Marquis blieb vor ihm stehen, riß die glanzlosen Augen weit auf und murmelte:

„Vergebet, so wird Euch vergeben!“

„Mein Gott!“ wiederholte Paez zu Marie gewendet, „was ist das, was ist aus dem Vater geworden?“

Marie weinte.

„Der Gram hat das Licht seines Verstandes getrübt!“ entgegnete Elwire.

Paez sah ernst und schweigend der gebrochenen Gestalt nach, wie sie aus dem Zimmer wankte.

„Traurig!“ murmelte er.

„Nicht wahr!“ sagte die Tochter.

Beide schwiegen einige Zeit.

Dann begann Paez wieder:

„Und immer noch besucht er ihr Grab?“

„Immer noch!“

„Seit wann hat sich die Schwäche seines Geistes gezeigt?“

„Seit einigen Wochen!“

„Plötzlich?“

„Ja, der Vater war auf dem Grabe eingeschlafen und erst in der Nacht erwacht!“

„Welche Unvorsichtigkeit!“

„Allerdings, ich wollte ihn nie allein gehen lassen und doch weigerte er sich immer standhaft, Begleitung anzunehmen!“

„Nun weiter!“

„Als er erwachte, so lauteten später seine Worte, stand die Marquise vor ihm und rief ihm drohend:

„Vergebet, so wird Euch vergeben!“

„Am nächsten Morgen wiederholte er nur noch diese Worte.“

„Ah, das ist es, was ihm am Herzen nagte!“

„Noch eine volle Woche hatten die Angehörigen die Trauer und

die Bewohner von Carraccas das Bild des wandelnden Gespenstes; dann starb der vielgeprüfte Greis.

Er ward, wie er früher gewünscht, neben seiner ehemaligen Gattin begraben.

Paez aber, jetzt durch nichts mehr zurückgehalten, verließ mit seiner Familie Carraccas, um sich auf seine wiederaufgebaute Hacienda zu begeben.

Vorher aber erklärte er dem Senate, daß er nie wieder Antheil an Regierungsgeschäften nehmen werde:

„Ich habe mein Theil gethan!“ rief er, „ich bin alt und bedarf der Ruhe, ich will sie nach meiner Weise auf meinem Landsitze genießen.

Auf diesem hausend, ahnte Niemand, der ihn später sah, in dem schlichten, graden, dunklen, den Indier, den Menschen, der so seltene Schicksale erlebt, den Helden, oder den großen Staatsmann, und fügen wir diesem das Urtheil des Biographen des großen Mannes, der unbedingt seinen Platz neben Washington hat, hinzu:

Derselbe sagt:

So genießt Paez den doppelten Ruhm, sein Vaterland, dessen eigentlicher Befreier er, der Llanero, der einst rohe, unkultivirte Indianer, ist, von dem Joche der Spanier befreit und ihm im Innern Ruhe und die Elemente des Gedeihens gesichert und seinen eigenen Ehrgeiz der Bürgerpflicht geopfert zu haben, und so steht er, der Sohn der Natur, den aber diese mit Kraft und Verstandesschärfe ausgerüstet und den der Zufall mit Kenntnissen versehen hat, auf einer höheren Stufe, als die meisten, europäischen Diplomaten, die feinsten Söhne der feinen Cultur.

Als aber Paez bereits still auf seiner Hacienda lebte, dagegen die Nachricht von seinen letzten Handlungen nach Europa gelangte, saß zu Rom, in der mächtigsten Registratur der schwarzen Bücher der Gesellschaft Jesu, welche eine ungeheure Conduitenliste der hervorragendsten Familien und Personen der ganzen Welt enthalten, ein Mann vor einem der gewaltigsten Folianten weit über denselben vorgebeugt.

Es war der Jesuitengeneral.

Aufmerksam hatte er die in verschiedenen Rubriken hinter dem

Namen José Antonio Paez befindlichen Notizen gelesen. Dann ergriff er schnell die Feder und schrieb in einer hintern noch leeren Columne:

Die Erziehung und beabsichtigte Benutzung dieses Menschen war weniger ein Mißgriff, als eine falsche Berechnung; aber auch diese läßt sich entschuldigen, weil die Zeitverhältnisse in ihrem Umschwunge kaum eine genaue Combination zuließen und im Verlaufe der Ereignisse unvorherzusehende Dinge sich widersprechende Methoden nothwendig machten. Indessen dürfte dies Beispiel keineswegs verloren sein und zeigt besonders, in wie weit auch Leute der braunen Raçe zu benutzen sind. Sollte, was nicht zweifelhaft ist, die Gesellschaft nicht wieder die ihr entrungene Gewalt über die Erde ausüben, so wird dies ein Wink sein, der nicht übersehen werden darf.

Berlin, Druck von R. Gensch, Stralauerstr. 42.

Schmeling, Carl

Don Jose Antonio der Steppen-Häuptling oder die Schrecken des Bü
rgerkrieges Historische Erzählung aus den Zeiten der amerikanischen
Befreiungskriege von Carl Schmeling. A. m. d. Tit.: Der Weg zur Prä
sidentenwürde oder ein Schnitenzögling
Bd.: 6

Berlin 1856